erm.
65

er

etik

P. o. germ. 1555 o

<36634557730014

<36634557730014

Bayer. Staatsbibliothek

Vorlesungen

zur

Aesthetik,

vornehmlich

in Bezug auf Göthe und Schiller.

Von

Dr. Wilhelm Ernst Weber, Professor,

Director der Gelehrtenschule zu Bremen.

Hannover 1831.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

P. o. germ. 1555o

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BG

Dem Herrn

August Wilhelm von Schlegel

aus

inniger Verehrung

gewidmet

Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ew. Hochwohlgebornen vorliegende Versuche, in einige Dichtwerke der deutschen Literatur an der Hand ästhetischer Erörterung einzudringen, mit ehrerbietiger Liebe zu überreichen, konnte mich nicht ein selbstgefälliges Zutrauen auf deren Verdienst bestimmen; das, in der begeisterten Hochachtung für die Idee der Kunst, und dem wohlgesinnten Bestreben, für Anerkennung dieser Idee und ihre liebende Würdigung zu wirken, ausschließlich beruhend, sich weit über sein Maaß geehrt fand durch die schöne Theilnahme jener edlen und gebildeten Kreise, vor denen diese Vorlesungen statt gefunden. Sondern, indem ich, einem ernsten Berufe angehörend, welcher in der Regel diesen zarteren und anmuthigeren Studien sich nicht zuneigt, zuweilen selbst wohl lächeln mußte, daß mich die Dreistigkeit übernehmen können, aus des Schulstaubes Engen heraus über die höchsten Interessen der zierlichen Welt meine Stimme zu erheben, sah ich mich um nach Gewährschaften und, wie der römische Ausdruck es nennt, nach wohlhabenden Zeu-

gen, an welche die in diesem Buche ausgesprochenen Ansichten zuletzt sich lehnen dürften. Welcher Name aber an dem Sternenhimmel deutsches Literaturglanzes hätte neben den hohen Genien, denen die ersten Vorlesungen dieser Sammlung gewidmet sind, mir eher, als der Ew. Hochwohlgebornen begegnen können, sobald von schöpferischer Erfassung, von geistiger, zarter, congenialer Durchdringung, von gesetzgeberischer Bestimmung des Gebietes ästhetischer Schönheit die Rede ist? Es würde der Bescheidenheit wenig geziemen, und ein sehr nachtheiliges Urtheil über die Erinnerungsfähigkeit unsres deutschen Volkes beurkunden, wenn hier erst auseinandergesetzt werden sollte, mit welcher Kraft, mit welcher Tiefe, mit welcher weitgreifenden Begeistigung Ew. Hochwohlgebornen das einst von Lessing großartig gegründete Werk deutscher ästhetischen Kritik aufgenommen, erweitert, fortgeleitet, in der Idee vollendet haben. Unsre laufenden leichtlebenden Generationen scheinen freilich von den Wirkungen jener größten Epoche

unserer deutschen Literatur, in der Ew. Hochwohlgebornen so ruhmwürdig mitstrebten, offt weder Spur noch Begriff zu zeigen; allein hat man dieses hauptsächlich der zerstückelten, einseitigen, verschrobenen Bildung beizumessen, welcher ein Theil unserer vaterländischen Jugend in den Tagen der Deutschthümelei anheim fiel, wo die Ehrfurcht gegen jegliches Große aus hellen und klaren Gebieten einem abgöttischen Fanatismus für die dunklen und dumpfen Anregungen des Mittelalters weichen mußte: so kann man sich über die Folgen solcher Verirrung um so mehr beruhigen, als längst wieder eine gediegene, auf die Studien des klassischen Alterthums, welche keiner Querköpfigkeit Vorschub leisten, und auf eine liberale Anerkennung alles Edlen und Schönen in der modernen Welt begründete Schulbildung allgemein angestrebt wird. Diese stellt sowohl der nebulistischen Mittelaltrigkeit, als jener platten, seichten, übergeschnappten Schöngeisterei, welche die Ausübung der Musenkunst zu einem Modespiele der faden Klein-

meister in ihren müssigen Stunden herabgewürdigt hat, den nachhaltigsten Damm entgegen; und fehlen kann es nicht, es muß bald wieder eine Zeit hochsinniger Erhebung aus der Unnatur und der Flachheit in unsrer ästhetischen Bildung anbrechen, welche jenen unvergeßlichen Tagen, wo in Weimar und Jena die herrlichsten Geister unsrer Nation zusammen wirkten, sich würdig anreihe.

Auf die Wiederkehr einer solchen Zeit, in wiefern sie nicht bloß auf dem Erstehen hochbegabter productiven Talente, sondern vornehmlich auch auf einem wohlvorbereiteten, empfänglichen, entsprechenden Geschmacke des Publicums beruhen kann, nach meinen Kräften hinzuarbeiten, war der leitende Trieb, welchem ich bei Abfassung vorliegender Aufsätze mich hingab. In welchem Sinne sie wirken sollten, wünschte ich durch Vorsetzung Ew. Hochwohlgebornen gefeierten Namens anzudeuten; nicht als maaßte ich mir an, mich von dem Geiste genialischer Umsicht und persönlicher dichterischen Gewaltigkeit erfüllt zu

halten, mit welchem Ew. Hochwohlgebornen einst in die Schranken getreten gegen die verkehrten Richtungen unserer Literatur; noch auch, als dächte ich mich für die eignen Wagnisse hinter einen mächtigen Schild zu flüchten: sondern um auszudrücken, welchen Anregungen zumeist ich zu verdanken habe, was in meinen Bemühungen von einem besseren Geiste zeugen mag; um darzuthun, nach welchen vorbildenden Studien sich mir die Idee des ästhetisch Schönen gestaltet; um in einer Aeußerung treuverehrender Liebe, der es wohlthut, gegen geistige Förderer sich dankbar zu beweisen, darzustellen, daß das Reich der Ideen nicht bloß in ununterbrochner Fortleitung seines Stoffes und der Behandlung desselben organisch zusammenhange, sondern daß es wesentlich auch getragen werde durch Empfänglichkeit und Wärme des Herzens; wo man nicht sich fragt: was habe ich gewonnen, sondern auch: durch wen? Die Pietät in der literarischen Atmosphäre, welche in besseren Zeiten nur einzelne Barbaren verkannt haben, scheint gegen-

wärtig hie und da geflissentlich hinausgeschoben zu werden. Ich halte mich nun nicht wichtig genug, um meine Denkweise zu einem Beispiele des Gegentheils an den Tag zu legen: aber was ihm nicht recht dünkt, soll ein wohlmeinend Strebender nicht im Stillen mißbilligen; er muß thun, was ihm das bessere Gefühl sagt: wie man es ihm auslege, darf ihn unbekümmert lassen.

Daß diese Vorlesungen sich wiederholentlich polemisch gegen unsre Tagesliteratur vernehmen lassen, war nach allem hier Erwähnten, unumgänglich. Ich kann auch den Zelotismus gegen die Mittelmäßigkeit, wie man diese Polemik neulich genannt hat, nicht so trostlos finden. Nothwendig ist es einmal, gegen das Ungenügende zu protestiren, wo ein ganzes Volk sich in seinem ästhetischen Sinne so unsicher zeigt, daß es zwischen dem Vortrefflichen und dem Absurden keinen Unterschied macht. Das Volk als Masse darin aufzuklären, wird auch auf lange noch hinaus ein vergebliches Unternehmen blei-

ben. Aber die Einzelnen, wo sie wenigstens ihre Urtheilsfähigkeit noch nicht ganz abgestumpft haben, und noch geneigt sind, auf das Gründliche einzugehn, sobald man ihnen eine Handhabe dazu giebt, für einen entschiedneren Geschmack zurückzugewinnen, kann nie eine fruchtlose oder unerfreuliche Mühe seyn. Aus dem Kampfe gegen das Schlechte geht der Sieg des Guten auch in der Literatur hervor, und nichts scheint mir verderblicher als jene Schlafhaubengesinnung, wo man die Hände in den Schooß legt, weil man denkt, sie zu regen hilft doch nicht. Wer im Aesthetischen das Mittelmäßige als eine Potenz anerkennt, der stellt einen Zusammenhang auf zwischen dem Vollkommenen und dem Verkehrten, den man zwar in der Bildung des Subjects, nicht aber im Werthe der Leistung darf gelten lassen. Es sinkt mehr als Eine Nachtwolke am Himmel des Geistes, die Hähne krähen, es röthen sich die Spitzen der Berge: auf seinem Posten ein Wächterlied, daß ihn der am Morgen gerade gewaltigere Schlaf nicht schmählich

übermanne, kann einem wackergesinnten Krieger nicht schaden.

In Betreff der Vorlesung über Göthe's Braut von Corinth habe ich zu bemerken, daß ich von der Erörterung, welche mein Freund und Lehrer Passow in der Philomathie Band II, Seite 126 fgg. diesem Gegenstande gewidmet hat, damals keine Kenntniß hatte. Da sein Urtheil über den Werth der fraglichen griechischen Urkunde von dem meinigen gänzlich abweicht, so können unsre Aufsätze auch jetzt wohl noch neben einander bestehen. Der meinige erschien zuerst, wie die übrigen in Frankfurt gehaltenen Vorlesungen, in einem dortigen, jetzt eingegangenen Blatte, die Iris. Die dritte Vorlesung über Leopold Schefer ward mündlich nicht vorgetragen.

Dürfte ich mir nun schmeicheln, daß diese Arbeiten geeignet wären, Ew. Hochwohlgebornen Zufriedenheit wenigstens theilweise zu gewinnen; daß Sie in denselben einen frischen, regsamen, das Rechte

nicht auf falscher Bahn verfolgenden Sinn erkennten; daß Sie Ursache fänden, aus Bemühungen solcher Art einige Hoffnung zu schöpfen, daß die jüngeren Geschlechter jenen Geist nicht ganz werden untergehn lassen, in welchem Sie mit gleichdenkenden Jugendgenossen diese Studien betrieben, so würde ich mich freudig aufgemuntert fühlen, auch künftig meine Mußestunden diesen Gegenständen nicht ganz zu entziehen.

Mögte Ew. Hochwohlgebornen der Abend Ihres ruhmvollen Lebens, in mildem Glanze lange fortleuchtend, unter dem Frieden Deutschlands, im Schooße wohlverdienter Ruhe, bei dem Genusse alles Edelsten und Schönsten, in der Weise dahingehn, daß auch an Ihnen die vaterländische Muse sich dankbar bewähre, und die deutsche Nation in dem Maaße, wie Sie unter ihren größten Genien ihr in Bildung, Kunst und Sitte förderlich gewesen, Ihnen selbst wieder Ehre, Treue, Liebe unablässig beweisen.

Genehmigen Sie die Gesinnungen der innigen Verehrung, mit welchen ich verharre als

Dero

Bremen
den 14. October
1830.

ergebenster
Wilhelm Ernst Weber.

Inhalt.

Zur Beurtheilung Göthe's in Bezug auf Schiller.

Erste Vorlesung . . . . Seite 1.

Zweyte Vorlesung . . . . = 13.

Ueber Göthe's Tasso.

Erste Vorlesung . . . . = 28.

Zweyte Vorlesung . . . . = 47.

Ueber Göthe's Natürliche Tochter.

Erste Vorlesung . . . . = 77.

Anhang zur ersten Vorlesung über Göthe's Natürliche Tochter . . . . = 91.

Zweyte Vorlesung . . . . = 159.

Die Geschichte der Braut von Corinth = 193.

Ueber den Wilhelm Tell von Schiller Seite 202.

Ueber Leopold Schefers Novellen.

Erste Vorlesung . . . . = 218.

Zweyte Vorlesung . . . . = 241.

Dritte Vorlesung . . . . = 260.

Zur
Beurtheilung Göthe's in Bezug auf Schiller.

Erste Vorlesung.

(Gehalten im Museum zu Frankfurt a. M. den 17 Novbr. 1826).

Hochgeehrte Versammlung!

Zweyerlei Oppositionen haben sich in unsern Tagen in der deutschen Literatur erhoben, um Göthe von dem Throne unserer Poesie herabzustoßen, und an seiner Statt Schiller hinauf zu setzen. Wenn nun schon der Unbefangene über den ganzen Begriff eines solchen Unternehmens, wie überhaupt über die seltsame Manie der deutschen Gelehrten, nach welcher Alles, was da ist, wirkt und schreibt, sich ihnen nach Rangklassen und Fachrubriken, wie in einem Addreßkalender, fügen soll, zu lächeln sich nicht entbrechen kann: so dient es doch immer zu einiger Aufklärung für Schwankende und Unbelehrte, die Gründe einer solchen Auflehnung gegen einen Genius, den das

Jahrhundert als die Centralsonne seiner dichterischen Erwärmung, selbst außer den Gränzen unseres Vaterlandes, anzuerkennen beflissen ist, kurz zu beleuchten, und damit zu einer genügenden Würdigung des Verhältnisses zu führen. Zwar scheint die Eine dieser Oppositionen in ihrer öffentlichen Aeußerung bereits verschollen zu seyn; indem sie sich freilich mit einer so entschiedenen Linkheit benahm, daß sie nur auf dem Schlachtfelde zu erscheinen brauchte, um das Gelächter aller Heitergesinnten erschallen zu machen, und sie selbst die Gegner eines ernsthaften Kampfes ganz überhob. Gleichwohl aber ist es gerade sie, welche ihrer Anhänger unendlich viele im Stillen zählt, weil das Princip, von welchem aus sie verfährt, gar viele schwache Seelen mit sich zu ziehen im Stande ist. Es braucht jetzt kaum noch ausgesprochen zu werden, daß hier von der frömmelnden und fröstelnden, bleichwangigen, hohläugigen Afterästhetik geredet wird, welche vor einigen Jahren ein gutmüthiger, aber beschränkter Geistlicher geltend zu machen höchst unbedachtsam unternahm; die von dem andächtelnden Wahne ausgeht, als müsse die Poesie nun durchaus keinen andern Wirkungskreis in der Seele des Menschen suchen, als den ganz gemeinen pädagogisch moralischen. Wie in einer früheren Epoche manche Weltleute der Religion, die sie für ihre eigne sogenannte Aufklärung entbehrlich hielten, in Bezug auf die unteren Classen das Wort redeten, weil sie doch immer als ein Unterstützungs- ja Ersatzmittel mangelhafter Polizeianstalten zu dienen schien: so soll sich, nach besagter Siechhausästhetik, die Kunst als geistige Beguine vermiethen und

die Ergüsse der dichterischen Entzückung sollen bei den verödeten, zugleich aber überbildeten Herzen die Stelle der nachgerade langweilig gewordenen Erbauungsbücher vertreten. Diese Aesthetik eifert in zelotischer Deklamation gegen Nacktheit, Unsittlichkeit und heidnischen Pantheismus in der Göthischen Poesie; sie gestattet keine andere, als, nach ihrem Ausdruck, unschädliche Charaktere; sie will bloß christliche, fromme, rechtgläubige, wo möglich pietistische Gesinnung; sie abominirt die Iphigenia, weil sie, anstatt etwa zur Jungfrau Maria, zu der Diana betet; Eugeniens großartige Fassung in den peinlichsten Schicksalen, ihre zarte Weiblichkeit, ihre heldenmüthige Resignation vermag sie nicht zu rühren, weil ihre Geburt der kirchlichen Convenienz nicht ganz gemäß war; der Faust verdient nach ihr sammt seinem Verfasser vom Teufel geholt zu werden, und die Wahlverwandtschaften sind eine gottlose, giftige Lektüre, die man wohl hätte sollen öffentlich durch Henkershand verbrennen lassen. Es ist diesem Fanatismus gänzlich verschlossen, daß die Dichtkunst an sich selbst eine sittliche That ist, in sofern sie, von der Begeisterung durch ein Urbild des Schönen und Vortrefflichen ausgehend, in freier Thätigkeit dem in der Erscheinung Rohen, Unzusammenhangenden, Beängstigenden der Sinnen- und Sittenwelt, Gestaltung, innere Nothwendigkeit, Adel der Idee mittheilt, und aus den unvollkommenen und gebrechlichen Ingredienzien der wesenheitlichen Schöpfung eine zweyte, höhere, harmonische, wohlthätig über den Schmerz des Lebens emportragende, hervorzaubert. In der Unsittlichkeit und dem Laster,

1*

in sofern sie als mißbrauchte Kräfte der Freiheit erscheinen, erkennt sie des Lebens Hebel so gut als in der Strenge und der Würde der Tugend; sie aus dem Leben herauslassen kann sie so wenig, als es der ewigen Vorsehung gut geschienen, ein Menschengeschlecht ohne Sünde zu schaffen. Aber es kommt ihr nicht ein, diese die Weltordnung störenden Elemente als billigenswürdig erscheinen zu lassen; so wenig, als sie es nöthig finden kann, die Tugend als Bußprediger zu schildern, und sie in ihrer heilsamen Kraft für ein glückliches und zufriedenes Spießbürgerleben weitläuftig zu rekommandiren. Sie würde in dem ersteren Falle aufhören, ihren erhabenen Beruf, das Schöne in seiner idealen Herrlichkeit abzuspiegeln, zu erfüllen; sie würde herabsteigen von ihrem Throne und sich entwürdigen zur Buhldirne der Frivolität, eine Verirrung, der sich in unsern Tagen eine große Zahl sogenannter Dichtwerke überlassen hat, welche die Musen nicht anerkennen, und die nur ein verdorbener Zeitgeschmack erträglich finden, ja beklatschen, und als ächte Poesie anpreisen kann. Sie würde aber auch im zweyten Falle ihrer Würde vergeben, wenn sie, dem innern entzückenden Reize sittlicher Hoheit und Größe mißtrauend, ihm durch empfindsame Diatriben einen Panisbrief mitgeben wollte, damit doch ja die Welt ihn nicht verkenne, sich von ihm locken lasse, und doch alles Mögliche thue, um sich, an seinem beneidenswerthen Glanze ein Beispiel nehmend, zu bekehren, und um Gottes Willen fromm und artig zu werden. Die Dichtkunst würde die Wahrheit verletzen, ohne die kein Bild des Lebens anziehend werden kann,

wenn sie sich hüten wollte, eine empfindliche Seite im sittlichen Verhältnisse der Menschheit zu berühren; sie würde die Weltordnung Lügen strafen, wenn sie sinnlichen Lohn und Strafe für sittliche Beharrung oder Verkehrung aufzeigen wollte; sie würde die Majestät der Tugend herabsetzen, wenn sie ihr irgend ein Strebensziel außer ihr selbst anwiese. Mit Einem Worte, die Dichtkunst, wie jede Kunst des Schönen, hat keinen Zweck außer sich selbst. Nur in sofern sie durch sich selbst den ganzen Menschen erhebt, ihn hinwegreißt über die kleinlichen und armseligen Verschränkungen seines Alltagslebens, und ihm für einige festliche, ja geweihte Momente eine Welt hinzaubert, die ihm seine innerste Natur selbst, entkleidet von jenen widerwärtigen Zufälligkeiten, offenbart, und vielleicht ihn stärkt zu edlem Selbstvergessen in dem Gemeinen, das ihn umgiebt, und das auch an ihm nagt; ihn vielleicht stählt bei würdigem Entschlusse, sich desselben zu erwehren und es zu bändigen unter das Gesetz seines inneren Adels: nur in sofern wird auch die Dichtkunst, wie jedes Große, sittlich wirken. Aber jeder begreift, daß sie an sich selbst schon, um zugänglich zu werden, eine sittliche Seele verlangt, daß sie schlecht zu brauchen wäre, wo in der Moralität eines Individuums einzelne Lücken der Nachbesserung bedürften, und daß sie ganz und gar nicht verantwortlich ist, wenn irgend ein verwahrlostes Subject sich einen von ihr geschilderten Taugenichts zu seinem Muster nehmen wollte.

Dasselbe Verhältniß ist es mit der Forderung an die Dichtkunst, daß sie irgend einer besonderen, und nament-

lich der christlichen Religionsform huldigen soll. Die Poesie ist eine menschliche Kunst; keinem Zeitalter, keinem Volke, keinem Dogma für sich eigen, verbindet sie vielmehr alle Zeiten, alle Geschlechter und alle Religionen in dem schönen Gefühle des Menschlichen an sich. Gott bewahre uns, daß wir dem Religiösen sie fremd hielten: aber über allem dogmatisch Unterscheidenden der einzelnen Religionen steht ein allen Gemeinsames, die Religiösität, ein Gemeingut der Menschheit, das höchste, heiligste Eigenthum und Erbe der Gattung, in dem auch allein alle sittlichen Bestrebungen derselben ihre höchste Weihe finden können. Auch die Poesie findet in diesem höchsten Gefühle der Menschheit ihre Weihe; auch sie erkennt alle sittliche Kraft, alle Individualität abhängig und einbegriffen in einem Unbegränzten und Unaussprechlichen, gegen das sich zu empören, zum Sturze und zum Verderben führt; welchem freiwillig und großes Sinnes zu huldigen allein die seligste Beruhigung gewähren kann. Aber die Poesie ist weit entfernt, ihren gottnahen, auf Humanität in ihrer edelsten Reinheit fußenden Standpunkt zu verlassen, irgend ein Dogma zu adoptiren und von da aus in einem kirchlichen Sinne auf das Gemüth wirken zu wollen. Wollte sie es unternehmen, dasjenige, was eigentlich das kirchlich Unterscheidende einer Religion bildet, das Mysterium derselben, zu einem Gegenstande ihrer Verherrlichung zu erwählen; so würde sie dessen Natur so wie sich selbst verkennen. Seinem Wesen nach muß dieses Mysterium als ein unmittelbar Göttliches, durch kein Organ der menschlichen Mittheilung in voll-

ständiger Klarheit zu Ergreifendes, sich dem gläubigen Herzen verkünden; wollte nun die Poesie dennoch es in ihrer Weise zu erfassen streben, so könnte nichts anders erfolgen, als daß, bei dem Bemühen, das an sich selbst Unaussprechliche in dichterischer Gestaltung anschaulich zu machen, eine Sinnbildnerei zu Hülfe genommen werden müßte, bei welcher gar leicht sich die Fiction an die Stelle der Wahrheit setzen mögte: so daß einerseits die auf solche Weise zu erzielende religiöse Erbauung Gefahr liefe, durch ein Element getragen zu werden, welches der Kirche mit Recht anstößig erscheinen dürfte; andrerseits aber die Kunst, statt die freie Himmelstochter zu bleiben, statt neben der erhabensten Offenbarung dennoch auch selbst sich als ein göttlich Geoffenbartes zu bewähren, nur in mißverstandenem Dienste des Unenthüllbaren ohne Dank und Verdienst sich abquälte. Nähme sie aber auch nur die geschichtliche Entwickelung einer Religionsform zu ihrem Stoffe, so würde sie dennoch bloß in sofern auf diesem Gebiete glücklich seyn können, als sie Charakteren und Situationen die allgemein und reinmenschlich anziehenden Seiten abgewönne; wobei gar bald das Kirchenhistorische sich als Nebensache ergeben, und jedes für den Andächtigen Schätzbare vor dem Auge der ästhetischen Kritik zur Gleichgültigkeit herabsinken würde. Sie hätte sich auch hiebei überdieß gar sehr zu hüten, daß sie nicht durch freieigene Zuthat das, wenn auch nicht dogmatisch Unveränderliche, doch auf guten Glauben legendenhaft Ueberlieferte allzusehr umgestaltete, um im besten Falle wenigstens mit den heiligen Urkunden und ihrer mehrentheils

höchst würdigen und der Sache angemessenen Darstellung die immer gefährliche Rivalität zu bestehen; daher es wohl zu leiten ist, warum eigentlich religiöse Gedichte von Umfang bei allen Völkern selten geblieben sind.

Es wären nun diese Grundzüge weiter auseinander zu setzen, um zu zeigen, daß Göthe und Schiller, zwey im Leben befreundete und sich wechselseitig gar mannichfach berührende Geister, die man jetzt von einander trennen, ja sich entgegensetzen will, in der Richtung ihres Strebens selbst keinesweges verschieden, nur nach dem Umfange ihrer Gaben auf zweyerlei Stufen dichterischer Erhebung stehen. Göthe, ein universaler Genius, dessen mächtiger Flügelschwung die Reiche der Geister- wie der Cörperwelt gleichmäßig durchmessen, hat sich an keine vereinzelte Erscheinung der Ideenwelt gebunden, sondern, wie ihn das Leben mit Feenarmen freudespendend trug, der Mannichfaltigkeit des bunten Daseyns sich hingegeben, überall die Offenbarung des göttlichen Wirkens ausgefunden und aufgezeichnet, die Beziehungen seines Wesens zu dem Ganzen und umgekehrt treuherzig vestgehalten, und so ist seine Dichtung ein Weltspiegel geworden, der die heterogensten Bilder, aber jedes in sichern, klaren, unverfälschten Umrissen zurückwirft, verklärt in dem magischen Lichte einer hellen, flammen- und wärmereichen Geistessonne. Sein plastisches, man kann sagen, antikes Gemüth hat jeder Form des Lebenden sogleich die künstlerische Seite abgewonnen, und aus seiner zauberischen Hand geht im Moment, wie ihm die flüchtige Erscheinung sich gezeigt, dieselbe, neu und dauerhaft geschaffen, seelenvoll und ath-

mend hervor. Er hat eine Freude am Bilden, er giebt sich kindlich, man mögte sagen, unschuldsfroh, der Gestaltung dahin, und frei von jeder subjectiven, augenblicklichen Stimmung, von jedem individuellen Streite und Ringen um das Was und Wie, löst sich die Schöpfung von dem Schöpfer los. Darum haben seine Werke das bündige, in sich geschlossene, kecke und nothwendige Daseyn, das wir in der Natur selbst erkennen, und in den dichterischen Leistungen des Alterthums so häufig bewundern. Da tritt uns freilich manche derbe, frisch aus der sinnlichen Wahrheit herausgegriffene Schilderung entgegen, und es zeigt sich uns jene Phryneische Ueppigkeit des dichtenden Muthwillens, deren Charakter unser deutscher Meister in Aristophanes bezeichnete, als er ihn einen ungezogenen Liebling der Grazien nannte. Aber weit ab liegt von der Großheit dieser naturfrohen Lebenswärme jene feige, gleißnerische, unsittliche Paciscirung mit der Sünde, jene Kuppelei der Unzucht mit Tugendphrasen, jener wolluſtfreche Kitzel, der das Laster, weil sein Name in der guten Gesellschaft verpönt ist, mit Paraphrasen umgeht, um desto schamloser in der Erörterung seiner zweydeutigen und mißgeschaffenen Empfindungen zu schwelgen.

Ueberhaupt beruht ein großer Theil der Mißverständnisse, welche den immer und immer wiederholten Deklamationen gegen die vermeinte Unsittlichkeit einzelner Dichtwerke bei den Unerfahrnen Eingang verschaffen, Deklamationen, die zum Theil noch jetzt sogar Shakspeare's jungfräulichen Genius mit ihrer Afterrede zu beflecken wagen, auf unzulänglicher Scheidung der Begriffe Sitt-

lichkeit und Anständigkeit. Diese Scheidung selbst freilich verdankt ihren Ursprung nicht der Natur der Sache überhaupt, sondern der historischen Gestaltung, die sie mit der allmähligen Ausbildung des Zustandes der Menschheit aus einem natürlichen zu einem conventionellen angenommen hat. Zufolge der Natur der Sache sind nämlich Sittlichkeit und Anständigkeit ihrem Wesen nach Eins, ihrer Erscheinung nach nicht weiter aus einander, als Ursache und Wirkung. Sittlichkeit ist das Durchdrungenseyn von der Gesinnung, welche das Bewußtseyn unsrer Menschenwürde schlechthin von uns fordert; Anständigkeit ist nichts, als die Offenbarung dieser Gesinnung in unsern Verhältnissen zu andern. In einem vollkommen naturgemäßen Zustande der Menschheit würde demnach das Sittlichste zugleich auch unmittelbar das Anständigste seyn, und es würde sich gar nicht denken lassen, daß eine dieser Eigenschaften getrennt von der andern bestehen könne. Aber nicht nur diese Trennung ist im Verlaufe der Zeiten zu Stande gekommen, sondern es hat auch die Nothdurft, welche über alle menschliche Einrichtungen gebieterisch waltet, mit sich gebracht, daß man in den gesellschaftlichen Verhältnissen nicht das Sittliche, als das Innere und folglich Ursprüngliche, sondern das Anständige, also das Aeußere und folglich Abgeleitete, zum Gesetz erhoben, und den Anstand von dem veränderlichen Eigensinne der Convenienz abhängig gemacht hat. Es gehört nicht hierher, diese Thatsachen aus der Natur des gesellschaftlichen Lebens herzuleiten, und in ihrer inneren Nothwendigkeit zu beweisen. Nur in welche

Stellung dadurch Sittlichkeit und Anstand zu einander gerathen sind, muß mit wenigen Worten erinnert werden.

Die Sittlichkeit ruht auf den ewigen Gesetzen des Wahren, Guten und Schönen; sie ist selbst ein Ewiges, sie kann zu keiner Zeit etwas anderes werden, als sie von je gewesen ist. Sie ist das unbedingt Charakteristische des Menschlichen; der Entartete fühlt sich vor ihr gezüchtigt; er kann sich der Achtung gegen sie nicht erwehren; sie gebietet als Herrscherin; sie braucht nur sich, um überall zu gelten. Die Anständigkeit hat sich unter den Einfluß der Mode schmiegen müssen; sie ist in ihrer Trennung von der Sittlichkeit, der unsterblichen Mutter, eine arme, sieche, sterbliche Tochter; sie lebt vom Almosen der geselligen Großmuth; sie dient als Magd, und wo einmal der Athem eines ächt Menschlichen weht, muß sie sich im Staube verkriechen.

Nicht dieser conventionelle Anstand kann es seyn, den man von dem Dichter begehre: seine Welt liegt über den ärmlichen Formen hinaus, welche die rohen Begierden in der ausgebrannten Seele des Wüstlings zügeln; durch welche die Vorsicht des gesellschaftlichen Tones sich gegen die Ausbrüche des Thiers im Gallakleide gesichert hat. Der Anstand, den die Muse von ihren Lieblingen fordert, ist keine Gabe, die in des Tanzmeisters Schule, in der Conduitenlection der Gouvernante geholt wird; er ist der freigeborne Sohn eines schuldlosen Gemüths; er liebt den frischen Scherz, weil er über den Mißbrauch erhaben ist, den die Verdorbenheit übt, und darum überall zu

wittern beeifert ist; er spielt mit Bildern und mit Worten, aber nicht mit den Dingen und den Gefühlen.

Doch wir überlassen uns der ferneren Verfolgung des hier Angedeuteten so wenig, als wir über die Irrungen in's Einzelne gehen, welche bei Göthe's Dichtwerken die vernachlässigte Sonderung der Eigenthümlichkeiten einer jeden der zahlreichen Gattungen, in denen er sich bekanntlich mit fast immer gleichem Erfolge hervorgethan, in dem Urtheile der hier von uns bekämpften Afterkritik veranlaßt hat. So würde sich z. B. zeigen lassen, daß der Roman der Einmischung unsittlicher Triebfedern in der Handlungsweise geschilderter Personen einen viel größeren Spielraum gewährt, als das Drama; und daß man folglich über die Bedenklichkeiten, welche einzelne Situationen in gewissenhaften Lesern erzeugen könnten, bei jener Dichtungsart anders zu richten habe, als bei dieser. Wir stellen die Fortsetzung solcher Betrachtungen unsern Zuhörern anheim, und sparen für unsere zweyte Vorlesung dasjenige auf, was wir über das Verhältniß Schillerischer Poesie zu Göthischer zu bemerken haben.

Zweyte Vorlesung.

(Gehalten im Museum zu Frankfurt a. M. am 8 Decbr. 1826).

Hochgeehrte Versammlung!

Wir haben im ersten Theil dieser Erörterung darzuthun versucht, auf welchen Vorurtheilen die Kritik derjenigen beruhe, die, mit Verwerfung der sonst so allgemein anerkannten dichterischen Vortrefflichkeit Göthe's seinem jüngern Geistesbruder und Freunde Schiller ein invidioses Principat zu verschaffen bemüht sind. Wir betrachteten die Vorwürfe, welche der Göthischen Poesie gemacht werden, in Bezug auf die Dichtkunst selbst, und zeigten, daß diese erstlich sich weder dem untergeordneten Geschäfte moralischer Belehrung unterziehen, noch zweytens auf irgend ein religiöses Dogma und dessen Verherrlichung ausgehen könne, ohne ihren Erfolg auf das Spiel zu setzen; wobei übrigens ausdrücklich vestgehalten wurde, daß die Dichtkunst selbst ein sittlicher Geistesakt sey, und weit entfernt, sich dem Gefühle der Religiösität zu entfremden. Wir gingen hierauf in das Wesen Göthischer Dichtkunst ein, und indem wir eines Theils nachwiesen, wie sehr dasselbe dem von uns aufgestellten Begriffe der Poesie entspreche, fügten wir andererseits noch eine Berichtigung über ein Mißverständniß hinzu, welches in den Forderungen an die Dichtkunst durch Verwirrung der

Begriffe Sittlichkeit und Anstand erzeugt zu werden pflege; wobei wir darauf aufmerksam machten, daß an ein dichterisches Werk der untergeordnete Maaßstab conventioneller Schicklichkeit nicht angelegt werden könne. Wir versprachen sodann einige Bemerkungen über das Verhältniß folgen zu lassen, in welchem Schillers Poesie zu der Göthischen sich darstellt, und für diesen zweyten Theil unsres Vortrags erbitten wir uns heute die wohlwollende Aufmerksamkeit dieser hochgeehrten Versammlung.

Wenn uns die Muse Göthe's an ihrer gefälligen Hand in ein reizendes Land führt, wo uns unter reinem milden Himmel, in der reichen Umgebung einer froh gedeihenden Natur, edle und hehre Gestalten zutraulich, wie alte werthe Bekannte, doch sinnvoll und würdig begrüßen, so daß wir uns in eine ideale Heimath versetzt fühlen, wie sie wohl zuweilen in schönen Träumen durch unsere Seele zieht: so treten wir bei Schillers Dichtkunst in den ehrwürdigen Dom einer ernsten, ahnungsvollen Gemüthswelt ein, wo nicht mehr die Mannichfaltigkeit anmuthiger, lebenvoller Erscheinungen unsere Seele frei macht, sondern die Gewalt der Reflexion sie in sich selber zurückführt. Tief, reich begabt, und idealisch empfindend, entbehrt doch Schiller jener plastischen Leichtigkeit der Production, die uns in Göthe bezaubert, und fixirt sich zu oft in einer gewissen großartigen Einseitigkeit der Betrachtung, die mehr der Philosophie, als der Dichtkunst angemessen zu seyn scheint. Die Erhabenheit, ja Riesenhaftigkeit seiner dichterischen Entwürfe kämpft nicht selten ungleich mit der Beengung und Ungenüge darstellender

Formen; der Stoff wächst ihm unter dem Componiren; er mögte das Unaussprechliche, das er in der Brust trägt, immer reiner, immer vollendeter zur Erscheinung bringen, aber es soll sich ihm im Begriffe geben, während es doch nur im Bilde zu erfassen ist; und so wird sein ganzes dichterisches Bestreben zu einer Reihe unendlich anziehender, grandioser, genialischer Versuche, dem Einen, Unbegränzten, Ewigen die Seite abzugewinnen, wo es sich der Reflexion in seiner reinen Gestalt enthülle, und ungetrübt durch irdischen Zusatz dem entzückten Geiste sich offenbare.

Es ist diese höchst achtbare ideale Richtung, welche in Schillers Dichtkunst die Gemüther so unwiderstehlich ergreift, und ihn besonders, und mit Recht, zum Lieblinge der Frauen und der Jugend gemacht hat. Denn führt auch der Drang, das geahnete Innerste mit Verschmähung eines sinnlichen Gepräges zur Anschaulichkeit zu bringen, in der Kunst nothwendig zum Unbestimmten; so ist doch der Enthusiasmus, welcher hiebei thätig ist, von einer so sympathetischen Wirksamkeit, er setzt ein so schönes menschliches und sittliches Bestreben in dem, welchem er einwohnt, voraus, daß zarte und unverdorbene Naturen ihn nicht anders als höchst liebenswürdig finden können. Göthe hat sich den Genuß versagt, seiner Kunst durch diese an sich höchst edle Rührung der Herzen einen Triumph zu verschaffen. War es der Genius, der, kraft seiner göttlichen Natur, in stolzer Enthaltsamkeit von einem Mittel abstand, das an Sterblichen nicht fehlschlagen kann; war es die Stärke einer männlich freien un-

bestechlichen Einsicht: er hat sich begnügt, die Poesie innerhalb ihrer Schranken zu halten, und zu versuchen, was sie durch ihre eigne ungemischte Kraft zu leisten vermöge. In klarem, treuem, eindrucksvollem Bilde steht seine Dichtkunst vor unserem Gemüthe; was ihr auszusprechen vergönnt ist, das sagt sie zart oder stark, muthwillig oder innig, froh oder wehmuthsvoll; und wir sind sicher, von ihr nicht unbestimmt berührt zu werden. Sie gränzt uns die Regionen jener geheimnißvollen Fernen, wohin dem gefesselten Geiste nur verstohlen einzelne unbefriedigte Blicke vergönnt sind, mit heiterer Begnügsamkeit ab, nicht ängstlich den Vorhang zureißend, noch unsere Sehnsucht betäubend, sondern aus der Fülle unverwehrter Gegenwart einen Reichthum der lieblichsten Genüsse hinzaubernd, deren seelenvolles Behagen eine Bürgschaft giebt, daß dort drüben nicht eine schreckenvolle Enttäuschung den süßen Traum zerstören werde.

Eine heilige Unruhe treibt Schillers Genius umher. Er bemächtigt sich der verschiedensten Studien, deren jedes allein schon ein Menschenleben in Anspruch zu nehmen im Stande wäre, um aus ihnen das goldne Vließ der geahneten höchsten Poesie erbeutet zurückzubringen. Wie Geschichte und Philosophie ihre Tiefen ihm aufschließen, wird der Drang seines Innern klarer, seine Bemühungen geordneter, seine Leistungen gehaltener: aber die erhabene Wehmuth eines sich nie befriedigenden Strebens ist mehr oder weniger beinahe über alle ausgegossen; beinahe in allen tritt die Individualität des Dichters mit Entschiedenheit hervor, und wie er selbst in das Nach-

sinnen und Brüten über das Vollkommene sich gern versenkte, so ist auch seinen Charakteren dieser reflexive Typus gar sehr aufgeprägt. Man könnte Göthe und Schiller mit den zwey größten Geschichtschreibern des Alterthums, mit Thucydides und Tacitus, vergleichen. Die Gattung des Griechen ist episch objectiv, des Römers subjectiv und lyrisch; jener läßt uns über der plastischen Herrlichkeit, mit welcher der Gegenstand seiner Darstellung sich heraushebt, seine Person gänzlich vergessen; in diesem tritt aus dem grandiosen Gemälde der furchtbaren Zeiten, die er schildert, nichts lebendiger und theilnehmender anregend hervor, als die erhabene Individualität des Geschichtschreibers.

Es ist indeß weder Beschränktheit der Anlage, noch Mißverständniß der Kunstzwecke, was Schiller in diesem Abstande gegen Göthe zeigt: es ist die ungleichmäßig fortgeschrittene Entwickelung seines Wesens, das Uebergewicht der in sich selbst zurückgedrängten Contemplation über die schaffende Freiheit, das Ringen der Klarheit mit der Fülle der Empfindung. Da ihn eine gewisse Hast und Impetuosität beherrschte, so riß ihn nicht selten die Ungeduld, das Vortreffliche zu erschöpfen, über das Ebenmaaß vollendeter Schönheit hinaus. Daß aber das Genie Schillers in seinen Grundzügen dem Göthischen nah verwandt und eine Zeit vorauszusehen war, da so zu sagen die beyden Sterne in Conjunction getreten wären, davon giebt ein Zeugniß die durchaus tüchtige, in kraftvoller Objectivität gehaltene, einen höchst bedeutungsvollen plastischen Gesammteindruck zurücklassende Durchführung des

Wilhelm Tell, des preiswürdigsten Erzeugnisses der Schillerischen Muse, welches der Iphigenia, dem Tasso, der natürlichen Tochter unendlich näher steht, als irgend eines der früheren, durch so manche schöne Einzelheit auch einen strengen Geschmack bestechenden Stücke. So hat eine höhere Hand, welche den glorreichen Ringer in der Blüthe seiner Anstrengungen aus der Sonne und dem Staube der Kampfbahn zurückwinkte, es unentschieden gemacht, ob Deutschlands dichterische Dioskuren in gleichem Feuer einst an dessen Sternenhimmel leuchten sollten; oder ob das sterbliche Theil, welches in dem Einen noch vorwaltete, die Reinheit seines Lichtes selbst fernerhin, wenn auch nur leise, würde gedämpft haben. Von uns aber empfange du, heiliger, so früh geschiedener Sänger, den freien Zoll unerlogener Verehrung, die das edle, treue, begeisterte Streben einer großen Seele nach dem höchsten Ziele des Schönen und Guten, unmittelbar und ohne engherzige, selbstsüchtige Beschränkungen, wie sie die Afterweisheit und Aftertugend so gerne zufügen, verlangt. Du warst, wenn irgend Einer, ein tugendhafter, ein frommer Seher; nie hat sich deine keusche Muse zur Beschönigung des Lasters entwürdigt; voll tiefer, ergreifender Anklänge an die kostbarsten Wahrheiten, welche mit geheimnißvoller Gewalt sich im Busen des Menschen als die Offenbarung eines Höheren ankündigen, ist deine ganze Dichtkunst. Aber du hast die Poesie getrieben als eine freie Kunst; du hast ruhig ihrer Wirkung durch sich selber vertraut, und was deine starke, sittliche, vom Geiste der Gottheit durchdrungene Seele deiner Muse in den

Mund gelegt, damit hat sie den ewigen Urquell aller guten und vollkommenen Gaben verherrlichen, damit hat sie wohlgestimmte Seelen ergreifen, erheben, beglücken wollen: aber sie dachte nicht, daß eine pseudo-ästhetische und eben so pseudo-christliche Andächtelei, die das lebendig machende Wort der Liebe zu einer seelenlosen Ascetik versteinern mögte, deine Werke werde zu moralischen Wundlappen und Blasenpflastern verwenden wollen, um Verderbnisse zu heilen, die dein Göthe bereitet.

Das Gefühl freudiger Bewunderung, in dem wir uns für die zwey größten Dichter unseres Vaterlandes, ja unsres Jahrhunderts, getheilt sehen, so daß wir der Liebe zu dem anderen keinen Abbruch gethan finden, wenn wir bei verwandten Gaben in dem einen eine umfassendere Ausbildung, eine universalere Beweglichkeit, ein freieres Urtheil, eine leichtere Selbstentäußerung, eine vielseitigere Mittheilung, eine vollendetere Form anzuerkennen uns bewogen halten: dieses Gefühl, das in diesem Kreise vielfachen freundlichen Wiederhall zu erwecken rechnen darf, wird uns entschuldigende Nachsicht bereiten, wenn wir, von ihm dahin gerissen, unsern Vortrag mehr discursiv und rhapsodisch, als systematisch behandelt haben. Denn nun haben wir unserer Beleuchtung der zweyten Opposition gegen Göthe, deren wir Anfangs gedachten, gewissermaaßen den Stoff vorweggenommen, indem diese Opposition, wenn schon sie bei ihrer Bekriegung mehr von dem ästhetischen, als von einem moralisch-kirchlichen Gesichtspunkte auszugehen sich den Anschein giebt, doch in dem Resultate, der Unklarheit über Zweck und Wesen

der Dichtkunst, bei sichtbar hervortretender Hinneigung zu mystisch-frömmelnden Anforderungen, mit der seither von uns zurechtgewiesenen, zusammentrifft. Wir erlauben uns daher über diese letztere Opposition nur wenige allgemeine Worte.

In den Zeiten, welche unmittelbar auf den deutschen Befreiungskrieg folgten, und durch sie erregt, thaten sich mehrere Talente mit frischen, dichterischen Blüthen hervor, welche einen Sommer voll saftreicher, glänzender Früchte verhießen, wenn die reifende und mildernde Sonne auf die muthig aufstrebenden Bäume wohlthätig gewirkt haben würde. Wie es indeß zu gehen pflegt, sind nicht wenige dieser hoffnungsvollen Stämme allmählig in's Stocken, vielleicht selbst ins Faulen gerathen, andere sind krumm gewachsen, sehr wenige nur haben die Erwartungen eines gedeihlichen Segens nicht betrogen, und grünen auch jetzt noch zur Freude deutschgesinnter, kunstliebender Herzen erquicklich fort. Einige der offenen Köpfe, die wir unter dem Bilde jener mißgerathenen Bäume bezeichnen wollten, sehen nun die eigentliche innere Wiedergeburt, welche ihres Dafürhaltens der deutschen Nation Noth thut, in einer Operation, welche uns viele Aehnlichkeit mit jener mythischen Ueberlieferung zu haben scheint, nach welcher die Zauberin Medea die Töchter des ihr verhaßten Pelias überredete, wenn sie denselben in Stücke gehauen und in einem Kessel aufgekocht hätten, werde er verjüngt und blühend wieder auferstehen. Jene enthusiastischen Vaterlandsfreunde halten den jetzigen Zustand deutsches Geistes und deutscher Bildung für ganz

verwerflich; sie finden kein Gemüth, keine Einfalt, keine Wärme, keinen Glauben mehr bei ihren Landsgenossen; die Religion ist eitel flaches und ödes Räsonnement, die Philosophie ist hirnwüthiger Speculationsfrevel, die Aesthetik kalte Formvergötterung geworden. Diesem Allen wollen sie nun, nach ihrer Weise, neuen Lebensodem einblasen, indem sie die verdorbenen und vergifteten Säfte durch desperate Kolchische Curen aus dem Cörper der guten Germania ableiten, und ihm ein Elixir eingeben, das sie aus dem Wesen und Weben des Mittelalters, das nach ihnen Deutschlands eigentliche Blüthenzeit war, abgezogen und gebraut haben.

Es ist nun über die Bemühungen dieser Schule, welche in vielen Stücken, selbst ohne es zu wollen, den Verfinsterern unseres Jahrhunderts in die Hände arbeitet, in sofern sie andere Geistesrichtungen betreffen, hier zu reden weder nöthig, noch angenehm: was ihre ästhetischen Tendenzen angeht, muß mit einem Worte berührt werden.

Diese Schule bekennt sich in der Dichtkunst, ihrer Aussage nach, zur sogenannten Romantik. Sie hebt die Epoche, da überhaupt das Menschengeschlecht eine Poesie bekommen, von dem Nibelungenliede an; da die uráltesten deutschen Heldenlieder, von denen nach ihrem Vermeinen schon Tacitus redet, sich nicht erhalten haben. Dieses kräftige, in vieler Beziehung höchst vortreffliche, aber eben so sehr in Hinsicht auf künstlerische Vollendung, als auf Umfang und Tiefe des nationalen Interesse's weit

unter der Ilias *) stehende Epos, setzt sie unendlich hoch über dieses, ja über jedes dichterische Werk alter und neuer Zeit. Aus ihm leitet sie die Requisiten ihrer Classicität her, wie sie denn die Beachtung dessen, was uns

---

*) Homer war dem Griechen von Kindheit auf ein Nationalbuch, wie es in solchem Umfange des Begriffes nie ein Werk einer Nation der Erde gewesen ist, und ist es geblieben bis in die spätesten Zeiten; wären auch die Häuser des Atreus, des Tyndarus, des Peleus, des Telamon, des Laertes für Griechenlands spätere Geschlechter von derselben gleichgültigen Bedeutung gewesen, als für uns die verschollenen Franken- und Burgunderkönige des fünften und sechsten Jahrhunderts, wie sie es nicht waren; so lag das Element volksthümlicher Anregungen viel klarer und reicher in der Ilias und Odyssee für den Griechen entfaltet, als im Nibelungenliede für den Deutschen. Die Sprache, die religiöse Ansicht, die Sitten hatten noch denselben Typus, begegneten noch dem Gefühle, ja den Sinnen in vollkommener Homogeneität; für uns erscheint dieß Alles im Nibelungenliede, wie aus einer fremden Welt; um Volksbuch zu werden, hätte es, wie Homer, in den Händen des Volks bleiben müssen. Nachdem es einmal fünfhundert Jahre lang im Staube der Bibliotheken gemodert, ist es ein mißliches Unternehmen, sein nationales Interesse künstlich zu beleben. Damit nehmen wir ihm seinen hohen Werth nicht: nicht die kraftvolle, tüchtige, poetisch-treuherzige Darstellung, nicht die sichere, abgerundete, plastisch hervortretende Charakteristik, nicht die innige, kernhafte Deutschheit der obwaltenden Gesinnung, nicht die erhabenen tragischen Momente, in denen es sich fortbewegt und den an Großheit der Idee jede Vergleichung aushaltenden Schluß.

das Alterthum überliefert hat, als gemüthlosen, heidnischen Flunker gänzlich ablehnt. Sie hat um so mehr Ursache, bei diesem Systeme sich zu beruhigen, als es ihr flau wird, wenn überhaupt von klassischen Studien und solidem Wissen die Rede ist, zu dem sie bei ihrer gründlichen Erforschung und Wiederbelebung der alten deutschen Odins- und Reckenzeit natürlich keine Zeit übrig behalten hat. Beleuchten wir aber kürzlich, wie es mit ihrem Verhältnisse zur romantischen Poesie beschaffen ist.

Daß durch die wesentliche Verschiedenheit des deutschen Charakters von dem antiken, durch die Einführung der christlichen Religion, durch die Umgestaltung der häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse die Poesie der Modernen einen anderen Anstrich bekommen mußte, als die der Alten, ist eine natürliche, von allen anerkannte Thatsache. In sofern sich der Geist des Alterthums in den Anschauungen einer großartigen, kraftvollen, gestaltenreichen Gegenwart begnügt fühlte, und den Typus seiner künstlerischen Hervorbringungen aus der Fülle eines schon an sich selbst und unmittelbar poetischen Lebens schöpfte, während die neuere Dichtkunst sich häufiger auf die Beziehungen einer überirdischen, der sinnlichen Empfindung entrückten Welt hingewiesen fühlt, und gleichsam über ein verlorenes Kleinod schuldloses und lebensfrohes Seelenfriedens zu trauern scheint, hat man die Poesie der Alten als eine naive, und die der Neueren als eine sentimentale bezeichnen zu können geglaubt. In den römischgebildeten Ländern des Europäischen Westens hatten die Aeußerungen des germanisch christlichen Sinnes, begeg-

nend den nachwirkenden Einflüssen antiker Cultur und Weltanschauung, eine Dichtkunst von eigenthümlicher Mischung erzeugt, die, sich in der Verherrlichung zarter und schwärmerischer Gefühle und eines auf das Abentheuerliche strebenden heroischen Thatendurstes vorzüglich gefallend, von den Gegenden ihrer Blüthe den Namen der romantischen bekommen hat. Diese Dichtkunst hat eine Reihe von Werken hervorgebracht, welche wegen Tiefe und Gewaltigkeit der Ideen, wie Dante's göttliche Comödie; wegen Keckheit, ja Schelmerei des Humors und der Lebensfülle, wie Ariosto's rasender Roland; wegen Innigkeit, Zartheit und Adel des Gefühls, wie Tasso's befreite Jerusalem, von allen Freunden des Großen und Schönen als unvergleichliche Schätze der Literatur anerkannt werden.

Aber in allen diesen Werken ist, trotz den nicht selten in ihnen auftauchenden Zügen einer unbefriedigten, wehmüthigen, sehnsuchtsvollen Lebensansicht, eine bestimmte, klare, durchaus nicht nebulistische Denkweise bemerkbar; man erkennt, daß ihre Verfasser, wie sehr auch die Welt sich um sie trüben mogte, innerlich von einer starken, erhabenen Gluth, wenn auch nicht immer erhellt, doch wenigstens gekräftigt und begeistert wurden *). Dagegen

---

*) Nicht als ob wir das Nibelungenlied wirklich der nebulistischen Aesthetik unserer neuromantischen Kunstschwärmer angemessener hielten, als die bezeichneten Italienischen Dichtwerke; sondern weil das Geheimniß seiner Entstehung und eine Anzahl noch zu berichtigender kritischer Vorfragen uns Bedenken erregte, in wiefern es zu dem von uns aufgestellten und

die Romantik jener neumittelaltrigen Schule ist von einer andern Natur; sie ist ein phantastisches, unerklärbares Etwas, das sich gleichsam wie ein angenehmes Jucken über die ganze Haut des innern Menschen verbreitet; sie wird erzeugt durch eine Mischung von halb andächtigem, halb lüsternem Gekitzel, durch groteske, altgothische Recken- und Räkelhaftigkeit, und neumodische, schwächlich-starkmüthige Empfindelei; sie will in der Poesie ein Helldunkel der Gefühle haben, wie die magische Dämmerung in einer altdeutschen Kirche; gänzlich vergessend, daß, wenn die unseren Sinnen imponirende Unklarheit eines verdüsterten Tageslichtes gar wohl geeignet seyn kann, eine ernste ahnungs- und ergebungsvolle Stimmung der Seele hervorzurufen, umgekehrt nichts einer edlen Fassung und Erhebung derselben weniger förderlich ist, als schwankende und in dem Zwielicht einer schrankenlosen Phantasie, wie in einer Hangematte, umhergeschleuderte Gefühle. Was diese Schule in Schiller Anziehendes für sich findet, sind jene Anklänge einer verworrenen und mit sich selbst streitenden Reflexion, die wir, als dem Wesen der wahren Dichtkunst fremd, gerade als das bezeichneten, was Schiller

---

unsres Bedünkens bey den Literarhistorikern gangbaren Begriffe von Romantik passe, machten wir dasselbe hier nicht nochmals namhaft. Wir halten aber alles Ernstes dafür, daß die Poesie, welche jene Schule im Auge hat, überhaupt weder aus irgend einem eigentlich romantischen Vorbilde, noch aus den Schätzen altdeutscher Dichtkunst, sondern lediglich aus mystischer Phantasterei ihre Regeln schöpfe.

in einer Rangordnung nach Vollendung der poetischen Leistungen unter Göthe bringen würde; was sie an diesem verdammt, ist die Klarheit und Genüge, die in seinen Werken, wie ein wolkenloser Sternenhimmel in einem stillen See, sich spiegelt, und welche sie denn unter dem Namen einer kalten formellen Virtuosität zu verachten beliebt.

Allein wir müssen fürchten, durch eine fernere Befehdung dieser ästhetischen Nebelriesen die Nachsicht unserer verehrten Zuhörer zu ermüden: mögen sie sich laben, jene neuen Propheten alter, hinabgezogener Gebilde, mit dem Dunstblau und Nebelgrau ihres Mittelalters, das heutzutage so manchem Geistesscheuen im Lichte eines goldenen Weltalters erscheint. Denn die Leibeigenschaft der Geister und der Cörper, die Qualen der Tortur, die Niedertretung des Rechtes und der Sitte durch rohe Gewalt, die politische Zerrissenheit und Ohnmacht des Staates, die Schrecknisse des Aberglaubens, die jenes Zeitalter charakterisiren, sind ja keine Gebrechen gegen die unschätzbare Vortrefflichkeit der Glaubenseinfalt und Resignation, der gemüthvollen Andächtigkeit und Hingebung, des hochadeligen Ritter- und Junkersinnes, der minniglichen Fräuleinhaftigkeit, und wie sie alle heißen, die Vorzüge und Tugenden dieser classischen Periode. Wir, die wir zu nüchtern denken, als daß wir uns zu solchen apokalyptischen Gesichten erheben können, suchen das wahrhaft Achtungswerthe, das, wie jede Epoche der Geschichte, auch jene Zeit des Ueberganges aus gewaltsamer Zerstörung und Verwirrung der gesellschaftlichen Elemente zu würdiger

und gedeihlicher Gestaltung und Beruhigung hat, in anderen Erscheinungen: wir suchen es in dem mannhaften Muthe, der frommen und gottergebenen Ausdauer, der siegbekrönten Thatkraft jener biedern und ehrenwerthen deutschen Männer, die, hier früher, dort später, einen Schutz und Damm suchten gegen das Uebermaaß der Rohheit und der Willkühr in einem, dem Worte Gottes und der Vernunft gemäßen, geordneten bürgerlichen Zustande und einer gesetzlichen Beschäftigung; die ihre gedrückten, verwahrlosten, gemißhandelten Brüder hereinriefen in die sichern Mauern aufblühender Städte; die Gewerbfleiß, Handelsthätigkeit, Künste und Wissenschaften schufen, pflegten und ermunterten; die der Freiheit des religiösen Forschens und der Wiedergeburt des christlichen Glaubens eine Stätte bereiteten; die für das Wohl und das Glück der Enkel mit aufopfernder Liebe sorgten, und deren schönem menschlichen Sinne auch wir es verdanken, daß wir uns eines freien blühenden Gemeinwesens erfreuen dürfen.

Ueber Göthe's Tasso.

Erste Vorlesung.

(Gehalten im Museum zu Bremen den 21 December 1829).

Hochgeehrte Versammlung!

Wenn Biographieen der Staatsmänner und Helden einem edlen Sinne nur selten zusagen, weil meistentheils sie von der Historie der Völker, die man sich so gern als ein durch Götterhände geleitetes Schauspiel denken mögte, den magischen Schimmer abstreifen, und selbst hinter den gepriesensten Erscheinungen unlautre, armselige, gemeine Motive nachweisen: so führen uns die Lebensgeschicke manches thatenarmen Privatmannes in ein Feld der Betrachtung, das wir nicht vertauschen würden gegen die Ausbeute, welche die Geschichte eines mächtigen Reiches an lehrreicher Erfahrung zu spenden vermag. Denn was ergiebt sich uns andres aus dem Studium der allgemeinen Geschichte, als daß jene unabwendbare Folge des Vergehens und Werdens, wie sie die äußeren Dinge beherrscht, auch die sittliche Sphäre bewältigt; daß keines, auch nicht das herrlichste Volk, dem allmähligen Altern, Absterben und Versinken sich zu entziehen das Vorrecht hat; daß des Einzelnen Tugend und Kraft wohl zeitweise einen glücklichen Aufschub, eine lindernde Wendung, eine

entschädigende Vermittelung in die Nothwendigkeiten des Daseyns bringen kann, nie aber des Schicksals eherne Gesetze dauernd besiegen? Wer aus der Weltgeschichte zu lernen wahrhaft verstünde, der mögte darüber hinaus seyn, ihre Lehren zu brauchen; wir andern alle, und stünden wir an der Spitze von Staaten und Heeren, wir mehren nur die Masse der allgemeinen Erfahrung, und ehe wir einsehn, welches Beispiel der Vergangenheit jedesmal auf unsern besondern Fall anwendbar wäre, haben wir meistens bereits ein neues Beispiel der Warnung und Lehre gegeben, das wiederum unsere Nachkommen besser zu nutzen sich schwerlich beeilen werden.

Denn das Leben an sich ist nicht ein Facit, sondern ein Factor; wir sollen nicht genießen, sondern erwerben, wir sollen nicht stehn, wir sollen wandeln. Und was wir gewinnen können aus der Kenntniß früherer Menschengeschicke, das kann uns die eignen Erlebnisse nicht sparen, sondern bloß die Gewißheit geben, daß sie uns betreffen als deßhalb zum Daseyn erschaffene Wesen; es kann uns nicht warnen vor dem, was bevorsteht, auf daß wir es meiden; sondern nur Trost bringen, wenn es gekommen ist, daß wir es nicht hinnehmen als Härte des Geschicks, welches uns gerade, und ausnahmsweise, als ein Ziel seines grausamen Spottes erkohren, gleichsam als habe der unendliche Urquell aller Gewordenen seinen Eigensinn daran, diese Gewordenen zu quälen: sondern daß wir es tragen als allgemeines Loos, als das, was an des irdischen Wirkens Bedingungen unzertrennlich geknüpft, alle Brüder, die vor uns waren, alle Brüder,

die kommen werden, tragen mußten und werden tragen müssen. Und nehmen wir dann unser Selbstbewußtseyn zusammen, geben wir uns der Kraft hin, die in Momenten peinlicher Noth, wie auf Zauberschlag, plötzlich in uns erwacht, machen wir uns klar, daß ein Theil in uns ist, an welchen kein Schicksal heranreicht: dann erkennen wir, daß die Wunden, welche des Himmels Verhängnisse schlagen, den Balsam in sich bringen, wie die, welche der Speer des Achilles traf, von demselben Speere genaßen. Tod und Vergänglichkeit sind nur schrecklich für einen unruhvollen, sich aus sich selbst verlierenden Geist: des Menschen größter Feind ist der selbstsüchtige Wille; und mehr, als alle Leiden von außen, bedrängen uns die Folgen des eignen unreinen, und auf das Niedrige gerichteten Strebens. Deine Aufgabe ist es, unter allen Mißgeschicken und Anfechtungen dir den Adel einer schuldlosen Seele zu wahren: siehst du die unabwendbaren Verkettungen des Erdenlebens als Prüfungen an, als die Wehen, unter denen der gefangene Engel deines höheren Seyns sich desto himmlischer aufringe zum Lichte, desto mächtiger regen lerne die zusammengefalteten Schwingen; dann begreifst du einigermaßen die heiligen Zwecke, welche die ewige Weisheit damit haben mogte, daß sie dich schuf. Die Schlechten sind es, die ihre Gesinnung nach ihrem Geschicke gestalten; die, wenn sie löblich gehandelt zu haben vermeinen, das Begehren an die Vorsehung stellen, es ihnen auch wohlgehen zu lassen; die, wenn ihnen Schlimmes begegnet, einen Anspruch daraus entnehmen zu gewissenlosem Verfahren. Die hehrsten Verdienste, die

herrlichsten Leistungen, die würdigsten Gedanken, welche von je und je die Menschheit geehrt, erhoben, beseligt haben, sind unter Bedrängnissen gereift: welches Recht maßest du dir an, deine mäßige Tugend auf Beeten von Blumen gebettet zu wollen?

Ueberzeugungen dieser Art, hochgeehrte Versammlung, fruchtbar für die Betrachtung allgemeiner Verhältnisse, heilsam für die Ruhe des eigenen inneren Lebens, mögten nicht leicht in reicherem Maaße aus der Darstellung irgend eines Privatlebens ausströmen, als sie aus Torquato Tasso's Geschichte dem Gemüthe sich aufdrängen. Kaum wohl hat sich eine dornenvollere Märtyrerkrone in den Lorbeer eines theuren Hauptes geschlungen; kaum hat der Genius jene Fülle von Segnungen, die aus großartiger Geistesthat auf die Menschheit niederträuft, in so herbem Sinne mit des eignen Herzens edelstem Blute bezahlt, als dieß bei Torquato Tasso der Fall gewesen. Die gemeinen Unbilden des Daseyns, Noth und Verkennung, Krankheit und Hunger, Verfolgung, Verbannung, haben Viele geduldet: Ponce de Leon hat in den Kerkern der Inquisition geschmachtet; Cervantes, nachdem er in der Schlacht von Lepanto für die Sache der Christenheit einen Arm verloren, hat fünf Jahre die Sklavenkette in dem Bagno von Algier getragen; Camoens, nach tausend Schiffbrüchen seiner Hoffnungen, ist im Hospitale gestorben: aber keiner von ihnen hat den Becher des Unheils so bis zur Hefe ausleeren müssen wie Tasso. Oder sollte es ein schmählicheres Loos seyn, an den Pforten der Großen vergeblich anzuklopfen, von ihnen ver-

nachlässigt, übersehen, verstoßen zu werden; als, zugelassen zu ihrer Gunst, von ihnen ausgezeichnet, geschmeichelt, verwöhnt, hinterher sich von ihnen in den Staub getreten, spoliirt, moralisch vernichtet zu sehn? So ist Alphons von Este, der sich den Großmüthigen schelten ließ, mit Tasso umgegangen: keine Fluth des unendlichen Zeitenmeeres wird von seinem Namen die Schande waschen können, daß er den Dichter der befreiten Jerusalem um sein Gedicht betrogen; daß während die Sphärenklänge dieses Liedes alle Herzen Italiens durchbebten, während Tasso's Name jede Lippe mit Entzücken bewegte, er ihn kaltblütig zu den Narren des St. Annenspitals werfen ließ, und ihn acht Jahre lang als einen Wahnsinnigen ausschrie, während die sinnvollsten Productionen, die geistreichsten Unterhaltungen mit den von Zeit zu Zeit zu seinem Besuche Zugelassenen, aus dem Dunkel des Kerkers heraus diese fürstliche Frechheit der Lüge straften. Und nachdem alle diese Qualen erschöpft waren, nachdem Geschick und Menschheit um die Wette das ihre gethan, den Frieden einer Brust zu zerstören, welche gegen alle feindselige Anwogungen nichts hatte, als die Reinheit eines wirklich und wahrhaft kindergleichen Sinnes, als endlich ein Sonnenstrahl des Glücks und der Ruhe zu lächeln begann, da leuchtete er auf das Antlitz des Todten: der dichterische Triumphkranz, welchen Cinzio Aldobrandini im Namen der anerkennenden Welt ihm auf dem Capitole um die Schläfe zu winden gedachte, konnte nur Tasso's Sarg noch schmücken. Wer vermögte bei den Wechseln eines solchen Lebens ohne tiefe Rührung zu weilen?

Es ist indeß heute nicht meine Aufgabe, hochgeehrte Versammlung, die Lebensgeschichte Tasso's nach ihrem tragischen Zusammenhange zu beleuchten. Vielmehr habe ich für diese gleich am Eingange eines ästhetischen Versuches vielleicht ungehörige Abschweifung um Ihre Nachsicht zu bitten. Es schien mir wichtig, bei Würdigung eines Werkes, wie Göthe's Tasso, von vorn herein auf die reinmenschliche Bedeutung des darinne verarbeiteten Stoffes aufmerksam zu machen, weil in seinem innersten Lebenskerne, in den tiefsten Wurzeln seines Wesens, das Poetische von dem an sich Menschlichen und Wahren sich nicht trennen läßt. Sollte es mir nun gelingen, diesen menschlich dichterischen Zusammenhang, diesen der wahren Kunst allein und innigst würdigen Geist der deutschen Dichtung einigermaßen zu Ihrer Befriedigung darzustellen, so würde ich hoffen dürfen, von der Geduld, welche Sie meinem Vortrage zu schenken geneigt sind, keinen Mißbrauch zu machen. Da indeß an diesem Gegenstande überhaupt sich eine Fülle von Bemerkungen darbietet, welche bei Erörterung ästhetischer Grundsätze für den populären Standpunct von Wichtigkeit sind, so mögte die Ausführung des Ganzen über das wünschenswerthe Maas einer einmaligen Unterhaltung hinausgehn: gestatten Sie mir daher, mich heute auf einiges Allgemeine zu beschränken, die Zerlegung des Einzelnen dagegen für eine zweyte Vorlesung zu versparen.

Die Grundidee unseres Drama's dürfte sich, alle historischen und psychologischen Gesichtspunkte zusammengefaßt, dahin aussprechen lassen, daß uns hier der Schiff-

bruch der idealischen Welt, wenn sie auf ihren Bahnen den Conflikt mit der wirklichen nicht meidet, anschaulich gemacht werden soll. Edle, tüchtige, in ihrer Art vollkommene Kräfte bewegen sich in beyden; sie sind geneigt, einander gelten zu lassen, so lange sie neben einander sich hindrehen dürfen, ohne daß die eine den Raum der andern zu beengen unternimmt: sie gerathen in Streit, sobald eine die andere aus dem ursprünglichen Kreise zu verdrängen beginnt; und ist auch der Kampf an sich, nach der Natur jener Kräfte, einer steten Erneuung empfänglich, so wird doch der augenblickliche Sieg sich zu der Seite wenden, auf welcher jedesmal die größere Masse materialer Elemente sich darstellt. Der größere Theil der Menschen lebt in dem, was ist: ohne lange Reflexion findet er sich darein, daß Geburt, Stand, Vermögen, geistige und sinnliche Kraft, Gewohnheit und Vorurtheil, von undenklichen Zeiten her die bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt haben; er bewegt sich in dem ihm angewiesenen Pfade dahin, macht sich die aus seiner besondern Stellung jedesmal erwachsenden Vortheile bestens zu Nutze, giebt den anderen zu, so viel er, um sich selbst zu behaupten, der Klugheit oder der Noth wegen einräumen muß, und erkennt nun das zufällige Walten der Zeit und der Umstände als sein Gesetz an. Ist er von dieser Seite begünstigt; steht er hoch, mächtig, unabhängig, vielvermögend da; wie sollte er solches Vorzuges sich nicht bewußt werden, nicht dessen sich freuen, ihn geltend machen? Wie sollte er sich bereit zeigen, denselben ohne Weiteres aufzugeben, von seiner

Höhe herabzusteigen, mit den Uebrigen sich auf Eine Linie zu stellen? Haben sie es doch mit dem Schicksal auszumachen, daß sie nicht da stehen, wo er; würden sie doch, wenn sie an seinem Platze wären, eben so wenig gemeint seyn, sich ihres Glückes zu entäußern! Diese Kinder Fortuna's haben also alle Ursache, in ihrer Gesinnung positiv, stationär, oder, wenn man es so nennen will, praktisch zu seyn. Für sie ist die beste Welt fertig, und sie fordern mit ihrem Rechte, daß es dabei sein Bewenden habe; sie müssen jeden Versuch, das Verhältniß umzuwandeln, sey es nun, daß er aus gewaltthätigem Trotze, oder aus einer Vernunftforderung hervorgehe, als Empörung, als Missethat, als Unsinn betrachten.

Diesem Geschlechte steht eine andre Parthei gerade gegenüber, welche die Bestimmung der Menschheit nicht in dem, was geworden ist und fortwährt, sondern nur in dem erkennt, was werden soll. Indem sie unablässig auf die höchsten Anmahnungen und Gesetze der Vernunft zurückweist, indem sie den Zustand der Menschheit fort und fort einer Annäherung an diese Gesetze, oder, wie sie auch wohl sich ausdrücken mag, einer Zurückführung auf sie, fähig und bedürftig hält, erklärt sie eigentlich allem Bestehenden den Krieg, und muß von Tag zu Tag den Saamen der Zwietracht und der Umkehr in die Zeit streuen. Die verjährten Einrichtungen des menschlichen Zusammenseyns sind ihr nur gleichgültige, in sich kein Verdienst und keine bindende Kraft besitzende Versuche, der Menschheit auf gut Glück eine Gestalt zu geben; wer an ihre Stelle etwas Neues, etwas Besseres setzte, hätte

entschiedenen Anspruch auf die allgemeine Billigung; und wie das Recht hiezu nach der ursprünglichen Würde menschlicher Natur keinem Individuum sich bestreiten ließe, so würde der, welcher an seinem Theile und von seiner Stellung im Leben aus diese Regeneration der Verhältnisse zu verwirklichen strebte, von Seiten seiner Einsicht, seines Muthes und seiner Energie alles Lobes werth seyn. Am wenigsten kann diese Ansicht denjenigen Anordnungen der bürgerlichen Gesellschaft hold seyn, welche als Ausflüsse alter Usurpationen und durch die Länge der Zeit verschobener Grundbedingungen erscheinen, wie die Bevorrechtung einzelner Stände, die Ungleichheit des Rechtes, und jede Maasregel, die auf Verrückung eines ursprünglichen Verhältnisses, der Gleichheit der Menschennatur, auf die Begünstigung des Einen Theiles und die Bedrückung des andern in jeder geistigen Hinsicht hinausläuft. Denn das Mißverhältniß im Stande der Vermögen kann ohne Inconsequenz hieher nicht gezogen werden. Daß Einer nichts hat, daran tragen die andern so lange keine Schuld, als sie ihn nicht nöthigen wollen, auch nichts zu erwerben: das Recht aber auf Besitz führt die Eifersucht darauf, und folglich den Eigennutz, von selbst herbei, und des andern Eigennutz gelten zu lassen, sieht sich jeder gezwungen, der den seinen sich nicht verkümmern mag.

Diese zweyte Classe von Menschen, deren Tichten und Trachten jener neueste noch in gewaltiger Erinnerung schreckende Weltbezwinger nicht unpassend bezeichnete, wenn er ihr den Namen der Ideologen gab, hegt nun entweder eine Abneigung gegen die bestehenden Weltverhältnisse,

weil sie durch sie sich verkürzt sieht, und hat es auf einen Tausch abgesehen, der, um einmal ihr den Genuß des bevorrechteten Segens zu verschaffen, sich wünschenswerth zeigt: dann handelt sie aus selbstsüchtigem Vergeltungsrechte, und wird, wenn sie wirklich zum Ziele ihrer Bestrebungen gelangt ist, ihre früheren Grundsätze Lügen strafen, und von nun an zu dem Glaubensbekenntnisse der Stationären sich halten; oder sie verfährt in guter Treue, sie hat wirklich die Ueberzeugung, daß die Menschheit zu immer einfacherer und der Vernunft mehr zusagender Ordnung ihrer Verhältnisse fortschreiten könne und müsse, sie fordert diesen bessern Zustand als eine dem Menschen zukommende Idee, sie hält dafür, daß er durch Vereinigung aller Guten und Redlichen allmählich herbei kommen werde, sie thut, so weit ihr Gewissen, Ehre und Recht freie Hand lassen, zu dessen Herbeiführung, was sie kann: und wer mögte verkennen wollen, daß diese Zahl sich aus dem Kerne der Edelsten und Besten immer neu gebären und ergänzen müsse; daß, in sofern sie unablässig die würdigsten und menschlichsten Gedanken in Umlauf setzt, sie eigentlich das Salz der Erde sey; daß, dafern überhaupt nur eine höchste Vervollkommnung der Menschheit kein Hirngespinst bleibt, es vorzugsweise ihr aufbehalten sey, jenen schönen und glücklichen Zustand wahr zu machen?

Noch aber ist er unendlich fern, jener glückliche Zustand! Noch streiten, mit ungleichem Erfolge, Vorurtheil und Aufklärung, Vernunft und Herkommen, Besitz und Anspruch mit einander, und während auf Seiten jener

ersteren Potenzen die Unbildung, die Trägheit, der Wahn der Masse unbewußt mitfechten, während die Tugend, welche als nothwendige Bedingung einer fruchtbaren und für wohlthätige Umwandlungen wirksamen Einsicht gefordert wird, nur unendlich wenige durchdringt, gerathen alle die, welche aus Ungeduld und Einseitigkeit dem Laufe der Dinge vorgreifen und jenen Zustand herbeiführen wollen, ehe die Zeit für ihn da ist, in Gefahr, ein Opfer ihres Eifers zu werden. Wenige nämlich dieser idealisch gestimmten Naturen haben Fähigkeit und Geschick, in die Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft auf eine solche Weise praktisch einzugreifen, daß aus ihrem Bestreben etwas mehr als unglückliche Versuche hervorgingen. Das Wesen aller höheren Betrachtung bringt es mit sich, daß der Geist sich der Außenwelt entziehe, um seine ganze Kraft auf die spekulativen Anstrengungen zu wenden. Die Gegenstände der Erde entschwinden seinem Auge, er schwelgt in den Genüssen einer innenweltlichen Anschauung, ihn bewegen die erhabensten Fragen von Bestimmung seiner selbst, von den Zwecken der Menschheit, von einem Glücke, das die reinen Naturen empfinden müßten, wenn es einmal gelänge, alle Seelen von dem Schmutze der Begier, der Leidenschaft, der irdischen Persönlichkeit frei zu machen. Ist es nun ein Wunder, wenn er, zu den kleinlichen und verworrenen Beziehungen der Wirklichkeit zurückkehrend, sich auf einem unbekannten Gebiete findet, wie ein Nachtwandler über die Gegenstände tappt, und ein Spott wird der gemeinen, rohen, selbstklugen Alltäglichkeit? Am häufigsten finden wir, daß

Charaktere, welche das Mißgeschick früher Erfahrungen in sich selbst gedrängt hat, sie abgezogen hat von dem Leben, sie um den Trost gebracht einer freundlichen theilnehmenden Leitung, sobald Nothwendigkeit und Verhältnisse sie mit dem Daseyn, wie es ist, in Berührung bringen, an dessen Schroffheiten anstoßen und straucheln, an der nakten Derbheit seiner Erfahrungen Ekel, Unmuth und Ueberdruß einsaugen. Denn schwer auszufinden ist die holde Mitte, welche, gleich fern von phantastischer Berauschung und jener überschwenglichen Reizbarkeit, die allen Bedingungen des Irdischen entfliehen mögte; gleich fern von öder, plumper Geistesdürre, die nur das gelten läßt, was sie mit Händen greifen und zum Munde führen kann, die Bahn der wahren Lebensweisheit zeigt, wo die Güter des Himmels geehrt, geliebt, erstrebt, die Güter der Erde nicht verachtet werden, sondern als das geschätzt, was sie sind, als die Mittel, zu einem edlen, würdigen, für die Gesammtheit wohlthätigen Daseyn zu gelangen. Der besonnene Freund jener idealischen Welt fügt sich, die Wege der Vorsehung ehrend, mit freier Würde in das, was ist; für das, was werden kann, sich dadurch vorbereitend, daß er die Verbesserung der Menschheit bei sich selbst anfängt, und seinen Geist und sein Herz so ausbildet, daß er eines dereinst möglichen vollkommneren Zustandes nicht unwürdig erfunden werde. Bewundern wir ihn, seine Weisheit, seine Mäßigung, seine Entsagung: aber verweigern wir nicht die Thräne unsres Mitgefühls einem edlen, zarten, hochstrebenden Gemüthe, welches den Conflikt zwischen der Wirklichkeit und seinen schönen Träumen zu herb empfindet,

welches verzehrt wird von jenen Gluthen, die durch die feindseligen Gegensätze bei dem Sturm des Daseyns sich in ihm anfachen. Sollten nicht die geistigen Funken, die einen solchen Busen erfüllen, in die schützende Nähe einer einsichtsvollen, theilnehmenden, mit Vorsicht mildernden Umgebung gebracht, sich eben so gut in segensvoll belebenden Wirkungen entbunden, ja auf Generationen heilbringend fortgeleuchtet haben, als sie, sich brechend an ungleichartigen und widerstrebenden Stoffen, mit gewaltsamer Heftigkeit ihrer elektrischen Fülle sich entladen, und dem eignen Träger mit Allem, was ihm nahe steht, Verderben bringen? Rühme sich Niemand, wenn die Gottheit ihn vor der Gefahr solcher Explosionen gesichert hat! Es sind die unschätzbarsten, zartesten, edelsten Elemente der menschlichen Natur, die bei so unheilvollen Erschütterungen in die Lüfte fliegen. Und wen sie treffen, weil ihm die Klugheit versagt war, mit einer Brust voll entzündlicher Stoffe die Flamme zu meiden, die alle zieht, der ist ein Märtyrer für die erhabenste Aufgabe der Menschheit geworden. Denn alle zieht uns die Flamme des Lebens; alle wollen wir das Herrlichste und Größte, was uns im Innern bewegt, außer uns hinstellen, auf daß auch andere froh werden des Schatzes, den wir in stiller Pflege liebend hegten. Welch tragisches Mißgeschick, wenn wir zur Unzeit ihn enthüllen! wenn wir für das Innerste, das uns treibt, für den heiligen Ton unsres tiefsten Lebens nicht die erwünschte Stunde treffen, nicht die verwandte Stimmung finden! wenn wir vielleicht uns sagen müssen, daß unser Daseyn vergeblich war, weil die Be-

dingungen, auf welche wir unser Streben begründet hatten, eine Täuschung unserer Seele gewesen, und wir die, welche die Wirklichkeit uns gewähren konnte, zu spät erkannt!

Diesen Widerstreit nun zwischen der Welt der Idee und der Welt des Gegebenen, und den schmerzlichen Anblick einer Niederlage der ersten durch die zweyte, bringt uns Göthe's Tasso vor die Seele. In die höchsten Sphären beyder Welten verlegt ist die Darstellung dieses Widerstreites zu einem desto tieferen und reineren Eindrucke geeignet. Wenn die Worte Schillers:

Es soll der Dichter mit dem König gehen,
Denn beyde wohnen auf der Menschheit Höhen!

an eine ursprüngliche Vereinigung, an eine friedliche Mitherrschaft der höchsten, geistigen Ansprüche erinnern: so trifft uns die tragische Vernichtung dieser holden Illusion in unsrem Drama desto mächtiger, je einschmeichelnder sie anfänglich auch in ihm unsrem Gemüthe begegnet. Als tragisch bezeichnen wir die Vernichtung dieser Illusion, und eine Tragödie nennen wir Göthe's Tasso: denn nicht der Untergang des physischen Menschen ist es, welcher im Drama den Begriff des Tragischen bestimmt, sondern das, was er als sittliches Wesen erleidet. Das Dramatische besteht in der Entwickelung einer freibestimmten Charakterthätigkeit zu Erreichung eines Zieles, das, sey es in der Vorstellung oder in Wahrheit, als nothwendige Lebensbedingung des Individuums erscheint. Die verschiedenen Täuschungen und Verwickelungen, welche mehr oder minder aus dem beharrlichen Erstreben eines eingebildeten Gutes entspringen, geben den Stoff zur komischen Dra=

maturgie ab; die Scheiterung derjenigen Bemühungen, welche sich um ein sich unsrem Gefühle als für das innerste Wesen und Leben des Helden unentbehrlich aufdringendes Besitzthum herumdrehen, erweckt in uns die Idee des Tragischen. In wiefern bei einem also gescheiterten Bemühen die Person als sinnliches Wesen auch selbst zu Grunde geht, ist in der That reine, von der äußeren Anlage des Drama's allein und ausschließlich abhängige Nebensache, und eine dramatische Arbeit könnte trotz unzähliger darinne vorkommender Todschläge und Untergänge nichts weniger als eine Tragödie seyn; so gewiß es ist, daß eine Tragödie ohne einen einzigen Tod oder Mord zu bestehen vermag. Göthe's Tasso ist von dieser Beschaffenheit. Die tragische Idee, welche wir im Allgemeinen für diese Tragödie in dem ungleichen Kampfe des idealischen Princips gegen das reale finden, knüpft sich an ein Besonderes der rührendsten Art. Als Dichter in den höchsten Regionen der Ideenwelt verweilend, empfindet Tasso den vollen Anspruch, welchen das Bewußtseyn einer großartigen Bildung einem edeln, tief und zart empfindenden Gemüthe giebt. Obgleich persönlich mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit ausgestattet, schüchtern von Natur, scheu gemacht durch die Prüfungen eines harten Lebensganges, erkennt er, daß er in seinem dichterischen Berufe die Würde des höchsten Menschlichen zu vertreten hat; daß er, was er in dieser Hinsicht durch Kleinmuth, Niedrigkeit und gemeinen Höflingssinn seinem Werthe vergäbe, der Muse selbst vergeben würde. In diesem Sinne betrachtet er sich, wenn schon sein äußeres

Daseyn an die Wohlthaten des Herzogs Alfonso geknüpft ist, doch in Geist und Wesen als ebenbürtig mit dem Kreise, der ihn, der Größe seines Talentes huldigend, und, von dessen Ruhme bestrahlt, auch für sich selbst eine ehrenvolle Stelle in dem Andenken der Nachwelt hoffend, unter sich aufgenommen hat. Auch ist man, diese Ebenbürtigkeit in Zweifel zu ziehn, in diesem Kreise keineswegs gesonnen, so lange es sich davon handelt, das Glück eines schön angeregten geistigen Daseyns zu genießen. Wer doch auch unterfinge sich, wenn der Genius die Zauber seiner süßen Bewältigung über schwärmende Herzen schüttet, mit den Vorzügen zufälliger Begünstigungen, mit Adel, Glanz und Reichthum gegen ihn in die Schranken zu treten? Es bleibt auf sich selbst beruhen, was diese noch neben ihm für eine Macht haben, und läßt er, in den Berührungen des praktischen Lebens, sie selbst unangefochten, so entschließen auch sie sich, ihn seinerseits gewähren zu lassen, ja ihn anzuerkennen, in ihr Interesse zu ziehn. Auf diese Weise besteht zwischen dem Dichter Tasso und dem Herrscher Alfonso ein stillschweigender Vertrag, und in sofern Tasso, von seiner irdischen Natur und deren gemeineren Anforderungen abgesehn, die göttliche Unbedürftigkeit des Genius sich zu erhalten vermögte, könnten wir gewiß seyn, daß dieser Vertrag auch keinen Bruch zu erleiden habe. Denn Alfonso ist edel, großmüthig, ohne Vorurtheil, ohne kleinliche Engherzigkeit, so weit er den Menschen in dem Fürsten offenbaren darf, und nicht, nach der hergebrachten Natur der in seiner Sphäre geltenden Verhältnisse, über

dem Fürsten den Menschen verleugnen muß. Denn das ist das bewunderungswürdig Zauberische an dieser Tragödie, daß der Dichter, wie sich überhaupt die von ihm gebrauchten Mittel höchst einfach zeigen, jedes Grelle und Gehässige an den einzelnen Charakteren verschmäht, und, indem er die Personen, jede in ihrer Art, anziehend, trefflich, liebenswürdig darzustellen gewußt, die ganze erschütternde Wirkung in die Gewalt der Beziehungen gelegt hat.

Jedoch in Tasso wiegt nicht der Dichter in stolzer Selbstgenüge sich auf seiner ätherischen Höhe; er ist mit dem Menschen innigst verwachsen und Eins, und was den Dichter Schönes und Großes begeistert hat, das mögte der Mensch als Ausbeute seines edelsten Strebens besitzen. Hier ist die Klippe, an welcher Tasso's Frieden zu Trümmern geht. Jene erhabenen Gefühle romantisch-ritterlicher Herrlichkeit, die ihn zu Abfassung seiner befreiten Jerusalem getrieben, und fort und fort bei derselben erfüllen, finden an dem prachtvollen und feingebildeten Hofe des Markgrafen von Este die lebendigen Gegenbilder; jetzt erst fühlt er die Ahnungen und Gesichte seiner dichterischen Einbildungskraft verdeutlicht und beseelt, und in Einem edeln, reizenden, liebevollen Wesen drängt sich die ganze Sehnsucht seines liebedurstigen Herzens zusammen. Dieß selbst noch begiebt sich in einer Weise, die zunächst kein Mißverhältniß zwischen seinen idealen Begehrnissen, und dem, was die Wirklichkeit ihm zugestehn kann, befürchten läßt. Zart und keusch, wie es die innerste Natur seines Wesens war, ist Tasso unendlich entfernt, auf die rohe Selbstsucht eines sinnlichen

Besitzes hinauszugehn. Ihn beseligt die reine Gluth einer Platonischen Neigung, und diese in dichterischer Ekstase dem Blatte zu vertrauen, mit anmuthigem Doppelsinne in der Verherrlichung eines geliebten Namens zu spielen, der, da er mehreren liebenswerthen Gegenständen zugehört, einer zartausfindenden Deutung ohne Zudringlichkeit ihren Spielraum läßt, wie sollte dieses den Sängern von je zustehende Recht demjenigen verkümmert werden müssen, der es in so sinnreicher, schonender, ehrerbietiger Zurückhaltung für sich geltend macht?

Auf diese Weise gründet sich Tasso's Liebe zu Prinzessin Leonora auf ein zartes, stillschweigendes Einverständniß, das, in der Verwandtschaft ihrer Seelen wurzelnd, für die Außenwelt zwar kein Mysterium, aber eben so wenig doch auch ein Aergerniß ist; außer in wiefern es den Höflingsneid über die unter solchen Umständen dem Dichter zu Theil werdenden Auszeichnungen zu erregen vermögte. Die Liebenden fühlen sich in der Gewißheit erquickt, daß sie sich geistig verstehen, daß die heiligen Anregungen des Entzückens, welches in der Sphäre der edelsten Ideen schwärmt, in dem verschwisterten Herzen ihren Wiederklang finden: es bedarf für sie keines Wortes, keines äußeren Zeichens für diese tiefe, innere Harmonie, und wenn in ein so ätherisches Verhältniß nicht irgend eine Heftigkeit eine Störung bringt, so mögte es in süßer Genüge Tag' um Tage bestehen, gleich dem ewig gleichen seligen Leben der Götter.

Aber gerade die reinsten und geistigsten Beziehungen erliegen am Ersten der rohen Willkühr des Zufalls.

Tasso's Glück beruht auf dem schönen verschwiegenen Bewußtseyn; ein vorlautes Wort, wie vielmehr eine stürmisch zudringende That muß es verletzen, ja unwiederbringlich zertrümmern. Nur unter der Bedingung, daß Tasso die Gunst der Liebe, welche seine Dichtergaben ihm zugewandt, durch dichterische Bescheidenheit ehre, den ihm als geistigen Menschen zugestandenen Vorzug nicht für den gesellschaftlichen begehre, hat Leonora eingewilligt, sich seine Huldigungen gefallen zu lassen. Für die idealische Welt, in der ihre Einbildungskraft weilt, darf er mit ihr den Thron der Hoheit und der Herrschaft theilen; für die Wirklichkeit soll er ihr die Rücksicht zollen, welche dem Privatmann gegen die Fürstin gebührt. Tasso kennt diese Bedingungen; in dem friedlichen, behaglichen, idealisch unbedingten Zustande, dessen er am Hofe des Herzogs bisher sich erfreut hat, forderte er und bedurfte nicht mehr. Aber dieser anmuthige Frieden wird unterbrochen: eine leidenschaftliche Unvorsichtigkeit bringt sein ganzes Verhältniß an diesem Hofe in Gefahr, in eine bedenkliche Frage. Aus dem Traume seiner geistigen Gleichstellung mit den Personen des fürstlichen Hauses wird er unsanft geweckt: er verliert alle Fassung, er weiß nur Einen Anker, in diesem Sturm seines Geschicks und seiner Gefühle sich anzuhalten, der Mann tritt an die Stelle des Dichters, und das Vergehn, durch seine Umarmung der Prinzessin die Ehrfurcht vor ihrer stillen Neigung verletzt zu haben, raubt ihm sein Alles.

Zweyte Vorlesung.

(Gehalten im Museum zu Bremen den 25 Januar 1830).

Hochgeehrte Versammlung!

In der ersten Unterhaltung, die Sie an dieser Stätte mir zu vergönnen die Nachsicht übten, versuchten wir, die tragische Idee zu bestimmen, welche bei seinem Torquato Tasso den Dichter geleitet; und glaubten sie in der Niederlage zu finden, durch welche in diesem Stücke die idealische Weltansicht von der conventionellen betroffen wird. Der Faden dieser Idee spann sich ab an Tasso's ritterlich romantischer Liebe zu Prinzessin Leonora: die tragische Katastrophe, vorbereitet durch jene strenge Ahndung eines gesellschaftlich sogar edlen Fehltrittes, welche zuerst ihn aus dem Wahne reißt, daß der Göttersaal auf gleicher Erde stehe, zeigte sich in der peinlichen Auflösung, welche Tasso seinen Verhältnissen am Hofe Ferrara's durch die leidenschaftliche Umarmung der Prinzessin bereitet. Wir erkennen, daß mit dieser stürmisch verwegenen Handlung die beseligende Idee seines Daseyns vernichtet wird; daß nun erst Tasso, auf dem Wege, die früheren Mißverständnisse zu entwirren, eine Schuld auf sich geladen hat, für die keine Herstellung gedenkbar; eine Schuld, um so drückender, als sie noch mehr, denn der anderen Zartgefühl, sein

eignes, tiefstes, innerstes Leben verletzt; weil der, welcher in den edelsten Regionen einer geistigen Beziehung sein Höchstes gefunden, es sich selbst nie vergeben kann, dieses Geistige durch den Anhauch eines groben irdischen Elementes getrübt, ja zerstört zu haben. Als Mensch, als Dichter ist Tasso zu entschuldigen, aber nicht als Liebender! Wie kühnen Anspruch ihm in jenen Eigenschaften das Selbstgefühl seiner sittlichen und geistigen Würde verleihen mogte, in der letzteren mußte er, sein Theuerstes zu ehren, sich der Entsagung, sich eines Opfers fähig zeigen. Dieß war der deutlich ausgesprochene Vertrag zwischen der Prinzessin und ihm, und diesen heiligen Vertrag hat er gebrochen. Ihn trifft eine bittre Strafe: aus der Welt, in welcher er kraft eines göttlichen Rechts sich eingeboren und heimisch empfunden, wird er als ein anmaßlicher Eindringling hinausgestoßen, und in der Unbestechlichkeit seines Gefühls kann er Niemandem darüber einen Vorwurf machen, als sich selbst. Und wenn wir dann am Schlusse des Gedichtes Tasso, den Träger des idealischesten Lebens, dem Repräsentanten der schroffen, harten, unerbittlichen Wirklichkeit, dem Antonio Montecatino, sich in die Arme stürzen sehn, wie könnte man wohl das Bild des Icarus, der an der Sonne der Idee, der er zustrebt, seine Flügel geschmolzen fühlt, um in lichtloser Woge zu versinken, erschütternder zu unsrer Anschauung bringen?

Es liegt uns nunmehr ob, hochgeehrte Versammlung, die Oekonomie des Stückes nach seinem materialen Verlaufe und nach den darin aufgestellten Charakteren in der

Kürze zu beleuchten. Wir machen zuvörderst aufmerksam auf die ungemeine Einfachheit, die in Absicht aller vom Dichter in diesem Stücke aufgewendeten Mittel sich zeigt. Die dramatische Entwickelung bewegt sich im eigentlichsten Sinne an den innersten Regungen und Gefühlen der Handelnden fort: wie aus fernhinziehendem Gewitter schlägt erst Tasso's Entrüstung gegen Antonio, dann sein Ungestüm gegen die Prinzessin gleich zwey einzelnen Blitzen hernieder. Das Uebrige zeigt uns den anmuthigen Frieden eines innerlichen, sich in sich selbst genügenden Lebens, der unser Gemüth erquicklich umbringt, gleich dem rosigen Duftäther, mit welchem bei hereinbrechendem Abend die Sonne eine Sommerlandschaft umflort. Dieses Leise, dieses Schonende in dem eigentlich Dramatischen des Gegenstandes aber, von welcher Fülle reger lebenvoller Geistigkeit ist es umkleidet; wie weit ist der Dichter dem Vorwurfe entrückt, als schreite seine Handlung nicht vorwärts, als offenbare sich in den Zusammenstellungen keine Mannichfaltigkeit, keine Spannung! Dem geistigen, dem ätherischen Stoffe kam eine Behandlung zu, welche in ruhigen, in massenweisen Situationen sich ausbreitet: aber wie wenig ist diese Breite gränzenlos, diese Ruhe eintönig, dieses Leben ohne Bestimmtheit! Die ganze Vergangenheit von Tasso's wahrlich vielbewegtem und ereignißschwangerem Geschicke, ja seine Zukunft ist auf das Sinnvollste von dem Dichter in die Tragödie gedrängt. Eine aufmerksame Vergleichung mit Tasso's Lebensgeschichte würde nachweisen, wie gewissenhaft, man könnte sagen, mit wie diplomatischer Sorgfalt Göthe alle zerstreuten,

oft halbverlornen Samenkörner der geschichtlichen Ueberlieferung gesammelt, sie mit der Sonnenwärme des Genius befruchtet, belebt, aus ihnen die zartesten, lieblichsten Blumen aufgezogen, und diese mit kunstgeübter Hand zu einem Kranze verbunden, in welchem jede ihre bedeutsame Stelle einnimmt, und der Eindruck eines klaren, lichten, farb- und duftvollen Ganzen mit unendlicher Harmonie und Grazie bewirkt ist. Die wenigen Aufbewahrungen aus der Kindheit des Dichters, aus den Verhältnissen seiner Aeltern und Schwester, die ersten übermächtigen Eindrücke seines Aufenthalts in Ferrara, seine Einführung bei der Prinzessin, seine Reise nach Frankreich mit dem Cardinal Ludwig von Este, seine Dürftigkeit und die Sorglosigkeit um sein Eigenthum und seine Bedürfnisse, seine kleinen Verwöhnungen und Grillen; hernach die freundschaftlichen oder feindseligen Berührungen mit den Zeitgenossen, das poetische Gericht in Rom über seine befreite Jerusalem, Alles, was uns Tasso's Thun und Empfinden in eigenthümlichen Lagen versinnlichen konnte, ist mit bedachtsamem Uebergreifen und Umfassen in die Dichtung aufgenommen, an schicklicher Stelle eingewebt, muß als Mannichfaltiges der sicher und groß erhaltenen Einheit zur Folie dienen. Die über die Katastrophe des Stücks hinausliegenden Momente, die rührende Flucht zu Schwester Cornelia in der Tracht eines Hirten; die finstern Stunden, die stille Melancholie, der scheinbare Wahnsinn, der sich des Unglücklichen im St. Annenspital bemächtigt, voll zartsinniger Andeutung finden sie sich der letzten Scene mit der Prinzessin eingeflochten; der uner-

quickliche Streit, welchen die Florentiner zu Gunsten des Orlando furioso gegen die Gerusalemme liberata erhoben, ist in Montecatino's leidenschaftlicher Partheilichkeit für Ariosto verhängnißvoll prophetisch gezeichnet; an die Ehre der Capitolinischen Krönung, welche des Dichters letzte Tage wenigstens durch Erwartung verschönte, wird vordeutend erinnert.

Einen geistig so reichen, ja ihn üppig umwogenden Stoff hat der deutsche Sänger in den engsten Raum dramatischer Zeit und dramatisches Ortes gebändigt. Sein Werk entspricht nicht allein im inneren Gehalte, in der grandiosen, prägnanten Einfachheit der Handlung, in der edeln, sittlichen, weisheitvollen Sprache, sondern auch in Beobachtung der äußeren Bedingungen den Tragödien der Griechen: nicht etwa, als habe Göthe in schülerhafter Unsicherheit sich Sophokles Formen zur Nachahmung, und den Aristoteles zum Lehrmeister genommen; in welchem Sinne das Drama der Franzosen sich classisch preist: sondern weil in ihm jenes geheimnißvolle Gesetz der höchsten Genialität, welches an jedem Stoffe und in jeder Form das einzig Rechte zu treffen bewußtlos treibt, in gleichem Grade wie bei seinen griechischen Brüdern gewaltet.

Der Schauplatz unsres Stückes ist Belriguardo, ein reizender Landsitz in der Nähe Ferrara's, wo die Familie Este ihren Sommer zuzubringen pflegte; die Handlung selbst verläuft im Zeitraume eines Tages. Ueber die wahre geschichtliche Epoche muß gegen eine Täuschung gewarnt werden: es ist dieselbe nicht das Jahr 1579, wo

Tasso, als er nach mehrmaliger Flucht zu Zurückforderung seines Gedichtes, und aus stiller Sehnsucht nach der Prinzessin, abermals in Ferrara erschienen war, auf des Herzogs Befehl nach St. Annen gebracht wurde; sondern das Jahr 1575, wo er, im Gefühl wahrer oder scheinbarer Kränkungen, bereits an einer stets wiederkehrenden Hypochondrie leidend, bei dem Herzog durchgesetzt hatte, ihn nach Rom zu beurlauben. Denn obgleich Göthe, nach jenem dichterischen Rechte, mit einem historischen Stoffe, von chronologischem Zwange frei, lediglich nach den Zwecken der Kunst zu verfahren, mehrere Begebenheiten nachfolgender Jahre, der Gräfin Sanvitale Anwesenheit am Ferrarischen Hofe, Tasso's Arrest wegen seines Ehrenhandels mit einem Höflinge, seine Verwegenheit gegen die Prinzessin, vorausgenommen hat, so stehn doch die Ueberreichung der befreiten Jerusalem an den Herzog, und der Beschluß zu seinen gelehrten Freunden nach Rom zu reisen, als die beyden Endpuncte unsres dramatischen Tages deutlich bezeichnet da, beyde aber fallen in obgedachtes Jahr 1575. Göthe hat offenbar durch Annahme dieses Zeitpunktes für die Großheit seines dramatischen Erfolges gewonnen: denn wie überall da die vollendetste Kunstwirkung sich ergiebt, wo mit dem Aufwande einfachster Mittel das Bedeutendste geleistet wird, so wird die Intension des tragischen Eindruckes erhöht, wenn derselbe sich ganz in das Gefühl des inneren Leidens concentrirt, daß Tasso von den edelsten Genüssen seiner Ideenwelt scheiden muß, ohne daß er auch noch ein physisches Ungemach zu erdulden hätte; während der

Gedanke, ihn zu jenem Leiden überdieß als einen Wahnsinnigen eingekerkert zu wissen, die idealische Einheit und Stärke des tragischen Momentes verwirren und zerstreuen, außerdem aber dem Zuschauer statt des reinen edlen Schmerzes ein peinliches Gefühl mehr weltbürgerlicher als poetischer Art aufnöthigen würde.

Bewundern wir in solchen Zügen der allgemeinen Anordnung und Auffassung des Ganzen ein erhabenes Talent, mit dem Einfachsten das Größte, mit dem Wahrsten das Idealste zu gatten, so stellt in Durchführung der einzelnen Charaktere diese schöpferische Verschmelzungskunst, diese Prometheische stillwirkende Weisheit unsrer Ehrfurcht, unsrer Begeisterung, unsrer Freude an dem Lieblinge der Musen eben so wenig irgend eine Bedingung. Auch hier nur schlichte Wahrheit im veredelnden, verklärenden Lichte der Kunst. Entkleiden wir diese Personen der Tragödie einer gewissen dichterischen Gehobenheit, kaum in Hinsicht ihrer inneren Anlage, sondern hauptsächlich nur in Bezug auf Verarbeitung der gesammten Einzelnheiten zu schöner dramatischer Ganzheit, ich mögte sagen, auf Zusammenstimmung, auf Gehorsam, des Dichters Willen auszuführen: so werden wir keinen Anstand nehmen können, ihnen die entschiedenste Wirklichkeit zuzugestehen, sie werden uns die Bilder, die Geschwister scheinen von ähnlichen Gestalten, die in edleren Berührungen des Lebens uns schon begegnet. Ja, wie sollten wir uns enthalten dürfen, bei diesen würdigen dramatischen Figuren an so manche treffliche Individualität aus des Dichters eigenem Lebenskreise zu denken,

der, wie sein Italischer Musengenosse, in des Daseyns höchste Sphären geführt, das schöne Glück vor ihm voraus gehabt, die Vermittelung zwischen der idealischen und der wirklichen Welt ohne einen Widerspruch mit sich selber zu finden? Und fesselt uns in dieser Weise bei Göthe's Tasso jener Zauber, der uns ein ideales Leben in klaren, sichern, wohlgestalteten Formen unmittelbarer Wahrheit vorgaukelt, so überrascht uns abermals die genialische Leichtigkeit, mit welcher des Dichters Hand diese Charaktere aus den historischen Elementen herausgebildet. Auch hier hat er an dem Stoffe nur so weit geändert, als es die dramatische Anlage nothwendig machte. Es ist eine Ergötzung kindischer Geister, es zeugt von beschränktem Talente, an einem in sich selbst schon poetischen Gegenstande (und einem andern wird kein wahrer Dichter Begeistigung einzuhauchen versuchen) sich den Ueppigkeiten phantastischer Willkühr dahinzugeben. Der Reichthum an Personen und Verwickelungen, deren eine dramatische Materie fähig ist, wird durch die Nothwendigkeit innerer Klarheit und Harmonie bedingt: je strenger in dieser Hinsicht sich der Dichter seine Forderungen stellt, je mehr er die Ausschweifungen seiner Erfindungsgabe beherrscht, je glücklicher er dahin arbeitet, im Engsten das Reichste zu enthüllen, desto tiefer ist er in das Geheimniß der Kunst gedrungen, desto entschiedener bewährt er sich uns als Meister. Wie entfernt deßhalb zeigen sich unsre Tagesdramatiker von ächter künstlerischen Einsicht, wenn sie durch einen Schwall von phantastischen Figuren, durch Anhäufung bizarrer Situationen die Ener-

gie eines dramatischen Effektes zu sichern glauben, während doch für ein geübtes Urtheil dadurch nur desto deutlicher die Blöße ihrer dichterischen Begabung, die Armuth und Rohheit ihrer Erfindungen, die Zwietracht und das Chaotische ihrer dramatischen Compositionsweise zu Tage kommt. Sie begreifen nicht, daß Shakspeare, den sie darinne nachäffen, für die Extension seiner Weltanschauungen auch einer Welt von Charakteren bedurfte; sie verkennen, daß bei ihm, troß der Masse, ja des Ueberflusses von Gestalten, gleichwohl nicht minder das feine dichterische Maas obwaltet, welches die in ihrer nüchternen Strenge so überwältigend reichen Hellenen übten, welches Göthe so musenhaft erkannte, wenn er im Götz, im Egmont, im Faust seinen Stoff mit Figuren eben so freigebig belebte, als er in der Iphigenie, im Tasso, in der natürlichen Tochter ihn durch Sparsamkeit mit denselben erhob.

Am meisten mußte Göthe bei dem Charakter des Herzogs Alfonso von der Geschichte sich entfernen. Denn in diesem, als so zu sagen dem ökonomischen Mittelpunkte des Stückes, war die behagliche Würde eines edlen, fürstlichen Sinnes darzustellen, weil er eigentlich das idealische und das conventionelle Prinzip in sich vereinigt, beyde gleichmäßig zu würdigen, sie in ihren Conflikten zu versöhnen hat, bis denn zuletzt eine maaslose Verirrung des ersten ihn nöthigt, sich seiner Vermittlerrolle zu entäußern, und als Repräsentant dessen, was unter allen Verhältnissen gebührt und schicklich ist, den Sieg des zweyten über das erste gleichsam urkundlich zu bestätigen. Nun aber führen uns die geschichtlichen Spuren Herzog Alfonso

keineswegs in dem günstigsten Lichte vor. Er war allem Anscheine nach einer jener durchlauchtigen Don Quixote's, die sich damit gefallen, auf der unglücklichen Quadratmeile, die ihnen das Schicksal zugeworfen, den Dschengis-Chan und Timur zu spielen. Von den Tugenden großer Fürsten waren nur nachahmerische Verzerrungen in seinem Gemüthe: er war eitel, leichtfertig, üppig, in seinem Hause ein Tyrann, wie im Staate. Unter dem breiten Schatten des Eigennutzes verdumpften bei ihm die Regungen jenes ritterlichen Heldensinnes, dessen phantastischen Anschein er an seinem Hofe durch kostbare Feste und glänzende Aufzüge theatralisch hervorrief. Die schönen Fürstenthümer Ferrara und Modena, die ihm seine Väter vererbt, erschöpfte er durch die ungeheuerste Verschwendung, und drückte in zwey und dreyßig Jahren des tiefsten Friedens die Unterthanen durch Auflagen nieder, weil er für den Schiedsrichter Italiens gelten wollte, und durch den Schimmer diplomatisches Pompes zu ersetzen strebte, was ihm an Macht gebrach. Seine Regierung war ein fortwährendes Puppenspiel mit den Ansprüchen der Größe, denen weder seine Verhältnisse noch sein Charakter gewachsen waren. Gepriesene Geister um sich zu versammeln, trieb ihn bei weitem weniger die Würdigung ihres Werthes, so wenig es ihm an Geschmack und Erziehung gefehlt hat, als der Wunsch, durch ihre Huldigungen den Neid seiner Nebenbuhler zu erregen, und in der Geschichte den Namen eines Musageten zu hinterlassen. Gegen Tasso, dessen Eigenheiten und Launen, übte er Langmuth, so lange dessen Gedicht noch nicht in

seinen Händen war; so lange ihn noch nicht jene stolzen Zeilen begrüßt, deren er nachher sich so unwürdig machte:

Großmüthiger Alphons, erhab'ner Retter
Des irren Wandrers, den das Glück verrieth;
Der aus dem Wogendrang, aus Sturm und Wetter,
Gescheitert fast, in deinen Hafen flieht.
Mit heit'rer Stirn empfange diese Blätter,
Wie zum Gelübde weiht' ich dir mein Lied:
Einst tönt vielleicht die ahnungsvolle Leier
Statt leises Winks von dir in laut'rer Feier.

Als ihm Tasso sein edelstes Gut überlassen hatte, verlor für ihn allmählig dessen Person ihr Interesse; wohl bedurfte sie einer sorglicheren Pflege, als es dem beschäftigten Weltmanne genehm seyn kann. Aber wie weit auch Tasso seine Geduld auf die Probe stellen mogte: daß er ihn gegen den Neid und die Cabalen der Hofschranzen keineswegs, wie es die Ehre gebot, beschützte, daß er ihn mit dürftigen Gunstbezeigungen abspeiste, daß er oft ihn entbehren ließ, steht als Thatsache vest; und daß er zuletzt, nach eigentlicher Mißhandlung, um den Schrei des Unwillens zu ersticken, wenn das Opfer seiner Unwürdigkeiten Italien durchzogen wäre, es in einen Kerker begrub; an dieser Gewaltthat wird für ewige Zeiten sein Urtheil hangen.

Dem deutschen Dichter kommt nun abermals zu statten, daß die Epoche seines Stückes in einen Zeitraum fällt, wo Alfonso's Benehmen gegen Tasso noch keineswegs in jene grausamen Extreme gerathen war. So durfte er ihn, ohne der Geschichte zuviel zu vergeben,

bei einzelnen Schwächen dennoch ehrenwerth und liebenswürdig zeigen. Es ist eine kräftige, tapfere, tüchtiggesinnte Männernatur, in deren mächtigem Schutze sich mit Vertrauen niederzulassen die Musen sich wohl entschließen dürfen. Er hat vor allem sein Wohlgefallen an der klaren, erfolgsamen That: darum ist ihm der kluge, thätige, verständige Antonio unentbehrlich; den Ruhm, das Talent zu ermuntern, zu begünstigen, zu belohnen, sucht er zunächst zwar aus einem für das Schöne empfänglichen Gemüthe: mehr aber, weil es in seinem Hause so hergebracht ist; weil die sinnigen Schwestern in der löblichen Uebung ihn zu erhalten beflissen sind; weil er so endlich am würdigsten die Nebenbuhlerschaft mit Italiens kunstliebenden Herrscherhäusern bestehen kann. Er trägt Tasso nicht ohne einigen Verdruß, sowohl über die verzögerte Vollendung seines Gedichts; denn er mag lieber genießen, als langsam pflegen: als über seine Verstimmung, und den Argwohn, verfolgt und befeindet zu seyn, welchen er für das Hirngespinnst einer krankenden Einbildung hält. Dieser Umstand, daß der Herzog und die Seinen Tasso's Beschwerden über seine Neider und Gegner als müssige Ausgeburten und nichtige Phantasieen ansehn, und in der Tüchtigkeit und Wahrhaftigkeit, mit welcher diese Personen nach des Verfassers Anordnung sich geben, als dergleichen auch uns glaubhaft machen, lindert in der Tragödie jene Schroffheit, mit welcher uns in der Geschichte die schmerzlichen Erfahrungen, welche Tasso zu erleiden hat, berühren müssen. Den Herzog sehn wir in allen Lagen die sichre sich ihrer selbst bewußte Hoheit des Herrschers mit den

leichten und gefälligen Manieren des Weltmannes vereinigen; er nimmt am Menschen Tasso um des Dichters willen Theil, geht mit ihm um, wie ein kluger Arzt mit einem wunderlichen Kranken, überläßt aber die Sorge, ihn aus seinen Eigenthümlichkeiten herauszukennen, und diese, als von seinem Wesen unzertrennlich, auch zu lieben und zu hegen, den Frauen. Selbst daß er nicht über das nächste Bedürfniß gegen ihn freigebig ist, giebt uns die Prinzessin zu verstehn; und in diesem, wie in ähnlichen der Ueberlieferung abgelauschten Zügen erkennen wir neuerdings, daß Göthe, indem er seinem dichterischen Bedürfnisse folgte, die Geschichte zu veredeln, ihr von ihrem Eigenthümlichen doch nicht mehr abgestreift hat, als es das Verhältniß seines Kunstwerkes erforderte.

Man hat Göthe's Prinzessin Leonora den Vorwurf gemacht, als sey sie zu ätherisch, zu ideal, zu wenig als Italienerin gehalten; mehr, wie es etwa zu einer sentimentalen Deutschen würde gepaßt haben! Ein solches Urtheil zeugt von geringer Kenntniß der wahren Verhältnisse. Prinzessin Leonora, eine im Geiste jener Zeit schulmäßig gebildete Dame, war ganz so, wie sie Göthe geschildert hat, zart und feinfühlend bei großer Ruhe des Temperamentes, schwärmerisch bei edler Klarheit des Geistes, liebenswürdig, herablassend, ohne sich selbst zu vergessen, aller großen, würdigen Gefühle fähig, aber tiefernst und hingekehrt nach der melancholischen Seite des Lebens. Ihre Frömmigkeit stand bei dem Volke in solchem Ansehen, daß man einst das Aufhören eines Erdbebens und den Zurücktritt einer Ueberschwemmung des

Po allgemein ihren Gebeten zuschrieb. An den lauten Freuden des Daseyns, an den glänzenden Hoffesten ihres Hauses Theil zu nehmen, hinderte sie ununterbrochene Kränklichkeit. Für sie war die liebevolle Huldigung eines verwandten Gemüthes, wie Tasso war, eine holde Blüthe auf ein farbloses Leben, und wenn die Begegnung zweyer solcher Seelen nicht verfehlte, ein edles Feuer innigster Wechselneigung zu entzünden, so berechtigt uns doch nichts zu dem Argwohne, als sey dasselbe jemals in unreine Flammen emporgeschlagen. Als Tasso die Prinzessinnen von Este kennen lernte, war er selbst einundzwanzig Jahre, Lucrezia, die ältere, nachmalige Herzogin von Urbino, hatte ihr einunddreißigstes zurückgelegt, Leonora war um Eines jünger. Auf diese Weise konnte sich kaum ein andres Verhältniß gestalten, als jenes beinahe mütterliche, in welchem wir zuweilen ältere und gesetzte Mädchen sich gefallen sehn, gegen jüngere Freunde weit eher die Vormünderinnen als die Geliebten zu spielen. Man muß die Sache natürlich anders betrachten von Seiten Tasso's, anders von der der Prinzessin. Der junge Dichter, erfüllt von jenen romantischen Vorstellungen poetischer Ritterlichkeit, welche in der Periode der Provenzalen geblüht hatten, die auch seiner Zeit noch nicht fremd, und ihm von seinem Vater, dem trefflichen Bernardo, der auch selbst der romantischen Dichtkunst nicht unglücklich huldigte, überliefert waren, suchte ein Gegenbild für die hohen Gestalten seiner Phantasie, dem er nun alle seine Empfindungen widmen, auf das er die volle Verehrung seines glühenden Busens übertragen konnte. Leonora von Este vereinte die Eigen-

schaften, welche seine begeisterte Seele von diesem Ideale begehren mogte: Hoheit der Geburt, Anmuth der Gestalt, Feinheit der Bildung, edle Frömmigkeit und jene zarte Beweglichkeit der Seele, welche die Eigenthümlichkeiten eines hohen Geistes zu errathen, zu verstehen, zu deuten und zu verzeihen weiß, ohne der Schicklichkeit ihre Rechte zu vergeben und die Freiheit verwildern zu lassen: der große Zauber, durch welchen die Frauen den trotzigen Löwen der männlichen Leidenschaft in so würdigem Sinne zu bändigen den Takt und das Glück haben. Uns ist eine große Zahl von schwärmerischen Huldigungen in den Gedichten Tasso's übrig, welche über das zart, aber deutlich ausgesprochene Verhältniß keinen Zweifel gestatten. Zwar gab die Anwesenheit der schönen Gräfin Sanvitale eine Zeit lang Anlaß zu anmuthigem Doppelsinne, da auch sie den gleichen Vornamen führte. Allein über die wahren Gefühle Tasso's wurde sicher wenigstens nicht der Gegenstand getäuscht, der sie entzündet hatte; und bei der in jenen südlichen Gegenden ohnehin nicht ungewöhnlichen Damensitte, seines Namens dichterische Verherrlichung gegen einige dem Dichter selbst geschenkte Nachsicht einzutauschen, durfte Prinzessin Leonora um so eher sich ihrer Theilnahme für Torquato dahingeben, als ihr Rang, ihr leidender Zustand, und mehr denn alles ihr Charakter sie selbst sicherte; die beste Schutzwehr auch gegen die Gefahr einer Ueberwallung von der andern Seite. Dieses reine Verhältniß erkennen wir auch in der Liebe Sophronia's zu Olinden, in welcher der allgemeinen Annahme nach Tasso sich mit seiner Leonora verklären wollen.

Es ist daher auch keineswegs ausgemacht, und wird vielmehr von gewichtigen Gewährsmännern entschieden geleugnet, daß einst sich Tasso, hingerissen von der Liebenswürdigkeit der Prinzessin, so weit vergessen habe, ihr statt der Antwort auf eine Frage vor dem Angesichte des Hofes einen Kuß zu geben. Es war dieß eine der zahlreichen Vermuthungen, in welche das Publikum sich verlor, als Tasso auf Befehl Alfonso's in das Irrenspital gebracht wurde. Sie gewann ihre geschichtliche Consistenz, wie so viele Anekdoten des Alterthumes, durch eine Komödie. In einem **1625** gedruckten Stücke des Scipione Errico, die Revolutionen des Parnasses, wird Tasso durch den Dichter Cesare Caporali der Muse Kalliope vorgestellt. Diese sagt: Herr Torquato, tretet heran. Tasso erwiedert: Ihr seht mich bei der Hand, dem Befehle einer so hohen Gebieterin zu gehorchen! Worauf Caporali ihn warnt: Nicht gar zu nah, Herr College, Ihr habt einen zu geläufigen Appetit, die Leute zu küssen.

Wie dem auch sey, Göthe hat mit vollem Dichterrechte sich diese Erzählung zu Nutze gemacht, um durch sie für seine Tragödie eine verhängnißvolle und effektreiche Pointe zu gewinnen. Denn die Ehrensache mit Antonio Montecatino war zwar als ein bedeutungsvoller Hebel in der dramatischen Verknüpfung zu gebrauchen, hatte aber in sich nicht Stärke, nicht poetische Anziehungskraft genug, um auf sie die tragische Entscheidung zu gründen. Diese Ehrensache ist historisches Factum. Sie trug sich mit einem gewissen Maddalò zu, den der Dichter in sehr

gerechtem Verdachte hatte, sein freundschaftliches Zutrauen auf die schnödeste Weise gemißbraucht, und während einer kleinen Reise Tasso's mit Erbrechung seines Zimmers und Pultes ihm Papiere und Briefe durchstört zu haben. Als er ihn auf dem Hofe des herzoglichen Schlosses darüber zur Rede stellen wollte, entgegnete ihm Maddalò, er lüge, und erhielt dafür eine Ohrfeige. Diese nahm er für den Augenblick geduldig dahin, später aber versuchte er mit dreien seiner Brüder durch einen Mordanfall an hellem Tage und auf offner Straße sich zu rächen. Der Dichter jedoch wußte durch muthige Führung seines Degens zu großer Schmach seiner Gegner sich aus der Gefahr zu retten, und das Volk feierte seine Tapferkeit in einem Gassenhauer des Inhalts:

Mit der Feder, mit dem Degen
Reichet keiner an Torquato.

Damals erhielt Tasso Zimmerarrest, weniger zur Strafe, als um ihn von jeder Fortsetzung dieses Streites abzuhalten. Es war im Jahre 1576. Wir wissen die Sache aus einem authentischen Briefe Tasso's. Göthe durfte um so unbedenklicher diese Kampfscene auf Montecatino übertragen, da höchstwahrscheinlich dieser selbst der geheime Anstifter jener Zimmererbrechung gewesen.

Bilden die fünf in unsrem Stücke durchgeführten Charaktere gleichsam eine pyramidalische Gruppe, so ist es für uns bedeutsam, daß der Gang unsrer Erörterung von selbst uns auf Tasso, als die dritte Figur dieser Gruppe, gelangen lassen. Denn er ist nicht bloß der historischen Anlage des Drama's, sondern auch dessen

symbolischer Abstufung nach der Gipfel dieser Pyramide. Denken wir uns als deren Basis die beyden Männer Alfonso und Antonio, so zeigt sich in jenem die reale Richtung, in sofern sie der idealischen den Werth einer wünschenswerthen Ausschmückung und angenehmen Erheiterung ihres eignen einförmigen und trocknen Wesens zugesteht, und so blickt der Herzog gleichsam aus der Tiefe zur Höhe empor; auf der anderen Seite wendet Antonio seinen Blick von der Idee hinweg, zur Wirklichkeit hernieder, als für welche allein er die unbedingteste Verehrung in Anspruch nimmt, ja sie ausschließlich als die wahre Idee aufstellt, und den dichterischen Versuchen, eine Phantasiewelt hervorzurufen, kaum noch die Bedeutung eines Kinderspieles übrig läßt. Ueber beyden diesen Figuren erheben sich nun die weiblichen; hüben Prinzessin Leonora, welche den Werth der Idee in ihrem unbedingten Vorzuge vor der Wirklichkeit so in sich aufgenommen, daß sie, mit schöner Freiheit in den ätherischen Regionen schwebend, gleichwohl des Gesetzes eingedenk bleibt, nur durch sittliche Entsagung lassen sich die Bedingungen der Erde überwinden, und bloß das weise Maas im Genusse jener schönen übersinnlichen Reizungen kann uns die schweren ehernen Banden der Nothwendigkeit ungestraft abstreifen machen. Sie ist mit Tasso schwesterlichst verwandt, der holde Zügel, welcher seine Begeisterung vor gefährlichen Abwegen bewahren kann, das weibliche, empfangende, duldende neben dem männlich schaffenden, leidenschaftlich strebenden, gewaltsam ringenden Elemente. Drüben dann bildet Leonora Sanvitale den Uebergang

von dem idealen Princip zu dem realen; sie hat einen größeren Antheil von dem letzteren empfangen, als von dem ersten: zwar dessen hohe und beseligende Bedeutung ist ihr nicht verschlossen, sie achtet es allerdings nicht bloß als harmlosen Zeitvertreib; aber sie mögte es zu selbstsüchtigen Zwecken mit dem niederen Bedürfnisse vereinen, und so rächt sich selbiges an ihr, daß während sie dem Dienste des Realen sich hingiebt, ihr die gehofften Früchte des Idealen verloren gehn. So steht sie auf ihrer Seite mehr von Antonio ab - als Tasso zugewandt: in der Hand des ersten selbst ein Werkzeug, verliert sie den Werth und das Verdienst des selbstständigen Handelns; von dem letzteren beargwohnt, daß sie ihn selbst zu einem Werkzeuge machen will, entgeht ihr das Vertrauen, daß es ihr mit ihrem höheren Streben der schöne uneigennützige Ernst sey; und so zur eigentlichen Intrigante des Stückes gestempelt, macht sie in ihrem so fein und zart, als glücklich angelegten Wesen die alte Warnung anschaulich, daß es immer mißlich bleibt, zweyen Herren zu dienen.

In Tasso's Charakter hat Göthe seine, hat er der Dichtkunst und der Dichter Sache in der rührendsten, anmuthigsten und beredtesten Weise geführt. Hier ist das geheimnißvolle Feuer des dichterischen Lebens in seiner überwältigenden Fülle, in seiner Kraft, seinem Glanze, seiner beseligenden Wärme, wie in seiner stürmischen, dithyrambischen, zerstörenden Unbändigkeit vor unsern Augen leibhaftig und wirksam. Die selige, heilige Kindlichkeit jenes stillen betrachtungsvollen Wesens, wo der

Dichter, als ein Prophete der Natur, unter ihren Blumen und Bäumen, unter Wasserfällen, Felsgruppen, begrünten Hügeln, wie unter'm Streit der Elemente, unter krachenden Wäldern, unter stürzenden Bergen, friedlich wandelt: wo alles für ihn eine Sprache hat, wo der Hain, das Wild, das Geflügel, wo Luft und Meer und Himmel mit ihm reden; wo der Sturm seinem Ohr ein Wiegenlied, und die Flamme des Feuerberges ein Kinderschauspiel für seine Augen wird: diese tiefe, sichre, göttliche Ruhe in den Armen der großen, guten Mutter — dann wieder die elastische Reizbarkeit, die bewegliche, augenblicklich aufgeregte, sensitivenhafte Spannung, die zarte Verletzlichkeit, das leidenschaftliche Schwanken zwischen den Extremen, in welche Wechsel alle die Gewalt des in ihm wirkenden höheren Lebens das Persönliche des Dichters versetzt; die naive Unschuld und Demuth, in der er alle Zustände des äußeren, rohen und zufälligen Daseyns an und über sich kommen läßt, und sie trägt gleich einem frommen, stillen, gutartigen Kinde; wie der erhabene Stolz, das hehre Selbstgefühl, der heilige Zorn, in welchem gleich einem königlichen Leuen die Kraft der himmlischen Weihe sich in ihm aufrichtet, sobald man einbrechen will in das Heiligthum seines eigensten, edelsten, innersten Lebens; die köstliche, sich selbst ironisirende Unbehülflichkeit in allem, was gleichsam die niedrige Mechanik der Existenz ausmacht, und die genialische, blitzgleiche Leichtigkeit der Auffassung und Behandlung, wo die Aufgabe in das Gebiet des Geistigen einschlägt: alle diese wundervollen Bizarrerieen, Uebergänge, Gegensätze, in

welchen sich Irdisches und Himmlisches auf zauberhafte Weise in dem Dichter verknüpft — mit welcher unübertrefflichen Anschaulichkeit, mit welcher musterhaften, tiefen Wahrheit ist das alles in Tasso dargestellt! Sage niemand, Tasso komme gegen die übrigen Personen des Stückes zu kurz; er sey gleichsam der Ball ihrer persönlichen Absichten und Wünsche; sie alle erscheinen als Erwachsne, er selbst als ein Kind. Er ist ein Kind, in dem Sinne, wie alles Größte und Höchste der Menschheit kinderhaft ist, wie den Kindern das Reich Gottes gehört. Vor der göttlichen Macht dieses Kinderwesens beugt sich der Verstand und die Weisheit aller dieser würdigen, ernsten, gesetzten Personen; selbst in Antonio, dem schroffsten Gegner, ist es nur der geheime, tiefe Neid, daß ihm von diesem Kindlichen nicht weniger als alles versagt ist, was ihn zum Kriege gegen den Günstling der Muse bewehrt. Es ist der Antheil an dem Segen seines unsichtbaren Einflusses, das Behagen an dem Werthe, der durch solch eine Gegenwart ihrem Leben ertheilt wird, welches alle mit Interesse an dem Schützling erfüllt, alle still und von selbst auffordert, von ihm den Andrang des gemeinen Daseyns abzuwehren, damit er sich seinen seligen Träumen überlasse. Sie erkennen die Uebermacht, die Allgewalt eines höheren Wesens in ihm; darum schmeichelt es ihnen, daß die Bedürftigkeit, die Blöße seines sterblichen Theiles ihnen wenigstens einen Anlaß giebt, auch sich ihm unentbehrlich zu halten. Göthe hat dabei die historischen Notizen, welche uns die wackeren Biographen Tasso's, der Marchese Manso und der Abbate

Seraſſi, in genügender Menge überliefert haben, wie wir bereits früher andeuteten, äußerſt erfolgſam benutzt, und während wir ſagen können, er habe im Taſſo den Dichter als einen objectiven Begriff, wie er in die Erſcheinung eintritt und iſt, gleichſam ganz nach aprioriſchen Geſetzen conſtruirt, ſo läßt auf der anderen Seite kaum irgend eine dramatiſche Figur in dem geſammten litterariſchen Vorrathe ſich nachweiſen, in welcher individualeres, beſtimmteres, geſchichtlicheres Leben offenbar würde.

Ueber die zweyte Leonora haben wir jetzt kürzlich das Hiſtoriſche nachzutragen. Sie war die Tochter Ghiberto Sanvitale's, Grafen von Sala, Verlobte des Grafen Giulio Tiene von Scandiano, und kam im Jahre 1576 von Florenz nach Ferrara, wo der vorausgegangene Ruf aller cörperlichen und geiſtigen Vortrefflichkeiten ihr die ſchmeichelhafteſte Aufnahme bereitete. Ein gleichzeitiger Gelehrter drückt in einem lateiniſchen Briefe an ſie ſelbſt ſich folgendermaßen über ſie aus: „Jetzt darfſt du dich überzeugt halten, daß weder in voriger, noch in jetziger Zeit ein Weib gelebt, welches deinem Geiſt, deiner Gelehrſamkeit, deiner Beredtſamkeit gleich käme, oder mit höheren Talenten und Naturgaben geboren wäre. Ich ſelbſt habe es oft bewundert, wie du, kaum vierzehn Jahr alt, ſowohl die lateiniſche, als die Toskaniſche Sprache trefflich inne hatteſt, Cicero's Bücher in ſorgfältiger Leſung dir aneigneteſt, die Moralphiloſophie des Ariſtoteles genau kannteſt, des alten und neuen Teſtamentes Geſchichte auswendig wußteſt, Reden, Briefe in zierlichem Stile abfaßteſt, Gedichte nur ſo hingoſſeſt; daß du jetzt

des Euklides Werke studierst, und noch der Sterne Bahnen ermessen, und dich auf die Kenntniß der Weltkugel legen willst. Welches Weib nun ist mit dir, du herrliche Jungfrau, zu vergleichen? Ja, welcher Mann hat je geblüht, der in so jungen Jahren mit so vielen ausgezeichneten Eigenschaften geschmückt gewesen? Was soll ich von deiner ganz einzigen Leutseligkeit sagen, was von den höchst anmuthigen Sitten, die ich so ganz und gar von Ehr- Keuschheits- und Ruhmbegier durchdrungen, mit so geistvoller Einfachheit gewürzt, durch so milden Ernst geleitet sehe? so daß, wenn die Bescheidenheit sich selbst eine Tochter gewünscht hätte, als ein Abbild ihrer Sitte, ihrer Sprache, Würde und ungeschminkten Sinnesart, sie keine andre, als dich, würde haben wollen. Du bist ein Muster jungfräulicher Züchtigkeit; deine Haltung, deine Kleidung ist edel. Ueberdieß stimmt diese Schönheit des Inneren mit des Cörpers ausnehmender Schönheit zusammen, welche nicht sowohl weibliche Zierlichkeit, als männliche Herrlichkeit zu nennen ist; so sehr harmoniren alle Theile unter einander mit der höchsten Gefälligkeit bei höchster Würde, so daß gewiß keine trefflichere Gestalt kann ausgedacht werden, da dieselbe aus dem Glanze sowohl weiblicher als männlicher Vollendung zu bestehn scheint.“

Wie Göthe es angefangen, diesen Charakter in der angedeuteten Mischung von realer und idealer Gesinnung durchzuführen, ist höchst anziehend zu bemerken. Zeigt in Prinzessin Leonora der Adel hoher Weiblichkeit sich in seiner natürlichen, anspruchlosen, und damit unwidersteh-

lichen Anmuth, so bietet uns Gräfin Leonora das Bild einer aufgeschmückten, durch die Reflexion getragenen Liebenswürdigkeit. Ausgestattet mit jener feinen, weltgefälligen, scheinbar unbewußten Coketterie, die uns unter gebildeten Frauen der vornehmen Welt so oft begegnet und so leicht besticht, sucht Leonora Sanvitale, so lange es angeht, alle zu verpflichten, den edlen Kreis, wie er sich um die strebenswürdigsten Genüsse des Daseyns hier versammelt hat, auf eine heitre Weise zusammenzuhalten, weil sie selbst darinne ihren größten Vortheil findet; als aber die Elemente eine Gährung, ja eine Scheidung drohen, versucht sie für sich selbst so viel zu retten, daß ihr die angenehme Gewohnheit zu genießen und zu glänzen nicht verloren gehn kann. Für die Prinzessin eine muntere Gesellschaft, für den Herzog eine anziehende Schönheit, für Antonio eine willkommene Beihülfe seiner etwas zu gravitätischen Diplomatik weiß sie vielen vieles zu seyn, ohne daß sie damit Tasso's im tiefsten Wesen träumerisch sehnsüchtige, treuherzig unbedingte, bis zur Empfindlichkeit zarte Gemüthsart fesseln oder befriedigen könnte. Denn der männlichen Unbefangenheit, zumal in zarten, geistigen Naturen, ist gegen die reizende Verführung solcher egoistischen Anmuth ein Talisman in dem sicheren Instinkte gegeben, daß die Schmeichelei gegen den Dritten nur eine feinere Schmeichelei gegen das eigne Selbst in sich einhüllt, und daß nur der auf solche Weise überwunden wird, dem daran liegt, auf ähnliche Weise ein andermal selbst zu siegen.

Es bleibt uns des Drama's Schlußstein, Antonio Montecatino, zu betrachten. In dem höchst bedeutenden und interessanten Charakter dieses Staatsmannes hat eigentlich Göthe die sämmtliche dichterische und Höflingsgegnerschaft, welche Tasso's Leben in Ferrara getrübt hat, zusammengefaßt. Und auch hiebei wiederum zeigt sich die künstlerische Besonnenheit und Genialität in ihrem Glanze. Wenn Shakspeare in seinem Hamlet die anmaßliche Nullität und chamäleontische Charakterlosigkeit des Schranzenthums in einer ganzen Schaar von Hofdohlen und Antichambregecken zur Anschauung bringt, weil die Flachheit erst in der Masse ihre auflösende Wirkung bethätigt, so galt es hier, für den Gegensatz der trocknen, begeisterungslosen, aber ihres Erfolges nur zu sicheren Weltansicht wider den hochfliegenden Ideenschwung des poetischen Princips einen gewichtvollen Träger zu finden. Dazu aber taugten nicht viele, sondern Einer; nicht Figuranten, sondern ein Mann. Der erste Nebenbuhler Tasso's am Hof zu Ferrara war Giambattista Pigna, Staatssecretair des Herzogs, ein trockner Vierziger, der aber sich Mühe gab, den Musen zu opfern, und seine versificirten Huldigungen einer schönen Hofdame, Lucrezia Bendidio, darbrachte, deren Reize auch Tasso's Feder nicht müssig ließen. Es gelang Prinzessin Leonoren, die beyden dichterischen Nebenbuhler auf einen guten Fuß zu bringen, bis die Vollendung der befreiten Jerusalem Pigna's Autorneid auf 's Neue bewegte. Tasso soll ihn bei seinem Zauberer Aletes im Auge gehabt haben. Als Pigna gestorben war, erneuerte Antonio

Montecatino, dessen Amtsnachfolger, die Eifersucht wider den begünstigten Dichter, nicht über eine Liebe, oder über die Dichtkunst, sondern weil er die Künste des Schönen überhaupt für Schmarotzerpflanzen am Throne hielt, und alle Begnadungen der Fürstengunst für die Erfolge der staatsbürgerlichen Thätigkeit in Anspruch nahm. Dieser Mann war Professor der Aristotelischen Philosophie an der Universität von Ferrara gewesen, und hatte den Schulmeisterschnitt jener Staatsleute, welche vom Katheder in die Canzlei übergehen. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, Tasso als Dichter aus der öffentlichen Achtung zu verdrängen, um desto sichrer sein Ansehn bei Herzog Alfonso zu untergraben; weil dieser seinem Staatssecretair mehr auf Hörensagen, als aus eigner Ueberzeugung Großes von ihm zu halten schien. Zu diesem Ende machinirte er bei den Italischen Gelehrten, welche auf die öffentliche Meinung einen Einfluß zu haben schienen, um durch ihre Verleumdungen das Werk Torquato's, noch eh' es gedruckt war, herabsetzen zu lassen. Tasso's Andeutungen führen darauf hin, daß er durch jenen obengenannten Maddalò sich des Briefwechsels zu bemächtigen suchte, welchen der Dichter über die Gerusalemme mit seinen Freunden in Rom führte. Unter diesen wandte sich auch Speron Speroni auf die Seite der Gegner, weil er durch Tasso in des Herzogs Dienste zu gelangen vergeblich gehofft hatte. Von den Mitgliedern der Accademia della Crusca, die sich Ariosto's Verdienst gegen Tasso's Mitbewerbung zu schützen ein lächerliches Ansehn gab, fand eines der erbittertsten,

Lionardo Salviato, nach Tasso's Ungnade, bei Herzog Alfonso Schutz. Endlich ist noch Battista Guarini, der Verfasser des Pastor fido zu nennen, welcher, früher ein Universitätsfreund Tasso's, am Hofe Ferrara's hämischerweise sich unter dessen Verkleinerer stellte, auch er, wie Pigna, über den ruhmvolleren Lorbeer und die Frauengunst des harmlosen Sängers entrüstet. Guarini war es namentlich, welcher demselben jene zwey Flammen zum Vorwurf machte, von welchen seine Lieder in dem Doppelnamen Leonora erglühten.

Diese in Geist und Weltansicht mannichfach verschiedenen, nur in ihrer Mißgunst gegen Tasso übereinstimmenden Invidualitäten sind nun in Göthe's Antonio Montecatino zu einer Ganzheit und Rundung gebracht, daß man versucht wird, unter sämmtlichen so genialisch angelegten Charakteren des Torquato Tasso gerade diesen als den Gipfel schöpferischer Meisterschaft zu betrachten. Speroni's selbstsüchtige Kälte, Salviati's Bitterkeit, Pigna's Eifersucht und steife Bewerbung um die Gunst der Musen, Guarini's höfischer Neid, Montecatino's supercilióse Trockenheit und lehrhafte Anmaßung, alle diese Züge sind so geistvoll in einander gearbeitet, von einem so tüchtigen Grunde gewandter und zuversichtlicher Welterfahrung, ruhiger Abgeschlossenheit und eigenthümlicher Betrachtungsweise getragen, daß wir uns bei aller ihrer Schroffheit der Hochachtung gegen diese Persönlichkeit nicht erwehren können. Es ist nicht der einförmige, kalte, nur in dem Staatsrecht und in den Akten wohnende Publicist; nicht der gemeine Abenteurer und Ränkemacher;

nicht der lebenslustige, leichtgesinnte Höfling. Er hat sich eine gründliche zusammenhangende Verstandeswelt zusammengebaut; nicht ohne Schweiß und Mühsal ist er zu seinen Ansichten, zu des Fürsten Vertrauen, zu seinem Amte und Einflusse, zu seiner Unentbehrlichkeit gekommen. Dieß macht egoistisch, und argwöhnisch gegen fremdes Verdienst. Das Bewußtseyn eignes Mangels an Liebenswürdigkeit erweckt Haß gegen fremde. Wer durch sorgfältig erwogene, planmäßige, allmählige Schritte zu wirken gewohnt ist, schätzt die Begeisterung gering. Gleichwohl mag der ämsige Arbeiter eines erfreulichen Lohnes nicht entbehren; auch ihn locken die Lorbeerkränze, nach welchen mit leichter Hand das Genie greift, und sie sich mühelos auf das Haupt drückt. Montecatino's Verstimmung gegen Tasso erscheint auf diese Weise so ganz der Schwachheit menschlicher Natur angemessen, daß wir, indem wir ihn zu verurtheilen denken, uns besinnen, in den eignen Busen greifen, und erwägen, wie selten auch die edelste Seele sich alles Neides zu entschlagen weiß. In seiner Unterhaltung mit Tasso, als dieser auf der Prinzessin Wunsch Annäherung sucht, spricht sich der spröde Dialektiker kunstfertig aus, an dessen überlegener Besonnenheit alle Versuche zutraulicher Herzlichkeit und Begeisterung wie Pfeile am Eisenpanzer abgleiten, und die gesteigerte Ablehnung eines so innig dringend gebotenen Gutes muß wohl die Empfindlichkeit einer edlen Brust bis zum Aeußersten bringen. Sehn wir aber vor der Ausforderungsscene in Antonio den unmuthigen Aerger eines stolzen, jedoch nicht niedrigen Gemüthes bis

zu einem Ausbruche sich in verletzenden Worten Luft machen, so bewundern wir nach derselben die Fassung, mit welcher er sich darein findet, sein Unrecht gut zu machen, damit ein angenehmes Verhältniß wechselseitiger Duldung und Anerkennung in dem fürstlichen Kreise nicht gestört werde; wir zollen den gewandten und eifrigen Bemühungen des Unterhändlers, so wenig er sich von seinem Wesen trennen, und zu unbedingter Würdigung des Gegners erheben kann, unsern Beifall; und mit Rührung ergreift es uns, wenn wir am Schlusse des Stückes bei Tasso's jähem Falle ein verborgenes inneres Feuer schöner Menschlichkeit durchdringen und ihn bei dem fremden Unglücke zu edler Theilnahme und kräftigem Beistande sich rasch entscheiden sehn, so daß wir vollkommen einstimmen müssen, wenn die Prinzessin auf Tasso's Urtheil über ihn:

> Doch haben alle Götter sich versammelt,
> Geschenke seiner Wiege darzubringen,
> Die Grazien sind leider ausgeblieben:
> Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
> Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
> Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn —

die gewichtigen Worte sagt:

> Doch läßt sich ihm vertraun, und das ist viel.

An Herzog Alfonso's Hofe finden wir nach der Geschichte zwar niemanden, welcher sich schließlich dahin überwunden hätte, unserm Tasso in dieser Weise schützend die Hand zu bieten, wie in der Tragödie Antonio Montecatino es übernimmt: allein die Dichtkunst darf aus

ihrem Kreise niemand entlassen mit dem Gefühle einer unaufgelösten Disharmonie: ihr gebührt es, den Streit der Elemente auf des Lebens bewegtem Meere zu schildern, nicht aber ohne auch das Oel des Friedens auf sie hernieder zu gießen; und wenn der Sieg des Wirklichen über die Idee im Torquato Tasso nicht peinlich werden sollte, so mußte der Dichter die Siegenden so darstellen, daß sie ihres Triumphes nicht unwürdig erschienen.

Es würde von großer Anmaßung zeugen, hochgeehrte Versammlung, wenn ich mit dem Wahne mir schmeicheln wollte, als wäre mit diesen flüchtigen, skizzenhaften Bemerkungen das Genügende gethan, um den Geist eines so tiefsinnigen, großartigen, genialischen Kunstwerkes, wie Göthe's Tasso ist, zu enthüllen. Wie vieles wäre noch im Einzelnen zu bemerken gewesen, wenn das ganze Gewicht dieses anziehenden und in so vieler Hinsicht lehrreichen Thema's in würdiger Genüge hätte entfaltet werden sollen! Was der aufmerksame Leser solch eines Drama's als nöthigste Vorkenntniß, als Einleitung in das Studium desselben sich wünschen mögte, das beabsichtigte ich in einem schwachen Versuche zu geben. Darf ich von diesem Gesichtspunkte aus mich der Hoffnung überlassen, daß Sie Ihre gütige Theilnahme nicht gänzlich getäuscht fanden, so gestatten Sie mir, die Studien, für welche mir in dieser Art auch künftig einige Muße werden mögte, Ihrem edlen Wohlwollen im voraus achtungsvoll zu empfehlen.

Ueber Göthe's Natürliche Tochter.

Erste Vorlesung.

(Gehalten im Museum zu Bremen den 15 März 1830).

Hochgeehrte Versammlung!

Wenn wir in Göthe's Tasso den Conflikt zweyer Weltansichten, der idealisch unbedingten, und der nach den einmal vorhandenen Normen der Wirklichkeit sich selbst begränzenden, mit ergreifender Innigkeit dargestellt finden; so erinnert uns die Natürliche Tochter in mehr als Einer Beziehung an denselben Conflikt. Nur das Verhältniß ist scheinbar umgekehrt. Während im Tasso in dem Tiefsten ihres Grundes unabweisliche, in der Würde menschlicher Natur uranfänglich wurzelnde Ansprüche einer geistigen Hoheit gegen die ehernen Schranken des gesellschaftlichen Herkommens vergeblich anstreben, erblicken wir Eugenien, die begünstigte Erbin aller jener durch der Wirklichkeit unwiderstehliche Gewalt auf einen Theil der Menschheit gehäuften bürgerlichen Vorzüge, die gerade diesem Theile die Erhaltung alles Bestehenden so wünschenswerth machen, durch ein ungeheures Geschick aus diesen Vorzügen gedrängt, und auf solche Art gleichsam

an ihr für die Bedrückungen, welche die Welt des Hergebrachten gegen die der Ideen sich nicht selten gestattet, eine Vergeltung geübt. Von den Stufen des Thrones, aus dem Glanze der Fürstlichkeit, aus den Berechtigungen der Größe, den Träumen eines ungehemmten Ehrgeizes muß sie herniedersteigen in das Dunkel einer untergeordneten, stillen, ruhmlosen Sphäre; auf alle Vorstellungen und Begriffe, welche die Ansichten ihres Standes ihr mit der Muttermilch einflößten, muß sie unerbittlich verzichten; ihr ganzes inneres Weben und Leben muß sie umdenken, umlernen, von Grund aus umkehren. Und leicht ist es doch, wenn auch schlüpfrig für niedere Seelen, aus der Enge, der Beschränkung, der Bedürftigkeit zu Macht und Fülle, zu Genügen und Hoheit überzugehn: gesetzt auch, es fehle Geschick und Geist, sich in der erweiterten Bahn zu bewegen, so stehn doch die Mittel zur Hand, und zuletzt wenigstens läßt sich der äußere Vortheil ziehn, wenn schon der innere Werth sich nicht einstellen will. Aber hart erscheint es selbst für ein edles Gemüth, den entgegengesetzten Weg zu betreten; gewohnter Annehmlichkeit, gewohnten Rechten, selbst gewohnten Vorurtheilen zu entsagen. Auch die vortrefflichste Natur verzärtelt sich an dem Glücke; und ist es unbestreitbar, daß zum nackten Daseyn das unendlich Geringe genügt, so bleibt es doch eben so sicher, daß weder im Leiblichen noch im Geistigen der Himmel uns auf das Unerläßliche hat beschränken wollen. Sehn wir nun diesen herben Wechsel hereinbrechen über ein Wesen, das ihn nicht verschuldet hat; das durch Eigenschaften des Herzens und des Geistes der

Stufe würdig schien, auf die der Zufall der Geburt es gestellt hatte; über ein wehrloses Weib, das Jugend, Schönheit, Bildung, alle Gaben des Aeußeren und des Innern anziehend machen: wie sollte da noch irgend ein Gefühl neidvoller Genugthuung aufkommen, als sey damit etwas, das recht und billig, geschehn; wie sollten wir im Mißgeschicke des Individuums nur eine Buße sehn für die Unbilden, welche seine Verhältnisse über die Menschheit gebracht haben können; wie sollten wir nicht unser ganzes Mitleid, ohne allen Rückhalt, diesem Individuum zuwenden?

Wenn wir in diesem Geiste das tragische Interesse an der Natürlichen Tochter vorläufig vestſtellen, so stehen wir schon mitten in dem Kampfe gegen ein Vorurtheil, welches gerade dieses Stück in der öffentlichen Meinung getroffen hat. Wie man Göthe nicht selten gemeinhin als einen Aristokraten tadeln hört, ohne daß dabei untersucht wird, in welchem Sinne denn nun auch eigentlich solch ein Vorwurf etwas wahrhaft Verwerfliches in sich enthalten würde; so gilt die Natürliche Tochter Vielen als ein aristokratisches Stück, als eine Apologie der Bevorrechtungen und des Castenwesens, gleichsam nur gedichtet, um gewisse Vorurtheile und Prätensionen der Hoheit zu rechtfertigen, und ihnen unsere Theilnahme mit Hülfe der poetischen Rührung betrüglich zu verschaffen. Das Element der Vornehmheit, in welchem sich dieß Drama bewegt, erregt ein gewisses Mißbehagen; man bildet daneben sich ein, auch künstlerisch einen Mangel des Abschlusses zu spüren; man trägt sich mit einem unerfüllten

Versprechen dereinstiger Vervollständigung; und so, in einem höchst seltsamen, seinem Grunde nach durch und durch verworrenen und unklaren Unmuthe, glaubt man sich dem Studium eines solchen Werkes entheben zu dürfen, ohne dabei einzusehen, daß man damit nur eine höchst wunderliche imaginäre Rache an dem Dichter übt, sich selbst aber und seinen Geist um einen so würdigen als schönen Genuß bringt.

Die Verstimmung selbst guter und gebildeter Menschen aus den mittleren Ständen auch schon gegen die bloße Bezeichnung der Vornehmheit gehört im Innersten ihres Wesens zu jenen Zügen, in welchen sich die Verkürzung und das Ungenügen ausdrückt, welche auf dieser Erde das idealische Streben von dem realen Bestehen zu erleiden hat. Gleich die Benennung selbst, in wiefern sie auf ein Herausnehmen, auf ein Hervortreten aus der Menge deutet, hat etwas Anstößiges: man will nicht, daß jemand sich etwas herausnehme, daß er nicht Linie halte mit all' den gebrechlichen und hinfälligen Geschöpfen, die unter dem Namen Menschen die Mutter Erde beschreiten. In welchem Sinne nun nach der eigentlichen und ursprünglichen Lage der Sache solch eine Herausnahme von der Masse gleichwohl naturgemäß und darum unvermeidlich, ja löblich seyn könne, wird nicht weiter erörtert; man hält sich an die Thatsache, daß die meisten der sogenannten Vornehmen mit einem schnöden und unerträglichen Anspruche theils unnatürlicher und veralteter, theils wenigstens unkluger und gefährlicher Forderungen gegen die unbevorrechtete Mehrzahl auftreten, und so macht sich

in jenem Unwillen ein uraltes demokratisches Bedürfniß Luft, welches durch die Geschichten der Griechen und Römer, wie durch die der neueren Völker, zum Theil in höchst merkwürdigen Erscheinungen, hindurchgeht. Allein, wenn bei der Unzulänglichkeit, mit welcher, zufolge unsrer irdischen Natur, auch die größten und edelsten Ideen in das Leben treten, das ursprüngliche, dem sittlichen Menschen einwohnende Bewußtseyn seiner geistigen Gleichheit mit allen seinen sterblichen hohen und niederen Daseynsgenossen in dem Unbehagen gegen Vornehmheit und Standesauszeichnung bis zu leidenschaftlicher Abneigung, ja Erbitterung anschwellen kann, so wird doch der Begriff der Vornehmheit weder in der Idee abzuleugnen, noch in der Erscheinung jemals zu tilgen seyn. Daß in allen Staaten, den republikanischen so gut als den monarchischen, der Begriff des Volkes entweder gleich von vorn herein sich in den der Vornehmen und der Gemeinen zerfällt, oder allmählig in diese Sonderung sich verloren hat, ist nur ein Beweis, daß das politische Daseyn, welches in der That bloß eine der Formen ist, in welchen die ewige Idee der Menschheit zur Gestaltung kommt, von einem ursprünglichen, unvergänglichen, und somit auch vollkommen vernunftgemäßen Verhältnisse dunkel angeregt und geleitet wurde. Die Art und Weise, wie solche innerlichst im geistigen Leben der Menschheit bedingte Bedürfnisse und Impulse zur äußeren Erscheinung gelangen, kann mit Unbequemlichkeiten, mit Mißbräuchen, mit Ungebühr vergesellschaftet seyn: aber die objective Wahrheit, Nothwendigkeit, und Würde der Idee kann

darunter nicht leiden, ist in ihrer positiven Bündigkeit nicht zu zerstören. Was ist nun, im Sinne dieser Wahrheit, Nothwendigkeit, und Würde der Idee, die Vornehmheit, daß man gezwungen wäre, ihr eine so entschiedene Stellung in dem sittlichen Leben der Menschheit einzuräumen? Es ist, in möglichster Kürze gefaßt, die vollendete Harmonie der inneren und äußeren Persönlichkeit nach den Forderungen des objectiv Schicklichen und Gehörigen. Diese Vollendung stellt sich dar zunächst in dem Charakter, wenn derselbe jenen Adel der Gesinnung zeigt, der unter allen Umständen die Würde der menschlichen Natur sowohl selbst behauptet, als an andern anerkennt und vertheidigt; sodann im Handeln, wenn der Mensch vermöge eben dieses Charakters das Höchste wie das Kleinste nach dem in den Objecten selbst liegenden Werthe behandelt, und daher in großen Verhältnissen sich großsinnig, hochherzig, ohne Selbstsucht und kleinliche Eitelkeit, eben so aber in den unbedeutenden Dingen fern von Pedanterei, Engbrüstigkeit und illiberaler Gesinnung beträgt; endlich in dem gesellschaftlichen Benehmen, wenn er, der geschilderten Denkweise gemäß, an sich ein Bild schöner Freiheit, Sicherheit und Anmuth in den Sitten gewahren läßt, und so auch der Form nach auf das Gefälligste darstellt, was dem Wesen nach ihn durch und durch beseelt und durchdrungen hat. Es ist leicht zu ersehen, daß eine solche vollendete Harmonie der persönlichen Bildung ihren ganzen Halt findet in der Gesinnung; daß sie ohne innere wahre Sittlichkeit, ohne Zartheit und Milde des Gefühls, ohne einen edlen Schwung der Seele,

sich gar nicht denken läßt; sie ist das gemeinsame glückliche Ergebniß einer wahrhaft wackeren und gesunden Naturanlage mit einer wohlgeleiteten, vollendeten, und im besten Sinne gelungenen Erziehung. Es bedarf keiner Bemerkung, daß die Bestimmung zu solch einer höchsten harmonischen Ausbildung der Personen nicht an die Einzelnen, nicht an besondere Stände, sondern an die gesammte Menschheit geknüpft ist. Wehe dem, der da behaupten mögte, sich diese Bildung zu geben, sey nicht jeder, der es wollte, berufen! Ein Volk von Fürsten in diesem höchsten geistigen Sinne, das würde das Bild seyn einer vollkommenen Menschheit! Es sind Naturen von dieser vollendeten persönlichen Bildung, welche die Lehrer der Staatsweisheit meinen, wenn sie, Plato und Aristoteles an der Spitze, die Zügel der Reiche für die Hände der Besten bestimmen. Denn das Gebildete ist berufen zu herrschen; das Rohe zu dienen. Wie nun aber zu Erreichung des Höchsten nicht guter Vorsatz, Anlage und Willen hinreichen, sondern frühe Gelegenheit, fördernde Mittel, bequemer Spielraum vor allem erfordert werden, so ist es begreiflich, warum, den Mangel an Einsicht und edlem Entschluß bei den meisten noch abgerechnet, immer nur wenige zu jenem Gipfel der Bildung gelangen können oder auf ihm sich behaupten: wie es auf ewig nur eine kleine Zahl nach dem Urbilde vollendeter Menschheit Durchgedrungener, oder, da an sich selbst eine völlige Erreichung des höchsten Standpunktes, und folglich ein Fertigseyn und ein Stillstand gar nicht eintreten kann, nach diesem Urbilde mit Kraft und Erfolg Hinringender

geben wird, die den eigentlichen und wahren Adel, die vollkommene Aristokratie im Sinne Plato's ausmachen; ihnen gegenüber aber die unendliche Mehrheit der über ihr wahres Bildungsziel entweder mehr oder weniger Unklaren und Unbekümmerten, oder von demselben in Leidenschaft, Selbstsucht und Sinnlichkeit fort und fort Abirrenden, die nun unabbittlich, und trügen sie Sterne und Orden ohne Zahl, den Pöbel der Menschheit bilden.

Wie weit nun in der Erscheinung das, was man Adel, vornehme Stände, Aristokratie nennt, diesem Urbilde, welches die sittliche Idee der Menschheit von diesen Begriffen aufstellen muß, nachkomme oder nicht, haben wir hier nicht zu untersuchen. Die Geschichte der Menschheit hat sich nicht in behaglicher Breite nach den Vorschriften eines philosophischen Zusammenhanges entwickelt, sondern sie ist unter Drang und Sturm nach des formlosen Augenblickes gebieterischem Zwange geworden. Die Entstehung des Adels knüpft bei den meisten Völkern sich an Veranlassungen, welche den Keim jenes sittlichen Bedürfnisses einer mustermäßigen, allen vorleuchtenden Bildung mehrentheils nur sehr unvollkommen enthielten; öfter noch ward dieser Keim gleich in seiner ersten Entfaltung unheilbar verwahrlost. Wie hätte es nun anders ergehn können, als daß Adel, Vornehmheit, Aristokratismus ein Gegenstand der Eifersucht, des Hasses, der Entrüstung für die übrigen Volksklassen werden mußten? Wenn ein ausgezeichnetes, durch inneren Werth zu der Menschheit geistigem Adel gehörendes Individuum, was durch seine Tugenden und das Vertrauen der Zeitgenossen an Glanz,

Macht und Einfluß ihm zugewachsen, auch über das eigene Daseyn hinaus auf Kinder und Enkel bringen will, wie wäre das menschlich zu mißbilligen, bleibt nur auch anderen der Pfad offen, sich mit gleichem Verdienste gleichen Anspruch zu erwerben; wird nur dieser Anspruch für keinen abgeschlossen; vergißt nur der Sohn und der Enkel nie, daß man von ihm für die Belohnung des Vaters auch neues Verdienst erwartet; artet nur nie die dem Einzelnen erwiesene Ehre zu einer Bedrückung, zu einem Frevel gegen die übrigen aus! Wie angenehm ist die Laufbahn zur höchsten sittlichen und leiblichen Ausbildung, wenn von der Geburt an überliefertes Behagen, häusliche Gewohnheit, Reichthum aller Mittel uns fördernd entgegenkommen: wie mühsam ist es, sich aus dem Staube zu gleichem Hervorragen emporzuwinden! Darum hat der Hochgeborne die Aneignung eines edlen Wesens im Inneren und im Aeußeren so leicht; angeborne Vornehmheit hat so viel vor der erworbenen voraus! Aber dem Hochgebornen steht auch die Klippe näher, daß er das Leichtere, das Zufällige, die bloße Form für das Wesen nehme! Am meisten ist der Genius wissenschaftlicher Bildung geeignet, in dem Menschen jenen Adel der Gesinnung zu erzeugen, den wir als die Seele der wahren Vornehmheit bezeichnen: aber der Gelehrte versäumt zu leicht über die Sorge für sein inneres Leben das äußere; er legt auf jene edle Gewandtheit gesellschaftlicher Formen, welche doch einen unwiderstehlichen Einfluß auf die Gemüther äußert, zu wenig Werth; womit er sich eines unleugbaren und wesentlichen Anspruches auf

Beherrschung der Geister begiebt. Der Weltmann schweift im Entgegengesetzten aus: seine gesellschaftliche Politur entartet zu charakterloser Glätte, er überschätzt die glänzende Schale vor dem inneren vesten Kerne. Darum pflegen Höflinge wohl Meister der oberflächlichen vornehmen Etikette zu seyn, aber der Adel der Seelen ist nicht in ihren Regionen zu Hause. Unter den Reptilien hält sich der Löwe nicht auf. Ueberhaupt wäre es das abgeschmackteste Vorurtheil, Vornehmheit an das Hofleben und an die Alleinherrschaft gebunden zu denken. Unter allen Völkern aller Zeiten hat an vornehmer Gesinnung keines die idealischen Griechen, die staatsgewaltigen Römer überboten: jene haben nie eigentlich einen Herrscher gesehn; als über den sieben Hügeln die Imperatoren thronten, lag die römische Vornehmheit schon im Grabe. Noch weniger aber verwechsele man Vornehmheit mit dem Reichthum, eine Verirrung, die in keinem Zeitalter gewöhnlicher gewesen ist, als in dem unsern. Die Sache ist die, daß zu Behauptung einer vornehmen Gesinnung ein Gefühl äußerer Unabhängigkeit unentbehrlich ist, welches ohne einigen Wohlstand nur schwer bestehn kann. Aber wer Geldbesitz für gleichbedeutend ansieht mit vornehmem Wesen, der setzt an die Stelle des edelsten und würdigsten Zieles unter allen Mitteln dasjenige, welches seinem idealischen Werthe nach am Tiefsten steht. Unsere Tage sind reich an räthselhaften Phänomenen, die ihren Schlüssel zum Theil in jenem Irrthume der Zeitgenossen finden: es ließe in der Reihe dieser Phänomene sich denken, daß ein reicher Mann durch die Macht seines Säckels

sich Königen gleich dünkte; es ließe sich denken, daß er, wie die Launen der Glücksgöttin wunderlich walten, durch die Kraft eben dieses Säckels zuletzt niedersäße inmitten der Herrscher, und einen unter Zeichen und Wundern der göttlichen Strafgerichte eingestürzten Thron für sich aufzurichten versuchte: gewiß bliebe dennoch, daß durch des Geldes Hebel allein es keinem gelingen kann, über den Pöbel der Menschheit aufzutauchen.

Haben wir dem gesellschaftlichen Elemente, in welchem Göthe's Natürliche Tochter spielt, seine Stelle in der Reihe sittlicher Thatsachen bestimmt, durch welche des Menschengeschlechts innerstes Leben zur Entwicklung gelangt, so sind des Dichters bei seinem Stücke befolgte Zwecke gegen jede über den Bereich der Dichtkunst hinausgehende Folgerung sicher gestellt. Denn welche Notiz hätte die Kunst zu nehmen von den Partheiansichten der Gesellschaft? Ihr Reich ist in Regionen, wo das dumpfe Brausen gemeiner Leidenschaft nicht mehr vernommen wird. In dem heiteren freien Gebiete der Phantasie gelten ihr die Gegenstände nicht nach der Farbe, die sie im Gewühle des Staubes tragen; sie entkleidet sie von ihrer rohen Hülle, sie gestaltet sie nach einer idealischen Regel, sie giebt ihnen statt der zufälligen subjectiven eine nothwendige, objective Bedeutung. Wie sollte sie da bedacht seyn, zu den unerquicklichen selbstsüchtigen Zwecken herniederzusteigen, die den Verkehr des bürgerlichen Lebens verwirren? Zwar führt sie uns alle Völker, alle Stände, alle Gattungen von Individuen vorüber; aber nicht, damit auch auf diesem geheiligten Boden noch uns deren

tägliche Armseligkeiten, deren kleinliche Begierden, deren ungestüme Selbstsucht verfolge, wohl gar in den Pfuhl, dem wir zu entrinnen gedachten, uns zurückziehe, unsere eignen auf die Seite gelegten unklaren Wünsche, qualvollen Sorgen, gehässigen Empfindungen von neuem errege: sondern damit sie, wie auf einer Maskerade, durch ihre Erscheinung uns ergötzen, damit ihr nach rhythmischen Gesetzen gezügeltes Gewühl uns den Eindruck gebe eines klaren, sinnig geordneten Ganzen, eines geregelt Nothwendigen, eines in der Begränzung das göttlich Freie, unvergänglich Harmonische, selig Ungetrübte Wiederspiegelnden. Es ist nicht unser nüchterner Verstand, unsre eigennützige Klugheit, unsre staatsbürgerliche Berechnung, welche hier eine Richtung, welche Rathschläge, Lehren und Winke empfangen sollen; nicht unsre Leidenschaft, unsre Eitelkeit, unsre Vortheilsucht soll in Flammen gesetzt werden: vielmehr alle diese düstren Gluthen der irdischen Erniedrigung unseres besseren edlen Selbst sollen zur Ruhe kommen; in den finsteren Krater, wo alle diese trüben Dinge gähren, soll der Strahl geleitet werden eines göttlichen Gefühls; das holde Spiel einer künstlerisch bestimmten Idee soll uns einmal erheben zu einem seligen Selbstvergessen; soll, indem es unseren Schönheitssinn, unseren Geschmack, und damit in letzter Potenz das Zarteste und Sittlichste unsres inneren Lebens berührt, einmal den Abgrund des Gemeinen vor uns schließen und uns emportragen zur Empfindung, zum Genusse unseres ewigen und wahren Seyns. Und der Priester solch eines erhabenen Dienstes, in den Momenten der schaffenden

Weihe, sollte noch Raum geben können den platten, arglistigen, verführerischen Künsten eines gemeinen Partheispiels? auch der linde Drang der dichterischen Begeisterung sollte dienen müssen, das Urtheil der Nationen über ihre Staatsbedürfnisse und Interessen, gleichviel, ob irre zu leiten, oder aufzuklären? nicht dem Pierischen Chore sogar wäre vergönnt, dem Geheul der Völkerstürme von seinem heiligen Berge zuzusehn? selbst die Leier Apollo's müßte in's Getümmel gerissen werden, um in des Orkanes gellendes Gepfeife mit ihren sanften Klängen vergeblich zu tönen?

Blicken wir freilich auf des Drama's factische Grundlage, so begegnet uns wieder eine jener Erscheinungen, welche der Dichter selbst uns für die meisten seiner Werke als einen Schlüssel angegeben. Ein ungeheures Ereigniß der Außenwelt hat sein Gemüth im Tiefsten angeregt und erschüttert: gewohnt, bei allen Bewegungen, die sein Inneres treffen, am Busen der Muse Trost zu finden, flüchtet er auch dießmal aus der Wirklichkeit beklemmendem Gefühle an die geliebte Stätte. Aber wie schuldlos, wie edel, wie heilig ist dieser Schritt! Statt den Kampf zwieträchtiger Elemente durch partheiischen Zuruf anzuschüren, faßt er ihn im Tiefsten seiner reinmenschlichen Triebfedern auf, sammelt des Furchtbaren erschütternde, wie des Tröstlichen erhebende Züge, verklärt sie durch die reine Anmuth künstlerischer Gestaltung, und vereinigt sie zu einem schönen würdevollen Gemählde, an dessen Anblicke nun das Herz sich reinigen kann von den Widersprüchen verworrener Neigung, sich heilen von der Unruhe

leidenschaftlicher Aufregung, sich erquicken an der ewigen Helle und dem Frieden der Idee, in dem aller Drang und alles Getümmel des irdischen Streites seinen Stillstand und seine Lösung findet.

Die Französische Revolution, deren kolossale Eindrücke Göthe in der Weise, welche wir so eben darlegten, durch mehrere seiner Productionen, durch keine aber in solcher Hoheit, als in der natürlichen Tochter, poetisch vestgehalten, verkündigte ihre unheilschwangeren Krisen nicht bloß für die politische Sphäre in einer Reihe höchst bedenklicher Anzeichen, sondern für alle Regionen des menschlichen Daseyns durch Zuckungen, welche zugleich die durch und durch verbreitete Auflösung der gesellschaftlichen Bande, und des allgemeinen Zusammensturzes annahende Wehen darthaten. Die Geschichte der natürlichen Tochter, in sofern sie, der Hauptsache nach, durch offenkundige Mittheilung, ja durch amtlich beglaubigte Urkunden außer Zweifel gesetzt scheint, war eine dieser furchtbaren Erscheinungen. Wir geben einen Abriß derselben, in wieweit sie für unsre ästhetische Entwickelung von Bedeutung ist, nach der eignen Darstellung des einer beispiellosen Cabale anheimgefallenen Opfers *).

---

*) Memoires historiques de Stephanie Louise de Bourbon-Conti, écrits par elle-même. A Paris, chez l'auteur, rue Cassette, № 914. Floréal, an VI (1797), 2 Bde. 8. Statt des ursprünglich mitgetheilten kurzen Abrisses jener Geschichte bis zur dramatischen Katastrophe, lassen wir als Anhang zu dieser ersten Vorlesung über die Natürliche Tochter einen vollständigen Auszug aus jenen Memoiren hier folgen.

Anhang
zur
ersten Vorlesung
über
Göthe's Natürliche Tochter.

Ludwig Franz, Fürst von Bourbon-Conti, Prinz von Geblüt, Wittwer von der jüngsten Tochter des Prinzen Regenten von Orleans, aus welcher Ehe der Graf von Marche, sein rechtmäßiger Erbe, herstammte, lebte in einem leidenschaftlichen Liebesverständniß mit der Herzogin von ** (Mazarin), einer der reizendsten Damen des Französischen Hofes, die man daher auch insgemein nur die schöne Herzogin nannte *). Im December 1762 kam als Frucht dieses Verhältnisses eine Tochter zur Welt, in der Taufe genannt Amalie Gabriele Stephanie Luise, welcher der Fürst den Namen einer Gräfin von Mont-Cair-Zain gab, in welchem er den seinen und den seiner Geliebten anagrammatisch verschlungen hatte. Die Sache war, wie die Prinzessin selbst sich ausdrückt, ein Geheimniß der Comödie. Des

*) In einem Exemplar der Memoiren auf der Göttinger Bibliothek findet sich handschriftlich bemerkt, sie sey eine Geborne von Beauvau gewesen. Da sie indeß weiter hinten selbst ihren mütterlichen Großvater einen Marschall, Herzog von D. (Düras?) nennt, so kann dieß nicht gegründet seyn.

Vaters unvorsichtige Zärtlichkeit, die dadurch gekränkte Scham der Mutter, endlich des Stiefbruders Eigennutz vereinigten sich zum Verderben der jungen Dame. Gleich Anfangs hatte Fürst Conti von Ludwig XV das Versprechen erlangt, das Kind solle legitimirt und als eine Prinzessin von Geblüt bei Hofe vorgestellt werden. Zum Pfande seiner Gnade schenkte ihr der König noch in der Wiege das blaue Band des heil. Geistordens, wie die Mutter des Fürsten es von Ludwig XIV erhalten hatte; und der Fürst hielt sorgfältig darauf, daß das Kind dasselbe nie ablegen durfte. Er miethete seiner Tochter eine Wohnung bei Herrn Jaquet, Officier des königlichen Hauses, in der Straße Fossées Montmartre, und bestellte ihr als Hofmeisterin eine noch junge Wittwe von gebildetem, aber intriguantem Geiste, Namens Delorme, um deren Hand sich gedachter Herr Jaquet bewarb. Ihre Verbindung machten sie von den Plänen abhängig, welche der Herzog in Betreff seiner Tochter zu hegen schien, und die der Schlauheit jenes Weibes nicht entgingen. Was die Mutter betrifft, so zeigte sie für das Kind alle Theilnahme einer zärtlichen Liebe, die aber sogleich den Charakter der Befangenheit annahm, sobald irgend ein neuer Beweis von den ehrgeizigen Operationen des Vaters sich kund that. Sehr oft ließ dieser die Kleine zu sich in den Tempel bringen, den er als Nachfolger des Großpriors von Vendome bewohnte, und überschüttete sie dort in Gegenwart der vornehmsten Personen mit seinen Liebkosungen. Fürst Conti, nach ruhmvollen Feldzügen im Schooße des Friedens ausruhend, umgab sich mit

allem, was feiner Lebensgenuß zum Schmucke des Daseyns beitragen kann. Er liebte die Künste und beschützte die Gelehrten. Jean Jaques Rousseau hatte bei ihm eine Freistätte gefunden, und stolz auf den Besitz eines so ausgezeichneten Mannes, setzte er es bei demselben durch, daß er die Studien seiner Tochter zu leiten übernahm. Die innigste Liebe und Verehrung gegen diesen weisen Lehrer spricht sich in den Memoiren der Prinzessin aus. Ihm verdankte sie die Gewöhnung an ein frugales Leben, an den Gleichmuth der Philosophie, an die Beschäftigung mit den Wissenschaften, welche Uebungen sie nachher in ihrer Noth aufrecht erhielten. Ihr Vater wünschte ihr jede Gewandtheit der geistigen, wie der physischen Ausbildung zu geben, und sie mußte daher nicht nur, außer den neueren Sprachen, Latein und Griechisch lernen, sondern auch Geigen- und Flötenspiel, Reiten, Fahren, Fechten, Exerciren. Zur Gesellschaft ward ihr dabei ein Knabe gegeben, den der Fürst als Husaren in die Farben seines Hauses kleiden ließ. Der Wetteifer mit diesem gutartigen und verständigen Gespielen, wirkte auf den lebhaften Geist der Prinzessin sehr anregend, und Rousseau beschäftigte sich so recht mit Liebe unter ihnen; sonderlich da der Knabe entschiedenes Talent für die Mathematik zeigte, und im Fleiße für diese Wissenschaft seine kleine Freundin weit hinter sich ließ. Die kriegerischen Spiele wurden auf einem wohlgelegenen Landsitze bei Paris vorgenommen und dazu die Kinder der Gegend gezogen. Hiebei ging es ganz nach militärischer Strenge zu, die Kinder mußten ihre Bedürfnisse sich selbst zubereiten,

lagermäßig schlafen, und wurden, wenn sie den kleinen Lockungen zum Marodiren, die man ihnen machte, folgten, militärisch bestraft. Dabei mußten freilich die guten Bauerjungen die Zeche bezahlen. Zu diesen Uebungen kam gewöhnlich der Fürst selbst heraus, und brachte den Herzog von Orleans, den Duc de Chartres, dessen Sohn, nachmaligen Bürger Egalité, den Prinzen Soubise, den Grafen von Antraigues mit. Gegen alle diese Herren benahm sich die kleine Prinzessin mit der größten Vertraulichkeit, und der Herzog von Orleans nannte sie vor jedermann seine liebe kleine Nichte. Die Herzogin von ** versagte sich auch ihrerseits die Freude nicht, ihre Tochter von Zeit zu Zeit zu sehen, jedoch beobachtete sie dabei eine Umständlichkeit, die in ihren Umgebungen eine entschiedene Unkenntniß des Verhältnisses voraus-zusetzen affectirte. Von Zeit zu Zeit wurde die Prinzessin mit ihrer Hofmeisterin und dem kleinen Husaren auch auf ein Landgut der Mutter, gewöhnlich nach Isle Adam, oder Chilly geführt, wo aber diese über die Kühnheit, mit der das Mädchen Mauern erstieg, auf Bäume kletterte und über Gräben setzte, Schrecken genug auszustehn hatte. Sie äußerte nicht selten: Der Fürst hat sie in einen Knaben verwandelt! Ich wollte lieber dreißig Buben haben, als so ein wildes Mädchen!

Mit seinem Sohne, dem Grafen von Marche, lebte der Fürst in beständigem Unfrieden. Er war ein roher und ausschweifender Jüngling, der nur seinen Vergnügungen nachhing, mit unerbittlicher Härte die Wilddiebe bestrafte, die ihm seinen Jagdgenuß verkümmerten, seine

Gemahlin mißhandelte und seinem Vater in allem, sonderlich aber in dessen Absichten für die Prinzessin, entgegenarbeitete. Der Fürst von Conti war ein Freund des Volks, das ihn den fürstlichen Bürger nannte; er hielt es, wie die übrigen Prinzen von Geblüt, auf die er, namentlich auf den Herzog von Orleans, bedeutenden Einfluß übte, im Streite des Königs gegen die Parlamente mit den letzteren: nur sein Sohn stellte sich, ihm zum Trotze, auf die andre Seite, schmeichelte der Dubarry auf eine niedrige Weise, und ließ sich durch namhafte Summen, so wie durch eine Domaine in Corsica und das Gouvernement von Berry an das Interesse des Hofes fesseln. Vergeblich suchte die Prinzessin in ihrer Gutmüthigkeit, und auf Eingebung ihrer Hofmeisterin, ihren Vater günstig für den Bruder zu stimmen: jener verwarnte sie gegen dessen heimlichen Groll, dieser nahm scheinbar von der Schwester gar keine Notiz.

Die Prinzessin war kaum sieben Jahre alt, als ihr der Fürst von Conti ankündigte, daß er bei der Vermählungsfeier des Dauphins (Ludwigs XVI) sie nach Versailles und Fontainebleau führen, und ihr das Anschauen der Hoffeste verschaffen werde; wogegen er ihr zum Lohn eines vorsichtigen und discreten Betragens ein hübsches kleines Reitpferd versprach. Vergebens suchte ihn die Herzogin, welcher das Kind geplaudert hatte, von diesem Vorsatze abzubringen. Den 10 Mai 1770 ging die Reise nach Versailles: überall erhielt die junge Fürstin die ersten Plätze, mit Wohlgefallen weilten des Vaters Augen auf ihr, ja er machte die bedeutendsten Personen des

Hofes und Ludwig XV selbst auf sie aufmerksam, und der König schenkte ihr ein huldvolles Lächeln. Wenn ihr Vater mit etwas andrem beschäftigt schien, rief sie seine Gedankeu durch Husten, Ausspucken und Schneuzen auf sich zurück, und der gutmüthige Mann ließ es sich nicht verdrießen, sich auf ihre kleinen Neckereien einzulassen; wobei er freilich das Geflüster der Hofleute weniger berücksichtigte, als das Bedürfniß seines Herzens. Diese gewiß höchst unzeitige Nachsicht machte die Kleine so keck, daß sie einst sogar sich von Madame Delorme losriß, der Dauphine (Marien Antoinetten) in den Weg trat, und ihr zurief: Schöne Fürstin, geruhen Sie die Huldigung meiner Ergebenheit und Verehrung zu empfangen; Sie herrschen über mein Herz, wie über das aller Franzosen! Worte, die für die dabeistehende Herzogin von ** Donnerschläge waren. Die Dauphine lächelte, umarmte das Mädchen, und fragte: Wer sind Sie, liebes Kind? wie alt sind Sie? Vergeblich suchte die Kleine in den Augen ihrer Mutter eine Weisung zu lesen; ihr Blick war ernst und bestürzt. Die Prinzessin erwiederte der Dauphine: ich bin acht Jahr alt, bis jetzt nur Gräfin von Mont-Cair-Zain, aber bald werde ich eine Prinzessin Ihres Hofes seyn. Wem gehört denn diese liebenswürdige kleine Gräfin? fuhr die Dauphine gütig fort. Dem Herrn Fürsten von Conti, versetzte die Mutter lebhaft, ohne ihre peinliche Bewegung über diese Frage verbergen zu können; es ist eine natürliche Tochter, die er, wie es scheint, legitimiren lassen mögte. Die Dauphine leerte eine Bonbonschachtel in die Hände der Kleinen, und ent-

ließ sie mit den Worten: Ich werde Ihrem Herrn Vater mein Compliment machen, Frau Gräfin! Die Herzogin gab der Madame Delorme ein Zeichen, die Scene zu beendigen, und ihren Zögling schleunigst wegzuführen. Der Vater aber war mit dem Auftritte so wenig unzufrieden, daß er vielmehr davon Anlaß nahm, seine Tochter auch dem Dauphin vorzustellen, der sie indeß nach seiner Art etwas frostig behandelte.

Im October desselben Jahres ward die junge Prinzessin von ihrer Hofmeisterin nach Fontainebleau abgeholt, um Zeuge des Lustlagers, der Jagden und übrigen dort veranstalteten Vergnügungen zu seyn, wo ihr denn ihr Vater einen Brief Lugwigs XV zu lesen gab, deß Inhalts, daß Se. Majestät bereit sey, Ihrer kleinen Muhme, sobald sie etwas mehr zu Verstande werde gekommen seyn, den Titel und Rang einer Prinzessin von Geblüt einzuräumen. Der Fürst ermunterte sie zu beharrlichen Anstrengungen in ihren Studien, damit der in diesem Briefe bezeichnete Termin beschleunigt werden könne, und überließ ihr das Schreiben selbst, welches auch keine List der Hofmeisterin, wie dieß sonst mit wichtigen Papieren geschah, ihr aus den Händen spielen konnte. Von jetzt an kam die Kleine sehr häufig in die Gesellschaft der Madame Elisabeth, die zwey Jahre jünger war, und benahm sich auch hier mit einer Vertraulichkeit, die aus dem Bewußtseyn ihrer zu erwartenden Rechte hervorging. Die Hofleute behandelten sie mit auszeichnender Aufmerksamkeit und schmeichelten ihrem Vater mit Lobeserhebungen über ihren Geist und ihr Betragen, so daß sie

Bayerische
Staatsbibliothek
München

das junge Mädchen den Phönix der Conti nannten. In der That zeigte sie in ihren Antworten eine weit über ihre Jahre gehende Entwicklung. Einst versuchten der Prinz von Soubise und der Marquis von Antraigues sie beim Harfenspiele aus dem Takte zu bringen, und fragten sie mitten in einer schwierigen Passage, wie es komme, daß sie das blaue Band trage, während sie selbst doch, als bejahrte Leute, nichts als das Ludwigskreuz hätten? Meine Herren, sagte die Prinzessin, ohne ihr Spiel zu unterbrechen, das Eine beweist die große Huld, und das Andere das große Verdienst.

Nachdem die Prinzessin in ihr zehntes Jahr getreten war, ließ ihr der Fürst von Conti ein eignes Hotel in der Straße Cléry einrichten und fürstlich ausrüsten, sie erhielt den Titel Königliche Hoheit in Briefen und Anreden, führte das Wappen Frankreichs in ihrem Siegel, und alles deutete darauf hin, daß man ihre förmliche Anerkennung vorbereite. Aber der Fürst beging die unbegreifliche Unvorsichtigkeit, trotz dem, daß er die Wachsamkeit seiner Feinde kannte, und von derselben seine Tochter oft genug unterhielt, auf die Verschwiegenheit dieser verwöhnten und vorlauten jungen Person so sehr zu bauen, daß er das Document der Legitimation, welches Ludwig XV unterzeichnet hatte, mehrere Monate vor der bestimmten Vorstellung bei Hofe in ihre Hände niederlegte. Der König erklärte darin, es sey sein Wille, die eilfjährige Tochter des Herrn Fürsten von Conti, die mit seiner Bewilligung unter dem Namen einer Gräfin von Mont-Cair-Zain erzogen worden, als rechtmäßige Prin-

zessin von Geblüt anzuerkennen; sie solle den Titel Königliche Hoheit führen, die Ehren des Louvre genießen, und Er behalte sich vor, ihr mit dem Vater die ihrem Range gebührende Apanage auszusetzen. Beigefügt war ein Brief des Königs an den Fürsten, worinne es hieß: Ich werde sehr gern, mein lieber Vetter, das Geheimniß der Legitimation der jungen Prinzessin von Mont-Cair-Zain, Ihrer Tochter, bis zu dem Tage bewahren, wo Sie es angemessen finden werden, daß man sie vorstelle. Kaum hatte der überzärtliche Vater das Zimmer verlassen, als die Hofmeisterin, wie ihr Geliebter, ohne Mühe in den Besitz des Geheimnisses gelangten. Nicht größeren Rückhalt beobachtete die Prinzessin gegen die Kammerfrau und den Almosenier ihrer Mutter, welche von Zeit zu Zeit zu ihr geschickt wurden. Merkwürdig sind die Worte, welche die Herzogin von ** zu ihrer Tochter selber sprach, als auch sie die Papiere zum Lesen bekommen: Wohlan, du gehörst nur noch dem Fürsten Conti an, und deine Mutter hat keine Rechte mehr über dich.

Der Fürst von Conti war über diese Unvorsichtigkeiten seiner Tochter sehr ungehalten, ohne sich daraus eine Lehre zu nehmen. In dieser Zeit hatte die Mutter mit Frau Delorme häufige Zusammenkünfte, ohne daß die Prinzessin den Gegenstand ihrer Berathungen erfuhr. Sie steckte das dem Fürsten; er erklärte, daß er auf alles gefaßt sey, daß der Graf von Marche sich mit der Herzogin verstehe, daß er derselben neulich im Schlosse zu Versailles sein Zimmer eingeräumt habe. Er erwarte indeß, daß sie sich begnügen würden, ihm Vorstellungen

zu machen; gegen die er sich gewaffnet habe. Die Prinzessin, so freigebig mit ihren Geheimnissen gegen Personen, wider die sie ihr Vater auf das Bestimmteste gewarnt hatte, ließ sich durch ihre Hofmeisterin verleiten, eine Reise derselben nach Lons-le-Saunier, angeblich in Familienangelegenheiten, ihrem Vater zu verschweigen. Diese Reise galt den Veranstaltungen zu ihrem Verderben. Kaum war die Delorme zurück, als der Herzog seine Tochter eines Abends noch ganz spät überraschte, ihr einen Strauß von Diamanten im Namen des Königs einhändigte, und ihr verkündete, daß ihre Vorstellung bei Hofe auf nächsten Dreifaltigkeitstag statt finden werde. Er empfahl ihr auch dießmal auf das Dringendste Verschwiegenheit, weil gerade davon, daß ihren Feinden der besondere Tag unbekannt bliebe, so viel abhinge. Er hatte schon früher Gelegenheit genommen, bei der Kleidermacherin der Prinzessin die nöthigen Prachtkleider unter einem Vorwande zu bestellen; sein Leibarzt Guérin sollte deren Anfertigung betreiben; gleichwohl ward auch die Hofmeisterin dazu aufgefordert. Als der Herzog hinaus war, wußte diese unter der Vorspiegelung, als wolle Herr Jaquet mit der Hochzeit nicht länger warten, und verlange einen bestimmten Termin gesetzt, ihrer Pflegbefohlnen auch das letzte, wichtigste Geheimniß zu entreißen. Es war der Vorabend des bestimmten Festes: der Cärimonienmeister, welchen der Herzog gesandt, um die Prinzessin in den Formalitäten einzuüben, hatte sein Geschäft beendigt; das Staatskleid, die Schuhe, die Diamanten lagen bereit, die Haare der jungen Fürstin waren aufge-

wickelt, als sie ein Billet von der Hand ihrer Mutter erhielt, sich auf der Stelle auf ihr Landhaus bei Paris zu begeben. Die Hofmeisterin trat ein, und trieb sie zur Eile; der kleine Husar kam vergnügt, und meldete, daß der Wagen bereit stehe. Es folgte ein zweyter Bote, welcher der Hofmeisterin halblaut zuflüsterte, alles sey in Ordnung, man solle nicht zaudern. Man solle durch das erste Gitter des Parks fahren, damit die Prinzessin einen Blick von dem Feste gewinne, das man ihr bereite. Hierauf setzte er mit erhöhter Stimme hinzu: Man wird Ihrer Hoheit mit einem Schloßwagen entgegen kommen: zögern Sie nicht, Sie würden alles verderben! Die kleine Eitelkeit überredete sich sogleich, ihre Mutter wolle sie mit einer Lustbarkeit überraschen. Sie flog in den Wagen, und bemerkte der Hofmeisterin erst unterwegs, daß sie ihr keine zu einem Feste passenden Kleider angelegt habe. Sie sind ganz gut angezogen, erwiederte Frau Delorme: Ihr Kleid ist neu und einfach, weiter braucht es nichts. So unterhielt sie ihre Gefangne in einem frostigen Tone, bis sie in die Gegend des Schlosses kamen; ein Wagen, von zwey Reitern begleitet, kam ihnen entgegen, aber die Mutter war nicht darin. Während die Prinzessin bei dem Postillon nach ihr fragte, schickte die Hofmeisterin deren Leute und den kleinen Husaren nach Paris zurück. So befand sie sich ganz allein in der Gewalt ihrer Führerin; die Reiter hatten sich so postirt, daß der eine ihr den Weg nach Paris, der andre den Zugang des Schlosses versperrte, und unter dem Zuruf: Geschwind zur Mutter! drängte die Delorme sie in den Wagen. Der Postillon

trieb die Pferde an, und pfeilschnell ging es in die Weite. Auf der ersten Station wurde die Prinzessin unruhig, sie weinte, sie verlangte Auskunft. Statt aller Antwort zwang man sie in einen frischen Wagen,' und dieser stürmte abermals ohne Aufenthalt in größter Schnelligkeit davon. Die Prinzessin war in einem Zustande der Verzweiflung. Sie öffnete den Mund, um ihre Hofmeisterin zu befragen, aber die Stimme erstarb ihr auf den Lippen. Zorn und Verdruß erstickten sie, sie konnte nur schluchzen und weinen. Endlich schrie sie in einem herzzerschneidenden Tone: Sie führen mich zum Tode! Ich will zu meiner Mutter! Ich will nach Paris! Ich will meinen Vater wiedersehn! Sie werden ihn wiedersehn, sagte die Delorme mit Sanftmuth. Aber wo führen sie mich hin? Warum ist mein Husar mir nicht gefolgt? Er hat keinen Befehl dazu empfangen, versetzte jene, noch auch ich, Ihnen irgend eine Rechenschaft zu geben. Diese letzten Worte, in einem gebieterischen Tone gesprochen, ließen der Entführten keinen Zweifel über das, was sie sich von ihrer Führerin zu versehen habe. Bitten, Scheltworte, Drohungen, alles war von nun an vergeblich. Sie klagen mich mit Unrecht an, ich habe Befehle, wir langen gleich an, das waren die einzigen Worte, mit denen sie die Vorwürfe und die Bitten ihres Zöglinges abwies. Aber der Wagen hielt nirgend stille, die Nacht brach ein, sie verdoppelte das Schreckliche dieser Lage. Die Delorme wollte die Prinzessin in ihre Arme fassen, sie stieß sie mit Entrüstung von sich. Endlich verließen sie ihre Kräfte, sie verlor die Besinnung.

Nach einer langen Ohnmacht fand sie sich in einer Herberge, ausgestreckt auf einem schlechten Bette. Die Gewaltsamkeit, mit welcher die Delorme sich bemühte, ihr das blaue Band, an dem die Bildnisse ihres Vaters und ihrer Mutter bevestigt waren, zu entreißen, erweckten sie aus ihrer Lethargie. Es war nicht möglich, sie um dieß theuerste Pfand ihrer glücklichen Tage zu bringen; mit den Zähnen, Füßen und Fingern vertheidigte sich die Prinzessin so gut, daß die Hofmeisterin mit blutig gekratztem Gesichte und zerknufften Beinen von ihrem Vorsatze abstand. Jetzt versuchte sie Schmeichelreden und Liebkosungen. Sie sey unglücklicher, als Ihro Hoheit, daß man sie mit so harten Aufträgen beladen habe; sie habe mit Mühe die Gunst erlangt, Ihnen zu folgen. Die Prinzessin war zu empört, um sich ihre Dienste gefallen zu lassen, sie mußte fremde Leute zu Hülfe rufen. Man suchte die Kleine zu beruhigen, man brachte ihr Puppen und Spielwerk. Sie wieß alles zurück. Nein, nein, rief sie aus, meinen Vater will ich haben! Mein Vater, wo bist du? Du hast nicht befohlen, mich in's Verderben zu führen! Ich will meinen Wagen! Ich will meine Pferde! Ich muß in den Tempel! Ich muß nach Versailles! Der König erwartet mich, um mich an seinem Hofe vorzustellen, und mein Vater, wenn er kommt mich abzuholen, findet mich nicht! Gebt mir meinen Vater wieder! Laßt ihn kommen, oder bringt mich zu ihm! In diesem kläglichen Zustande brachte die unglückliche Kleine zwanzig bis dreißig Stunden in der Herberge zu Nemours hin. Während der Zwischenräume,

wo das Fieber und die Krämpfe ihr den Gebrauch ihrer Sinne ließen, hörte sie die Umstehenden der Hofmeisterin Vorwürfe über solch eine harte Behandlung eines Kindes machen, das ihr allem Anscheine nach nicht gehöre. Sie antwortete ihnen, wie früher ihrem Zöglinge selbst, sie handle nur auf höheren Befehl, und schien den wärmsten Antheil an den Leiden ihrer jungen Gefangenen zu nehmen. Allmählig gelang es ihr, sich wieder in deren Vertrauen einzuschmeicheln, sie beredete sie, sich ganz ihrer Leitung zu überlassen. Sie hatte derselben ihren kleinen Husaren auf der Post kommen lassen, allein er war so eingeschüchtert, daß es seiner alten Gespielin peinlich wurde, seinen Anblick zu ertragen. Sein Benehmen war äußerst abgemessen, die alten Anreden: Ihro Hoheit, Prinzessin, Gräfin, wollten nicht mehr über seine Lippen.

Unter der Vorspiegelung, sie nach Paris zurückzuführen, beredete man die Prinzessin von neuem, einen Wagen zu besteigen, und rastete nicht eher, bis die Ermüdung derselben nicht mehr gestattete, die Reise fortzusetzen. Auf ihre Frage, ob sie auf dem Wege nach Paris seyen? erwiederte die Hofmeisterin kalt: Ich habe noch keine Befehle, Sie nach Paris zu führen; Ihre Fügsamkeit allein wird dazu den Augenblick bestimmen; also ist Ihr Loos in Ihren Händen. Dieser Bescheid stürzte die Unglückliche von neuem in einen erbarmungswürdigen Zustand. Ihr Fieber und ihre Krämpfe kehrten mit doppelter Gewalt zurück; sie hörte aber nur auf ihre Verzweiflung, und wollte weder Hülfe, noch Nahrung annehmen. Es kostete die ganze Ueberlistungsgabe der

Frau Delorme, um den Widerstand ihres Zöglings zu überwinden. Der Vater sey fern; sie würde sterben, ehe er ihren Entschluß erführe, und sich auf ewig seiner Zärtlichkeit und seiner Umarmungen berauben. Jeder Augenblick bringe sie ihm näher; sie würden bald in den Umgebungen von Paris seyn, von wo aus man denselben von ihrer Verzweiflung und ihrem Vorsatze unterrichten könne. Zuletzt, halb mit Zwang, halb mit Ueberraschung brachte man sie dahin, einige Erquickungen zu sich zu nehmen. Man kündigte ihr unaufhörlich an, daß man gleich an den Thoren von Paris seyn werde. Endlich hielt der Wagen zu Lons-le-Saunier in der Franche Comté. Kaum hatte man das Opfer der Intrigue in einem Hotel garni, das Palais royal genannt, abgesetzt, als die Entführerin dasselbe von dem guten kleinen Husaren trennte. Er hatte, gerührt durch die Leiden seiner jungen Freundin, seine alte Offenheit und Hochachtung gegen sie wieder gewonnen, und empört über die Mißhandlungen, so dieselbe erdulden mußte, hatte er einigen Leuten im Orte Winke über die wahren Verhältnisse der Prinzessin ertheilt. Nach den Vermuthungen, welche diese in ihren Memoiren äußert, hatte man ihn in die Nacht eines Kerkers verbannt, oder gar in den Abgründen, welche Lons-le-Saunier umgeben, getödet. Wenigstens war er verschwunden, und seine Aeltern konnten keine Nachricht über ihn erhalten. Bei dieser Gelegenheit erfährt man auch aus der gerichtlichen Erklärung einer Kammerfrau, welche die Madame Delorme zu Lons-le-Saunier angenommen, daß man dem Fürsten von Conti glauben

gemacht hatte, seine Tochter sey auf einer Jagdparthie verunglückt, daß er sie als eine Todte betrauerte, und daß bei der ersten Reise, welche diese Kammerfrau mit Frau Delorme nach Paris that, Herr Guérin, der Arzt des Fürsten, zu der letztern kam, worauf sich dieselbe in große Trauer kleidete, und ihrer Kammerfrau ein Gleiches zu thun befahl; sie sagte dabei, es sey für die Gräfin von Mont-Cair-Zain, Tochter Sr. Hoheit des Fürsten von Conti. Herr Guérin habe im Hinausgehen die Worte gesprochen: Der Fürst ist noch untröstlich über dieses Kind; er liebte es leidenschaftlich; er wird darüber drauf gehn; ihr Tod kommt dem Grafen von Marche sehr gelegen. Seyn Sie ruhig, Madame, ich werde ihm treulichen Bericht erstatten, und ganz gewiß wird Ihnen Se. Hoheit diese Summe gewähren, die ihn ja ohnehin, wenn er sie von dem Notarius zurückzöge, nur wieder an seine Tochter erinnern würde, und es ist unser Interesse, daß der Fürst vergesse, daß er eine seiner zärtlichen Neigung so würdige Tochter besessen. Dem Fürsten hatte man einen Todtenschein ausgefertigt, datirt zu Viroflay-les-Versailles, in der Diöcese von Paris, den 7 Juny 1773, unterzeichnet: Dubut, Pfarrer, worinne Herr Benedict Carl Richard, Schwager der Madame Delorme, und der Abbé Aubry, Almosenier der Herzogin von ** (Mutter der Prinzessin), als Zeugen der Beerdigung namhaft gemacht waren. Durch eine pfarramtliche Bescheinigung, datirt Viroflay den 14 April 1792, und unterzeichnet: Niquet, Pfarrer, wurde der Prinzessin hernachmals bezeugt, daß ein solcher Sterbefall in den Re-

gistern der Pfarrei jenes Ortes sich nicht eingezeichnet finde, so wie nachträglich, unter dem 21 Februar 1793, auf Begehren des Ministers Clavière, daß man auch keine Ausreißung von Blättern, Lücken oder sonstige Spuren von Unregelmäßigkeit in diesen Registern bemerke. Endlich wurde ihr, unter dem Datum: Paris den 7 Thermidor des Jahres IV der Republik (1795), unterzeichnet: Basset, Municipalagent der Gemeinde Viroflay, auch noch bestätigt, daß obengenannter Dubut im Jahre 1773 wirklich Pfarrer zu Viroflay gewesen, und daß die Handschrift des Todtenscheines die seine sey.

In Lons-le-Saunier erst unternahm es Frau Delorme, die Prinzessin durch eine erdichtete Geschichte über ihre Lage zu beschwichtigen. Sie war so grausam, jene kindliche Unvorsichtigkeit, mit welcher die Prinzessin selbst ihr den Termin ihrer Vorstellung bei Hofe verrathen, als den Grund einer völligen Verstoßung von Seiten ihres Vaters vorzuspiegeln; ihr Vater selbst sey wegen seiner hartnäckigen Anhänglichkeit an die Parlamente bei dem Könige in völlige Ungnade gefallen, und sie selbst sey in diese Ungnade einbegriffen. Sie, die Hofmeisterin, habe sehr strenge Befehle gegen sie, die sie auszuführen genöthigt sey, wenn die Prinzessin sich nicht unbedingt ihren Maaßregeln unterwerfe. Dagegen werde sie durch Folgsamkeit und Geduld dazu gelangen können, sich ihres Vaters und des Königs Huld wieder zu erwerben. Hiezu indeß bedürfe es vor allen Dingen einen blinden Gehorsam gegen die höheren Befehle, welche sie in Betreff der Prinzessin habe. Das ränkevolle Weib nützte mit verstellter Zärt-

lichkeit den zermalmenden Eindruck, den diese Eröffnungen auf die Seele des Kindes machten; sie mischte mit dessen Thränen die ihrigen; sie erklärte ihm, auf dessen Frage, worin denn eigentlich die Ungnade seines Vaters bestehe? er sey verbannt! Vergebens flehte die Prinzessin, daß man sie ihrem Vater zurückbringe, um ihn in seinem Unglücke trösten zu können. Die Hofmeisterin wich auf dieses verfängliche Verlangen aus, und berief sich auf Befehle, welche nach ihren halben und geheimnißvollen Worten vom Hofe kamen.

Sie schlug demnächst der Prinzessin den Aufenthalt in einem Kloster vor, wohin sie dieselbe als ihre Tochter bringen wollte. Dieser letztere Zusatz empörte das junge Gemüth von neuem: mit Hoheit versicherte die Prinzessin, sie werde ihren Namen sich nie entreißen lassen, und vergebens suchte ihr die Heuchlerin diese kleine Demüthigung, wie sie es nannte, als eine leichte Strafe ihres Stolzes und ihrer Eitelkeit, und als ein Mittel darzustellen, sich ihres Vaters Liebe wieder zu gewinnen. So verstrichen die Tage wechselsweise unter leidenschaftlichen Plänen der Prinzessin, durch Anrufung irgend eines mächtigen Fürwortes in ihre Verhältnisse hergestellt werden, und unter heuchlerischen Beschwichtigungen und Ermahnungen der Hofmeisterin. Diese hatte schon seit mehreren Wochen mit ihrem Opfer den Gasthof verlassen, und das Haus eines Procurators, Herrn B. ihres Verwandten, bezogen, unter dem Vorwande, daß sie dort anständiger wohnen würden. Die Prinzessin sprach einst mit der Delorme von ihrer Abneigung gegen das Klosterleben, und besonders

gegen die Ablegung ihres våterlichen Namens, als diese sich beigehen ließ, sie zu fragen, ob sie lieber Herrn B. heirathen wolle? Ein Schrei des Entsetzens war ihre Antwort. Aber die Hofmeisterin fuhr kaltblütig fort: Es giebt keinen Mittelweg! Entweder müssen Sie seinen Namen tragen, oder den meinen; Sie müssen seine Frau, oder meine Tochter seyn; sein Haus oder ein Kloster müssen Ihre Zuflucht werden. Das sind die gemessenen Befehle, die ich vom Hofe und von Ihren Aeltern erhalten habe, und ich werde zu verhindern wissen, daß Sie sich nicht durch Widerstand zu Grunde richten. Da ich bloß noch die Wahl zwischen meinen Kerkermeistern habe, erwiederte die Prinzessin, so ziehe ich jedes Klostergitter in Frankreich dem Gefångniß bei Ihrem Herrn B. vor. Wie gegründet aber der Abscheu der Prinzessin gegen die ihr unter so seltsamen Verhåltnissen angetragene Verbindung war, ergiebt sich wohl aus ihrer, freilich in das Ueberladene gerathenen, und in der Gluth des Hasses bis zur Ekelhaftigkeit getriebenen Schilderung von Herrn B's Persönlichkeit. Man denke sich, sagt sie, einen kleinen grauen und ståmmigen Mann, von einem Wuchse ungefåhr, mit welchem Scarron den Ragotin in seinem komischen Romane ausstattet; eine jener braunen Gestalten, die, obschon zwischen zwey Altersstufen, nicht altern; eine öligte und wachsgelbe Haut, kleine graue wimperlose Augen, beschattet von breiten, buschigten, über der Nase zusammengehenden Augenbrauen, die sich bei dem geringsten Worte bis zur Höhe der Stirn aufziehen; einen schiefen Blick, ohne Lebhaftigkeit, ohne Ausdruck, aber

nicht ohne Tücke; eine Adlernase, die ungeachtet ihrer enormen Geräumigkeit die in ihr aufgespeicherten Zufuhren von Taback nicht fassen kann; dicke Lippen von Färberröthe, die, indem sie sich öffnen, schmutzige, übelriechende und näglеinfarbige Zähne zeigen; einen Mund, dessen Ausdünstung augenblicklich den Unvorsichtigen zurücktreibt, welcher es wagt, sich ihm zu nähern; eine plumpe und hervorstehende Kinnlade, die, wie bei den Seidenhasen, keine Thätigkeit hat, als an ihrer Vorderseite. Zu alle dem schmutzige und grobe Wäsche, einen faltigen Hals, lange Manchetten, die zwar eine wohlgebildete Hand decken, aber die niedlichsten kleinen Nägel sichtbar machen, lang wie Katzenkrallen, und schwarz wie Kohle; eine lange Seidenweste, ein Kleid von Nankin oder grobem grauem Tuch, schmutzige, mit Eisen beschlagene Schuhe, auf dem Kopfe einen Hut à la janseniste; einen Fuß hinten nach ein Stock mit einem großen kupfernen Knopfe, auf dem seine Rechte nachdrücklich ruht; die Finger der Linken entweder in den weiten Naselöchern, oder in seinem Munde! Mit diesem widerlichen Aeußern stimmte, der Schilderung der Prinzessin zufolge, Herrn B's. geistige Beschaffenheit. Er war abergläubisch, machte den Frommen, führte jeden Augenblick Stellen der heiligen Schrift an, verurtheilte alle die, welche er nicht zu seiner Ansicht bekehren konnte, aß gierig und mit Unreinlichkeit, fastete und ließ seine Leute fasten aus Geiz, hielt Conventikel mit den alten Betschwestern der Umgegend, sprach unaufhörlich von sich selbst, brachte stets die Unterhaltung auf diesen Punkt zurück, be-

theuerte immer seine Ehre wie ein spitzbübischer Jude (Ausdruck der Prinzessin), that als bete er an, als vergöttre er die Personen, die er unaufhörlich quälte, beklagte sich gegen jedermann über alle, die ihn umgaben, erzählte den Vorübergehenden und Müssiggängern seine häuslichen Verdrießlichkeiten, gerieth in Wuth, wenn er die geringste Kleinigkeit zu bezahlen hatte, und lachte nie mit seiner faden Lache, als wenn er Geld zu sehn bekam. Seit zehn Jahren, so schließt die Verfasserin, drohte er dem Lande, sich in ihm eine Gefährtin auszusuchen, ohne eine Mutter zu finden, die ihrer Tochter so gram gewesen wäre, um sie ihm zu geben.

Es versteht sich wohl von selbst, daß wir neben diesem Portrait des Herrn B. dasjenige aufstellen, welches die Prinzessin von sich selbst entwirft, mit weiblicher Feinheit aber als die Worte eines Briefes einschiebt, den eine Freundin von ihr aus dem Kloster geschrieben: Unsre neue Gefährtin, heißt es, hat noch mit keinem Menschen gesprochen; sie beharrt dabei, zu weinen und zu schweigen. Die Unglücklichen lieben die Einsamkeit. Wir wissen, was es kostet, sich aus den Armen der Seinen loszureißen, und achten ihren Schmerz. Es ist eine junge Person von zehn bis zwölf Jahren; ihr Wuchs, schlank und aufgeschossen, verkündet, daß sie einst sehr groß werden wird, aber sie ist noch nicht ausgebildet. Ihr kleines rundes Gesicht bildet das Muster einer allerliebsten Miniatur. Zwey große blaue Augen voll Sanftmuth und Feuer; lange Angenwimper, schwärzer als das Ebenholz; eine schön geschwungene Augenbraue, aber

weniger schwarz, und leicht gezeichnet; Haare von einem schönen Silberblond, die ihr um den ganzen Leib bis auf die Erde gehn; eine weiße und feine Haut, welche die Bewegung aller Adern sehn läßt; ein etwas großer Mund, aber Rosenlippen; sorgfältigst gepflegte Zähne, deren Weiße das Elfenbein beschämt; ein kurzer und schmaler Hals, der darum einen Prinzessinkopf nur desto zierlicher und stolzer zu tragen scheint; ein edler und leichter Gang; ein verführerisches Lächeln; ein zärtlicher, obgleich lebhafter und beseelter Blick; ein Bein und ein Fuß von unvergleichlicher Zeichnung; ihre Hand ist nicht ganz so hübsch gebaut; lange Finger voller Schnitte, Schrunden und Brandmähler machen sie selbst ungestaltet, wiewohl sie immer sehr rein ist. Ihre Taschen oder ihre Hände sind jederzeit mit Instrumenten und Materialien zur Mathematik und zu den mechanischen Künsten belastet; ihre Silberstimme geht in die Seele; ihre sanfte und gefällige Miene nimmt jedermann ein; ihre Trauer selbst hat etwas Reizendes, welches sie noch anziehender macht. Sie ißt sehr wenig, trinkt nichts als Wasser und scheint Milchspeisen und Früchte allem vorzuziehn. Sie scheint die Blumen sehr zu lieben. Wenn sie keine Hämmer, Instrumente oder Papier in den Händen hat, stickt sie oder zeichnet einige Landschaften. Sie ist stets schweigsam und düster, aber wir machen sie ihren Gram vergessen; zuletzt wird sie, wie ich, zahm werden, und ich zweifle dann nicht, daß sie noch toller und ausgelassener seyn wird als ich. Ihr Anzug, wenn gleich einfach, ist sehr reich. Sie trägt in der Regel ein apfelgrünes Kleid

mit langer Schleppe, kein Halstuch, sondern nur eine breite Colerette von Blonden mit einer rosenfarbenen Einfassung. Ihre Haare sind vorn en vergette geschnitten, oben gelockt; ihre Ohren sind unbedeckt, und bewundernswürdig schön gezeichnet.

Das Kloster, wohin die Prinzessin auf ihre entschiedene Ablehnung der Heirath mit Herrn B. gebracht wurde, war ein adliches Fräuleinstift der heil. Maria, bei Chalons - sur - Saone. Es geschah den 8 September 1773, drei Monate nach der Entführung. Ihres Bleibens war dort nicht lange. Sie hatte der Frau Delorme, als dieselbe sie unter dem Namen einer Tochter einführen wollte, die Demüthigung bereitet, davon keine Notiz zu nehmen, und ihr beim Abschiede sogar zu sagen: vergessen Sie nicht, alle meine Befehle pünktlich auszuführen; sie wußte sich in dem Kloster bald eine für ihre Entführerin bedenkliche Hochachtung zu erwerben, welche es kund genug machte, daß man über ihre hohe Abkunft Gewißheit erlangt; sie schloß mit einigen der jungen Damen eine Freundschaft, welche das Interesse bedeutender Familien für sie hätte aufregen können. Um sich indeß ihres Opfers wieder zu versichern, ersann Frau Delorme, wenn sich die Sache ganz so verhält, in der That eine über alle Maßen abscheuliche List: sie stellte sich, als läge sie auf dem Todtenbette, und wußte durch eine Unterhändlerin die Arglosigkeit der Prinzessin soweit zu bethören, daß sie in die Arme ihrer sterbenden Erzieherin zu eilen sich als Gewissenssache anrechnete. Welch eine Bestürzung, als ihr zu Lons - le - Saunier, wo man sie von

dem Betruge nichts ahnen ließ, als bis ihr keine Umkehr möglich war, die Frau Delorme frisch und gesund entgegen kam! Freilich wäre sie auch der Freistatt im Kloster nicht sicher gewesen, wenn man Gewalt hätte brauchen wollen: denn die Aebtissin hatte ihr erklärt, sie habe kein Recht, den Forderungen der Frau Delorme zu widerstehn, sobald dieselbe sie zurück verlange. Wir übergehn die leidenschaftlichen Scenen, welche sich nach diesem Streiche zwischen der Elevin und ihrer Erzieherin erneuerten. Mit Schaudern erfahren wir, was endlich der letzteren teuflischen Anstrengungen gelungen: daß sie das eilfjährige Mädchen, nachdem sie demselben mit Vorspiegelungen von des Vaters Willen, von Aussichten auf neue Standeserhöhung mit dem Gemahl vergeblich zugesetzt, in größter Heimlichkeit nach Paris führte, um die Helfershelfer ihrer Schandthaten näher zu haben; daß sie ihm als einer Mademoiselle Delorme in der Person des Herrn Richard, Schwagers der Frau Delorme, einen Vormund gab, den die Vollziehung eines gesetzlichen Actes nöthig machte, und daß sie zuletzt, während das klägliche Schlachtopfer in einem anhaltendem Zustande von Fieber und Betäubung versunken war, mit Hülfe von starken Getränken und Opium es so weit brachte, daß es am 18 Januar 1774 in derselben Kirche zu Viroflay, wo man vor einem Jahre dessen Exsequien gefeiert haben wollte, von demselben Pfarrer Dubut, welcher den Todtenschein unterzeichnet hatte, dem Herrn B. angetraut wurde; worauf man es halbtodt nach Lons-le-Saunier zurückschleppte.

Um sich eine Vorstellung von dem Possenspiele zu machen, das in Betreff dieses abentheuerlichen Ehebundes weiter erfolgte, dient die Erzählung der Prinzessin, wie sie das Cärimoniel der nun in aller Form sich einstellenden Glückwünschungsbesuche im Hause ihres Phantoms von Gatten (so nennt sie ihn) behandelte. Sie putzte ihre Lieblingspuppe auf das Prächtigste heraus, steckte ihr einen Brautstrauß vor, und postirte sie auf einen Lehnsessel, hinter den sie selbst in ganz vernachlässigtem Anzuge sich stellte. Man hatte sie ihrer Bücher und der Hülfsmittel zu ihren Studien beraubt, und ihr nur ihr Kinderspielzeug 'gelassen. Sie beschwerte sich darüber gegen ihre Hofmeisterin: das Weib hatte die Schamlosigkeit, sie ihr unter einer Bedingung wieder zu versprechen, welche bei dem Gedanken an die Jugend des armen Geschöpfes das menschliche Gefühl empört. Nein, nein, Madame, rief die Prinzessin, der Gatte, von dem Sie reden, wird nie mehr, als den Namen erlangen. Ich habe es ihm gesagt, ich habe es geschworen, ich werde meinen Schwur halten! Es ward ihr hierauf bedeutet, daß jetzt ihr Leben daran hange, wenn sie ferner versuche, ihre Herkunft und ihre Verhältnisse kund zu machen. Sie ward, um sie verborgen zu halten, auf's Land, nach Cousance, vier Stunden von Lons-le-Saunier, auf der Straße nach Lyon, gebracht. Ihre Abkunft war gleichwohl so wenig ein Geheimniß geblieben, daß sich bei dieser Reise vielmehr die Jugend der benachbarten Dorfschaften bewaffnet und geputzt versammelte, und unter Getrommel und Musketenschüssen tausend Stimmen riefen: es lebe die Prinzessin!

Sie stieg aus dem Wagen, und, nach ihrem Ausdrucke, wie bezaubert von den Wundertönen des Orpheus, empfing sie die Huldigungen dieser fröhlichen Jugend: ihre Begleiter, unter denen der nachmalige Conventsdeputirte Vernier war, wagten nicht, diese Scene zu verhindern. Doch machte man, daß sie wieder in den Wagen kam, und langte unter jener kriegerischer Ehrenwache zu Cousance an. Die Frau Delorme bezeigte über den Vorfall ihren Schreck in einem Briefe an ihren Bräutigam, Herrn Jaquet, unter'm 14 July 1774; doch Herr B. schien um die Sache gewußt zu haben; denn er zog aus der Wagentasche eine Schachtel mit bunten Cokarden, und theilte sie unter die Mannschaft aus. Vielleicht hegte er selbst ehrgeizige Hoffnungen, die er unter Begünstigung der Lieblingsvorstellungen der Prinzessin erreichen zu können dachte; da sie ihn jedoch mit einer zu offenen Verachtung behandelte, mogte auch seine eigne Nachgiebigkeit gegen sie sich wieder abstumpfen.

Zu Cousance richtete man sich in einem verfallenen Landhause des Herrn B. so gut als es ging ein; die Prinzessin machte fleißige Spatziergänge, fand gute Leute im Orte, ward aber jederzeit sorgfältig bewacht und von verfänglichen Mittheilungen abgehalten. Der erste Aufenthalt zu Cousance dauerte nicht lange; sie ward nach Lons-le-Saunier zurückgebracht, wo ihr die Delorme abermals mit Vorstellungen über das Recht des Ehegatten, über die Schuldigkeit der Gattin zusetzte. Die Prinzessin erwiederte standhaft: Nie, nie! Ich habe es geschworen, ich werde es halten! Nun zwang man sie,

sich der Wirthschaft anzunehmen. Dieß gewährte ihr einige Zerstreuung; aber sie hatte, wie sie behauptet, mit dem Geize und der Grämlichkeit ihres aufgedrungenen Mannes zu kämpfen, und erlebte die bittersten Kränkungen. Es kam ihr bei, an den König, an Madame Elisabeth, an ihren Vater zu schreiben; sie brachte die Briefe nach mehrmaligen Versuchen glücklich in den Briefkasten an der Post: es war aber gut genug gesorgt, daß dieselben an ihre Addressen nicht gelangen konnten. Madame Delorme gab ihr zu verstehen, ohne ihr Vorwürfe zu machen: nur durch ihre Hülfe könne sie irgend etwas ausrichten.

Die Prinzessin dachte mit inniger Empfindung an ihren treuen Lehrer Jean Jaques Rousseau: man glaubte ihr eine angenehme Zerstreuung zu bereiten, wenn man sie in dessen Geburtsort führte. Sie reiste, versteht sich, unter sichrer Bedeckung, nach Genf. Ohne Zweifel wurden die Kosten einer solchen Lustparthie nicht aus dem Beutel ihres ungalanten Ehemannes bestritten; es scheint vielmehr, daß in solchen Zugeständnissen die geheimnißvolle Hand derjenigen obwaltete, welche, ohne die Grausamkeit gegen ihr unglückliches Opfer bis zu einem Morde treiben zu wollen, auf alle Weise besorgt waren, ihren unbiegsamen Charakter bald durch Härte, bald durch Güte zur Ergebung in ein unvermeidliches Schicksal zu schmeidigen. Die Natur der Schweizergegenden wirkte wohlthätig auf Stephaniens Stimmung: sie erfuhr Aufmerksamkeit und Theilnahme, ja einen entschiedenen und höchst merkwürdigen Beweis, daß man ihren Ursprung

kannte. Sie kam nach Ferney; Voltaire hatte den Tag gerade einen Haufen vornehmer Fremden abweisen lassen: ihr ging er entgegen und behandelte sie mit der größten Auszeichnung. Alle Gegenstände, die sie an dem Aufenthalte des Philosophen anziehen konnten, unter andern das für ihn erbaute Grab, wurden ihr gezeigt: keiner indeß interessirte sie mehr, als der Anblick des berühmten Mannes selbst. Beim Abschiede ließ er ihren Wagen mit den herrlichsten Blumen und den schönsten Früchten überschütten.

Als sie wieder in Lons-le-Saunier war, beraubte man sie ihres letzten Restes von Glanz und Hoheit, ihrer Diamanten; unter dem Vorwande, dieser Schmuck beleidige die Damen der Gegend an der Frau eines Procurators. Sie leistete wenig Widerstand gegen diesen Raub, da, wie sie sagt, der Gedanke, sich mit irdischer Herrlichkeit zu zieren, in der Trennung von ihrem Vater seinen Reiz verloren hatte. Desto niederschlagender wirkte auf sie die Nachricht vom Tode des Königs, welche ihr Frau Delorme ohne alle Schonung, und mit eben der Kaltblütigkeit, als gölte es den Großmogul, beibrachte. Jetzt schien der letzte Hoffnungsschimmer für sie zu ersterben. Was aber ihre Verfolger in große Verlegenheit brachte, war, daß sie sich es nicht nehmen ließ, um den Verstorbenen große Trauer anzulegen, was einen um so auffallenderen Anstrich bekam, da natürlich Herr B. es nicht wagte, diesen Trauerprunk seiner Gattin nachzuahmen. Von dem Verlangen, sich nach Versailles aufzumachen, um dem neuen Könige, dem die öffentliche Stimme den

Beinamen des Gerechten gab, ihre unselige Sache vorzulegen, brachte sie die Delorme nur durch die natürlich bloß lügenhafte Zusage zurück, ihr alle Anliegen und Briefe mit der größten Gewissenhaftigkeit selber besorgen zu wollen.

Die Anstalten der Frau Delorme gingen fortwährend darauf, die Prinzessin zu einer völligen Vollziehung ihrer Ehe mit Herrn B. zu bewegen. Hienach gab man ihr ihre Bücher und Instrumente zurück, um sie nachgiebiger zu machen, und entzog sie ihr wieder, sobald sie in dem angenommenen Widerstande, wie sie that, beharrte. Ihre steten Gedanken waren auf eine Flucht gerichtet; sie gedachte nach Italien, wohin, wie sie hörte, ihre Mutter sich zurückgezogen hatte. Unter den unaufhörlichen Spannungen litt ihre Gesundheit, sie bekam ein hitziges Fieber und Blutspucken. Das Reiten, welches der Arzt ihr verordnet, mußte sie aufgeben, weil sie ihre Spatzierritte, von Cousance aus, zum Entwischen benutzen wollen. Herr B. hielt sie seit der Beobachtung solcher Versuche sehr streng; sie hatte sich über seine Härte so sehr zu beklagen, daß es ihr nicht einmal durch Fürbitte der Magd gelang, ein Paar Lederschuhe zu erhalten; sie mußte sich mit den landesüblichen Holzschuhen begnügen. Wenn sie mit ihm daheim aß, war ihr Tisch höchst ärmlich; sie konnte sich nur bei Gastmahlen in der Nachbarschaft, oder wenn sie selbst Gäste hatten, sättigen; mußte sich aber bei solchen Gelegenheiten von der Rohheit ihres Gatten oder seiner Creaturen viele Kränkungen gefallen, und über ihre vornehmen Manieren und ihre Prinzessin-

miene aushöhnen lassen. Von den Beschäftigungen mit ihren Studien, mit dem Zeichnen und der Musik, wurde sie durch immer gehäuftere und schwerere Arbeit getrennt. Herr B. verabschiedete seinen Pächter, und setzte die Prinzessin über die ganze Wirthschaft. Sie mußte die Baumschule, den Garten, die Küche, den Backofen, die Wäsche besorgen. Als sie eine Gehülfin begehrte, lachte er sie aus mit den Worten: eine Kammerjungfer für eine Pächterin, eine Bauersfrau! Ihr einziger Trost waren Besuche bei den dürftigen Familien von Cousance, deren Elend sie durch einige Wohlthätigkeit lindern durfte, oder ein Spatziergang in die romantischen Umgebungen des Ortes, zu dem schauerlichen Felsen von Gizia mit seinen Wasserfällen und Adlernestern, oder zu den Grotten von Loizia, deren unterirdische Klüfte die wunderbarsten Naturspiele bilden.

Um diese Zeit, es war im April 1777, ließ Frau Delorme ihren Zögling zu sich nach Paris, unmittelbar in ihre Wohnung am Thore St. Honoré, Platz d'Aguesseau, bescheiden, um ihr von allen Nachrichten, welche sie erschüttern konnten, die schrecklichste zu geben. Ihr Vater war gestorben. Frau Delorme verbarg nicht, daß der Gram über den Verlust seiner Tochter vieles dazu beigetragen, ihn in die Gruft zu stürzen. Man kann sich denken, daß der Schmerz der Prinzessin gränzenlos war; wer aber sollte meinen, daß ihre Kerkermeisterin die Grausamkeit so weit trieb, ihr zu sagen, daß ihr Vater sie in seinem Testamente ganz übergangen; daß damit ihre fürstlichen Rechte ganz erloschen seyen; daß ihr nichts

übrig bleibe, als sich gänzlich den Händen ihrer Räuber zu überlassen? Ach, rief die Unglückliche nach langem Schluchzen aus: mein Vater, deine letzten Seufzer sind nicht für dein liebes Kind gewesen? Mein Vater, mein Vater, welch Verbrechen hatte denn deine arme Tochter begangen? Konntest du deine Versprechungen und deine Schwüre vergessen *)?

*) In Schlözers Briefwechsel, Theil I, Heft VI, Seite 371 fg. findet sich eine Nachricht über den Tod des Fürsten Conti, zu Folge deren er sich einige Zeit vorher mit dem Grafen von Marche völlig aussöhnte, und ihm die Sorge für ein natürliches Kind übertrug, das er hinterlasse, ohne ihm etwas haben zusichern zu können; was der Prinz zu thun versprach. Außerdem hatte er zwey Töchter von einer Frau von Ailly, welche bis zu seinem Tode um ihn blieb; diesen Töchtern vermachte er, mit Vorwissen des Sohnes, jeder 12000 Livres Rente. Er starb unter beharrlicher Zurückweisung geistlicher Hülfe, und zwar in seinem Garten; im Augenblicke des Todes wollte er sich erheben; denn er hatte sich (wie Vespasianus) vorgenommen, stehend zu sterben. Obgleich sein Vermögen sehr derangirt war, blieben doch dem Sohne wenigstens 500000 Livres Rente. Uebrigens hatte der Vater so gut wie der Sohn eine wilde Jugend gehabt, und die Memoiren des Marschalls von Richelieu erzählen von ihm Streiche, die seines Verwandten, des Grafen von Charolois würdig waren, von dem bekannt ist, daß er die Bauern auf seinen Gütern zum Zeitvertreibe, wie Hasen, todtschoß; wenn ein Fall dieser Art vorkam, suchte man ihn als Zufall zu bemänteln. Er hatte einst für solch einen Frevel bei Ludwig XV um Gnade zu bitten. Der König sagte: La voilà; je vous déclare en même tems, que la grace de celui, qui vous tuera, est toute prête.

Die größte Mühe hatte Frau Delorme, die Prinzessin während ihres Aufenthaltes in Paris inne zu halten, und es gelang ihr dieß nicht so vollkommen, daß sie ihr nicht eines Morgens entwichen wäre, um in den Pallast Conti zu eilen, wo sie sich ihrem Bruder vorstellen wollte. Unglücklicherweise war die erste Person, die ihr dort begegnete, Herr Richard, Schwager der Frau Delorme. Die Prinzessin stellte sich, als habe sie ihn aufsuchen wollen, er behielt sie zum Mittagessen, und wollte sie zurückbegleiten. Auf dem Boulevard d'Aguesseau trat sie in einen Laden, um einige Musik zu kaufen. Eben zog sie ihren Beutel, um zu zahlen, als sie einen Wagen mit sechs Pferden und der Livrée von Conti gewahrte; sie sah ihren Bruder zur Rechten im Fonds sitzen, ließ alles im Stiche, und stürzte den Pferden in den Weg. Es ist mein Bruder, rief sie aus, ich bin Mont-Cair-Zain! Es gab einen Auflauf, Herr Richard eilte, einer peinlichen Scene zuvorzukommen, faßte die Unglückliche von hinten auf seine Arme, und trug sie wie ein Kind aus dem Getümmel. Madame Delorme eilte, sie in ihre Einsamkeit nach Cousance zurückzusenden.

Die Prinzessin näherte sich ihrem achtzehnten Jahre, und sie hatte alle diesem Alter natürliche Lust nach Zerstreuung verloren. Sie haßte das Spiel, sie floh die Vergnügungen, sie fand keinen Geschmack daran sich zu putzen. Man erstaunte nicht wenig, daß sie sich in eine Gesellschaft frommer Damen aufnehmen ließ, die unter den Auspicien des Erzbischoffs von Besançon Werke der Barmherzigkeit übten. Man ertheilte ihr nicht nur die

wichtigsten Geschäfte in Hinsicht auf Besuch und Pflege der Kranken, auf Einsammlung von milden Beiträgen, auf Versorgung von Nothleidenden; sondern beehrte sie auch mit dem Vorsitze dieses Frauenvereins. Neben der Beschäftigung, die ihr diese frommen Pflichten gewährten, trug sie sich mit keinem anderen Gedanken, als dem ihrer Flucht. Sie hatte sich nach und nach einen Nothpfennig von 84 Livres zusammengespart; ein ehrlicher Italiener zu Lons-le-Saunier, Signor Noti, der im Hause B's. aus- und einging, und über das Schicksal des armen Wesens bewegt wurde, hatte ihr einen Brief an eine Person, die sie in ihrer Kindheit gekannt hatte, nach Italien besorgt, und schon hatte sie einst um Mitternacht ihr Zimmer verlassen, um durch eine ungebrauchte Thüre des Pferdestalls, die es ihr gelungen war, aus ihren Angeln zu heben, aus dem Hause zu entschlüpfen, als sie von den Domestiken, die sie ihr Wagestück an der Thüre vor einigen Tagen hatten probiren sehn, ergriffen, und zu Frau Delorme geführt wurde, welche gerade zum Besuche da war. Sie ward auf das Unwürdigste ausgescholten, und gleich einer Missethäterin durchsucht. Bloß das Medaillon ihres blauen Bandes blieb von diesen Ausforschungen verschont. Frau Delorme übrigens überlebte diese Vorfälle nicht lange; sie ließ sich krank nach Paris zurückbringen, und starb im Herbst 1780 in den Armen des Herrn Jaquet, dem sie reumüthig gestanden, zu welchen Schritten gegen die Prinzessin sie sich habe mißbrauchen lassen; wie sie deren Mutter habe versprechen müssen, derselben überall in der Provinz zu folgen, theils

um ihr alle Briefe an ihre Familie wegzunehmen, theils um den Fürsten von Conti in dem Irrthume zu lassen, als sey seine Tochter todt, und habe sie, die Frau Delorme, sich in ihre Heimath, die Franche Comté, zurückgezogen. Diesem Zwecke hatte die Verstorbene selbst die ersehnte Verbindung mit ihrem Geliebten aufopfern müssen. Uebrigens hatte man Verdacht, als habe sie durch die eignen Anstifter jenes ihres Verbrechens Gift bekommen, da man ihrer Aufrichtigkeit in Betreff einer ferneren Bewahrung des Geheimnisses nicht mehr vertraute. Wenigstens war sie aus scheinbarer Genesung plötzlich in die größten Schmerzen verfallen, und ihr Leichnam war schwarz geworden. Herr Jaquet selbst war es, welcher der Prinzessin von diesem Todesfalle Nachricht gab, und welcher sich ihrer auch späterhin freundschaftlich anzunehmen nicht verfehlte.

Beinahe um dieselbe Zeit vernahm die Prinzessin das Ableben ihres Lehrers J. J. Rousseau. Diese Bothschaft versetzte sie in wahre Betrübniß. Dabei hatten die Entdeckungen des Herrn Jaquet eine tiefe Erschütterung in ihr hervorgebracht; sie wurde ernstlich krank. Die Aerzte verordneten ihr die Bäder von Luxeuil; erst Herrn Jaquets Verwendung konnte den geizigen B. dahin bringen, ihr diese Erleichterung zu gewähren, die er übrigens durch seine Begleitung vergällte. Die Cur mußte im Frühjahr wiederholt werden, aber der stete Anblick ihres Peinigers vereitelte bei der Prinzessin alle gute Wirkungen des Bades. Der Arzt sah dieß ein, und fiel auf den Ausweg, eine Molkenkur in den Gebirgen

zu verordnen. Sie wurde nach Mignovillard, eine Tagereise von Lons-le-Saunier, zwischen dem Jura und Mont d'Or gethan, und unter die Aufsicht einer alten Bäuerin gestellt. Das Dorf liegt auf dem Gipfel eines geräumigen Felsen, von großen Triften und ungeheuren Lerchenwaldungen umgeben. Es giebt dort weder Gemüse noch Obst, man hat nur ein sehr grobes Brot. Aber Milch, Butter und Käse sind vortrefflich, der Honig unvergleichlich. Da die Prinzessin das geräucherte Hammelfleisch nicht genießen konnte, welches ein Lieblingsgericht der Einwohner ist, so gab man ihr eine Flinte, um sich Becassinen oder Wachteln zu schießen. Da sie jene nicht in ihren Sümpfen aufsuchen wollte, so belustigte sie sich mit der Wachteljagd, und versah gewöhnlich den ganzen Flecken mit ihrem Wildpret. Zugleich gewann sie damit Gelegenheit, mit Muße auf ihre Entweichung zu denken, und die Wege zu derselben auszuspähn. In dem Maaße, als ihre Gesundheit sich stärkte, wurden diese Gedanken in ihr lebendiger. Sie gewöhnte ihre Wächterin daran, daß sie vor ihrem Morgenbade einen kleinen Spatziergang machte; jedoch durfte dieß nicht anders geschehn, als im Bademantel und in Pantoffeln, und die Alte mußte ihre übrigen Kleider, ihre Ringe, ihre Uhr und selbst ihr Schnupftuch unter den Augen behalten. Bemerkte sie zufällig an der Prinzessin ein ordentliches Kleid oder eine Beschuhung, mit welcher allenfalls ein Weg zu machen war, so trieb sie dieselbe zurück, wie einen Galeerensclaven, der entlaufen will, und den man in den Bagno zurückführt.

Zwey Gelegenheiten indeß bewirkten, daß die Wächterin ihre strenge Aufsicht milderte. Einmal war die Prinzessin auf der Jagd von den Begleitern abgekommen, die ihr gewöhnlich mitgegeben wurden, und hatte sich freiwillig wieder zu ihnen gefunden, ohne daß sie davon bei ihrer Alten ein Wort erwähnte; wogegen die Erzählungen ihrer Genossen desto nachdrücklichere Wirkung machten: und ein andermal hatte sie sich auf dem Wege durch die Wiesen nach dem Walde hin vergessen. Die Schönheit des Tags und der Jahreszeit, das Grün des Rasens und der Schmelz der Blumen, die Masse von Ranunkeln, Veilchen und wilden Nelken, ihr süßer Duft, die ruhenden Heerden, die hüpfenden Lämmer, der Gesang der Waldvögel: diese Reizungen alle hatten sie in solch eine süße Träumerei gewiegt, daß sie die Stunde ihres Bades ganz versäumt hatte. Da sie aber die Alte ganz ruhig auf einem Raine sitzen fand, zeigte sie sich damit begnügt und führte sie freundlich in das Haus zurück. Somit zu größerer Sicherheit gelangt, unternahm jetzt die Prinzessin gleich am andern Tage ihre Flucht. Sie band sich ein Taschentuch wie einen Gürtel um den Leib, und versteckte darin die theuren Bildnisse ihrer Aeltern, sammt dem, was sie noch an kleinen Kostbarkeiten hatte; legte einen einzigen Rock und ihren Bademantel an. Geld hatte sie nicht, sie hatte berechnet, daß sie in mindestens zwey Stunden an's Ende des Lerchenwaldes gelangen müßte, dessen größerer Theil Schweizergebiet war. Dort konnte sie in jeder Hütte Schutz finden, und dachte sich an den Gouverneur von Genf zu wenden. Mit

einem Buche in der Hand trat sie wie lesend aus der Thüre; sie hatte einen Bleistift, einige Blätter Papier und Oblaten hineingesteckt. Der Aufseherin fällt es ein, das Buch sehn zu wollen: der Flüchtling bebt bis in die tiefste Seele; doch hatte sie ihre Sachen gut eingerichtet. Sie zeigte der Alten den Titel, es war ein Band des Emil. Etwas außer Fassung gebracht, stieg sie nun die Treppe hinunter, und da sie unterdeß bemerkt hatte, daß ihr weiblicher Argus seine Augen nach ihrem Fußwerke gerichtet, welches der Bademantel verdeckte, trug sie Sorge diesen wie unabsichtlich ein wenig zu erheben, so daß die Alte sehn konnte, daß sie nur ein Paar ziemlich alte Hausschuhe anhatte, eine Vorsichtsmaaßregel, die zwar den Verdacht eines Unternehmens ablenkte, die arme Prinzessin selbst aber in die größte Bedrängniß brachte. Anfangs schritt sie langsam vorwärts, die Augen auf das Buch geheftet, ohne daß es ihr jedoch in der Beklommenheit ihres Herzens möglich war, auch nur eine Zeile zu lesen. Die Buchstaben flimmerten vor ihren Augen. Kaum aber war sie aus den Blicken der Späherin, als sie im Fluge dem Lerchenwalde zustürzte. Hier war der Boden mit feinem scharfen Kiese bedeckt; bald waren ihre alten Schuhe in Fetzen, sie verletzte sich die Sohlen. Ihre linke Ferse ging auf, und das Blut entströmte ihr in solcher Fülle, daß sie Halt machen mußte. Vergeblich sah sie sich nach einem Blatte um, es darauf zu legen; sie mußte ein Stück ihres Schnupftuches abreißen. So schleppte sie sich weiter; jeder Schritt war mit ihrem Blute bezeichnet. Mit diesem Unfalle beschäftigt, rastet

sie einen Augenblick, um sich zu orientiren. Sie glaubt den Nordost offen zu sehn, sie glaubt das Blinken eines fernen Wasserfalls zu bemerken, lenkt ihren Fuß nach dieser Seite, und anstatt die Schweizerstraße einzuschlagen, geräth sie auf die des Jura gegen eine Höhe hin, an deren Fuße sich eine Wiese zeigt. Niemand war zu hören, noch zu sehn: es war eine Gegend des Waldes, welche wegen der sich da häufig zeigenden Bären vermieden, oder nur mit großer Vorsicht betreten zu werden pflegte. Unterdeß empfing auch der rechte Fuß der Prinzessin eine Wunde mit solcher Heftigkeit, daß sie nahe daran war, das Bewußtseyn zu verlieren. Sie stützte sich an einen Baum: unterdeß ermuthigt sie der Anblick der Wiese, als wäre sie das gelobte Land, und sie thut noch einige Schritte, aus beyden Fersen jämmerlich blutend. Sie kann nicht mehr; der sich in ihre Wunden einschiebende Kies macht ihr unerträgliche Schmerzen, sie wirft sich an dem Fuße eines bemoosten Felsen hin. Auf der entgegengesetzten Seite war eine tiefe Höhle, die sie nicht bemerken konnte. Sie knüpft ein Mousselintuch, das sie um den Kopf geschlagen hat, los, zerreißt es, und verbindet ihre Wunden; der Saum ihres Bademantels, den sie abreißt, dient ihr zur Schleife. Der Schmerz, welchen sie bei Reinigung ihrer Füße von dem Sande empfindet, ist so stechend, daß sie gar nicht darauf achtet, wie sie sich an den Haaren gezupft fühlt. Ihr Kamm war ihr mit den Haaren auf den Nacken gefallen, so daß sie das Ziehen der Haare diesem Umstande zuschrieb. Sie war vor Hunger, von der Länge und Eile ihres Weges,

vom Blutverluste so erschöpft, daß sie sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Sie lehnte sich an einen alten Stamm, der in die Ritzen des Felsen eingewurzelt war. Sie hofft wieder so weit zu sich zu kommen, um ihren Weg bis zu der Ebene fortsetzen zu können. Immer wieder fühlt sie etwas in ihren Haaren, sie denkt sich, es sey die schrundige Rinde des Baumes, welche sie hält. Sie war so müde, daß sie die Hand nicht regen mogte, sie loszumachen. Auf einmal hört sie schreien, und den Schall eines Glöckchens. Sie sieht in der Ferne zwey Menschen, die heftige Gebehrden machen. Sie versteht davon nichts, sie ist nur betroffen, ob es nicht Aussendlinge ihrer Hüterin seyen; sie bleibt in ihrer Lage unbeweglich sitzen. Sie sieht die Leute auf sich zueilen: unterdeß fühlt sie einen heißen Hauch an ihrem linken Ohre, ein scharfer Dunst läßt sich spüren, und eine Wolke von Dampf zieht vor ihrem Auge vorbei. Sie wendet das Haupt: ihre Wange begegnet der Schnauze eines ungeheuren Thieres. Das Blut erstarrt ihr in den Adern zu Eis; es war ein Bär. Diese Thiere spielen und schmeicheln eine Zeitlang mit ihrem Opfer, und lassen es dann erst ihren Zahn fühlen, wenn es Miene macht, zu entfliehen. Die beyden Männer waren Hirten, sie hatten ihr zugerufen, sich nicht zu regen, allein sie hatte ihr Patois nicht verstehn können. Der Bär floh vor ihrem Geschrei und ihren Glöckchen: sie selbst trugen die Prinzessin in das Dorf zurück, woraus sie entflohn war. Eine Belohnung, die sie ihnen mit einem Crayon von Gold und einem kleinen Diamanten, den

sie am Finger trug, reichen wollte, nahmen sie durchaus nicht an.

Nach diesem unglücklich abgelaufenen Versuche, ihr Schicksal zu ändern, ward die Prinzessin ungesäumt nach Lons - le - Saunier zurückgebracht. Die Widerwärtigkeiten, welche sie dort neuerdings zu erdulden hatte, wurden ihr durch die Freundschaft einer würdigen Frau, Madame Charve, in etwas erleichtert. Dieselbe billigte ihren Entschluß, einen ehrenvollen Zufluchtsort in einem Kloster zu suchen. Herr B. wollte davon nichts wissen, bevor ihm die Prinzessin nicht einen Erben gegeben habe. Es war nach ihrer Bemerkung das erstemal seit langer Zeit, daß sie eine Veranlassung hatte, laut aufzulachen. Als B. diesen Angriff scheitern sah, schützte er vor: nur Frauen von schlechter Aufführung würden von ihren Männern in's Kloster gethan; man werde sie dort nur verachten. Um ihr anderweitig beizukommen, und ihren Eigensinn, wie er es nannte, zu demüthigen, hetzte Herr B. alle Welt gegen seine prätendirte Gattin auf. Man kannte zwar ihre Verhältnisse, glaubte aber, sie sey verungnadet, desavouirt, und hielt nun ihr Widerstreben gegen den Gatten für eheliche Empörung. Die Priester mischten sich in das Spiel, man strich sie aus dem Vereine der frommen Hausfrauen, dem sie vorgestanden hatte. Herr B. ging, wenn wir der Verfasserin glauben dürfen, in der Niederträchtigkeit so weit, daß er einen seiner Spießgesellen anstiftete, um die Prinzessin verführen zu lassen. Dieser aber stellte seine Sache so plump an, daß er in dem Augenblicke, da er dieselbe beim Nachhausegehn

aus einer Gesellschaft zur Treppe hinaufführte, ihr eine Liebeserklärung that, welche die junge Dame, ihrer Behauptung nach, mit einer derben Ohrfeige beantwortete. Herr B. der dicht hinter ihnen ging, sah dieß mit an, ohne sich zu rühren, noch auch die Vertraulichkeit mit diesem Menschen aufzugeben, was denn freilich noch deutlicher bewies, daß sie mit einander einverstanden waren. Ein andermal sah ein Ludwigsritter, Officier vom Regiment der Königin, die Prinzessin über die Straße nach dem Hospitale eilen, um nach einigen Kranken zu sehn, die nach ihr geschickt hatten: der Officier glaubte, sie wolle ihrem Gatten entfliehn, und hielt sie mit seinem Stocke an. Sie sprang in das Haus des Herrn Charve, um sich einen Degen zu holen, und diesen Schimpf in einem Zweykampfe zu rächen: allein ihr Muth war vergeblich, denn als sie zurückkam, war der Officier verschwunden, und ließ sich die ganze Zeit, die sie noch in Lons-le-Saunier blieb, nicht wieder vor ihr sehn.

Herrn B. welcher alle seine Bemühungen, die Prinzessin in jedem Sinne als seine Gattin zu gewinnen, gescheitert sah, scheint sie zuletzt nur noch um des Genusses ihres Eingebrachten willen bei sich behalten zu haben. Jene unbekannte Hand, welche sie aus dem Range einer anerkannten Fürstin zu dem Loose einer Procuratorsfrau herabgestoßen, hatte ihr eine Mitgift von 20000, und eine lebenslängliche Rente von 2000 Livres ausgeworfen. Diese suchte Herr B. ihr abzugewinnen, und heuchlerisch brachte es ein Freund desselben, Advocat Evrard, dahin, daß die Prinzessin sich mit der von B. nicht unterzeichneten Abschrift einer Acte

begnügte, durch welche ihr 1200 Livres in einem Kloster zu verzehren zugesagt wurden. Sie war nur froh, von den ihr so drückenden Banden los zu kommen, und nachdem sie noch auf jede Art durch kleinliche Kränkungen von ihrem Gatten chikanirt worden war, reiste sie erleichtertes Herzens in Begleitung des Herrn Evrard nach Chalons-sur-Saône ab, um sich in das Marienkloster zu begeben, wo sie in den ersten Zeiten ihrer Verstoßung Aufnahme gefunden hatte. Wie groß aber war ihr Erstaunen und ihr Schmerz, als sich die Pforten dieses Asyles vor ihr schlossen; als man ihr zu verstehen gab, einflußreiche Feinde haben den Bischoff vermogt, ihr den Eintritt in dieses Kloster zu untersagen! Herr Evrard schlug ihr vor, mit ihm nach Lons-le-Saunier in sein Haus umzukehren, bis anderswo eine Unterkunft für sie ausgemittelt wäre. Dieß geschah: allein vergeblich wurde in die Nachbarschaft der drei nächsten Provinzen geschrieben; überall schien man mit Herrn B. einverstanden, um die unwillige Gattin gewaltsam in sein Haus zurückzunöthigen. In diesen Bekümmernissen verschaffte Madame Charve der Verfolgten einige Erholung auf ihrem Landhause. Endlich hatte Herr B. derselben einen Aufenthalt im Kloster der Visitandinen zu Gray in Franche-Comté ausgemacht; sie wußte nicht, daß die Priorin dessen Verwandte war! Sie reiste im Juny 1786 dahin ab, nachdem sie Herr B. noch beim Einsteigen mit einer niedrigen Beschuldigung, als habe sie eine silberne Gabel zu viel mitgenommen, aufgehalten, und durch eine ungezogene Durchsuchung ihrer Effekten bis auf die Kleider, die sie

am Leibe trug, dem Aufsehen der Menge Preis gegeben. Die Aufnahme im Kloster verkündete nichts Erfreulicheres. Mit einem boshaften Lächeln wurde sie von der Aebtissin empfangen, mußte sich von Kopf zu Füßen mustern und messen lassen, sich sogar auf dem Absatze herumdrehen, um auch von hinten genau betrachtet zu werden, und empfing dann mit dem Mädchen, das sie mitgebracht hatte, eine Zelle, welche nicht einmal für eine einzige Person groß genug war. Als sie sich darüber beschwerte, wies man ihr einen Käfig neben der Antauche zu, welcher vor Feuchtigkeit und pestartigem Geruche unerträglich zu bewohnen war. Der Ofen, durch dessen Wärme sie ihren Aufenthalt wenigstens trocken zu bekommen hoffte, roch, und machte die Luft noch schlimmer. Sie will herausgehn, wie die andern Kostgängerinnen, um wenigstens frische Luft zu schöpfen, man hält sie an der Thüre zurück. Sie fragt nach der Ursache einer solchen Ausnahme, die man mit ihr machen will: Die andern sind frei, und Sie sind es nicht! Wie kommt dieß? Unsre Befehle gestatten uns nicht, Ihnen hierüber Rechenschaft zu geben! So mußte sie sich in Geduld fügen; ihre Begleiterin verließ sie. Es blieb ihr nichts übrig, als sich nach der Regel und den Uebungen der Nonnen zu bequemen, ihnen in's Chor zu folgen, und in Vergleichung mit ihrem Zustande bei Herrn B. fand sie allmählich ihren jetzigen leidlich.

Nur ein einzigesmal in dem Zeitraume von zwey Jahren verließ sie diesen neuen Kerker, um ein Gelübde in der Kirche Notre-Dame de Gray in einiger Entfer-

nung von der Stadt zu verrichten, was ihr die Aebtissin nicht wohl versagen konnte. Sie hörte in den Straßen hinter sich flüstern: das ist die Schwester des Fürsten Conti. Die Schwester des Fürsten Conti, die man so streng in St. Maria bewacht. Was hat sie nur gethan, daß man sie so behandelt?

Ihre Gesundheit ward von dem üblen Aufenthalte sehr angegriffen, und selbst die Bitten des Arztes vermogten die Priorin nicht, ihr eine zuträglichere Wohnung anzuweisen. Die Nonnen faßten lebhafte Theilnahme für sie; jeden Morgen legten sie ihr Früchte und Blumen vor die Thüre ihrer Zelle, auch verschafften sie ihr trinkbares Wasser, denn man reichte ihr gewöhnlich nur abgestandenen Regen aus einer Cisterne. Eine Kostgängerin, Schwester Rosalie aus dem Elisabethenkloster zu Paris, setzte es durch, daß die Prinzessin den Tag über in ihrer geräumigen und gesunden Zelle zubringen durfte; nur die Nacht schloß man sie wieder in ihr dumpfiges Loch zur Gesellschaft von Kröten und Eidechsen, die über ihr Bett krochen und es verunreinigten. Ja, es fanden sich unter den jüngeren Kostgängerinnen leichtsinnige und verschrobene Geschöpfe, die ihres Unglücks spotteten, sie mit ihrer Verwandtschaft zur königlichen Familie aufzogen, und aller Art unzarten Scherz gegen sie trieben. Von Lons-le-Saunier aus setzte Herr Evrard ihr zu, sich mit ihrem beleidigten Gatten, wie er ihn bezeichnete, zu versöhnen, und als sie auf eine Auseinandersetzung ihrer Sache durch die Gerichte drang, bedrohte er sie mit der Beredtsamkeit des berühmten Vernier, welcher ganz im Interesse des

Herrn B. sey. Ja, dieser nachmalige Deputirte des Convents schrieb selbst an sie, um sie zur Rückkehr zu vermögen; da er jedoch zugleich etwas einfließen ließ, daß Herr B. geneigt seyn könne, in eine Vertauschung dieses Klosters mit irgend einem andern, wo er nicht compromittirt werde, zu willigen, so gab die Prinzessin zu erkennen, sie wünsche nach Chateau-Vilain in der Champagne gebracht zu werden. Dieß entsprach Herrn B's Absichten nicht. Man machte langwierige und illusorische Ausflüchte. Da brach ihr die Geduld; sie drohte der Priorin, sich zu Tode zu hungern, wenn sie nicht binnen drei Tagen frei gegeben werde. Sey es, daß die Priorin von den Vorwürfen, die ihr die Gefangene gemacht hatte, erweicht worden, sey es, daß sie besorgte, dieselbe mögte ihre Drohungen wahr machen, und durch einen Selbstmord sie und ihr Kloster in schwere Verantwortung bringen, sey es, daß endlich auch die Vorstellungen der Nonnen sie zu diesem Schritte vermogten: genug, die Riegel dieses Kerkers thaten sich auf, und ließen die Prinzessin ungehindert, und ohne daß man erst Instruktionen von Herrn B. eingeholt hätte, davonziehen *).

*) Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß ohne Zweifel in der Darstellung dieses Klosteraufenthaltes, wie in der ganzen Erzählung, welche Stephanie Luise von ihren Leiden macht, manches von ihr romanhaft übertrieben ist; wir wollten indeß, da hier Wahrheit und Dichtung, wie im Leben des Edelsten selbst, nicht leicht zu sondern seyn mögten, das ursprüngliche Colorit nicht verwischen, und haben überhaupt nur geradezu kleinliche und an das Läppische anstreifende Einzel-

Bleich, abgezehrt, seit funfzehn Monaten an einem schleichenden Fieber krank, verließ die Prinzessin das Kloster zu Gray; man mußte Matrazen in eine Sänfte breiten, und sie reiste liegend. Aber der Anblick der Sonnenstrahlen, des blauen Himmels, der grünen Erde, der Gewässer, der Felder, Auen, Weinberge und Bäume, der Gesang der Vögel, der Eindruck der freien, lieblichen Natur erquickten, bezauberten sie. Sie ließ sich nach der königlichen Abtei von Meaux bringen, wo Frau von Lenthillac, die Aebtissin, sie sehr gütig aufnahm. Vergebens suchte sie Herr B. der über die Priorin von Gray und ihre Nachgiebigkeit außer sich war, zurückzufordern. Der Direktor des Klosters, mit welchem die Prinzessin über ihr ganzes Verhältniß zu Rathe ging, fand, da sie auf einen falschen Taufschein unter dem Namen einer Tochter der Frau Delorme getraut worden, es sey vor allem nöthig, die Taufhandlung an ihr zu verrichten oder zu wiederholen, damit ihr Stand als Christin zu allererst außer Zweifel gestellt werde. Hierüber ward eine Begutachtung der Sorbonne eingeholt, welche der Meinung des Direktors war, und um nunmehr mit dem Erzbischoff zu

---

heiten auf Seiten gelassen. Es wird aber jeder Billige begreifen, wie aus den vielfachen Drangsalen, denen doch ohne allen Zweifel das arme Mädchen Preis gegeben war, sich ein ekstatischer Zustand erzeugen mußte, in dem die vorherrschende Idee ihrer Seele, die Verwandtschaft mit der königlichen Familie, von der sie ausgestoßen war, sie wohl zu manchem Auffallenden, ja Absurden verleiten mogte.

Paris das Weitere zu verabreden, reiste die Prinzessin gegen Ostern 1788 nach dieser Hauptstadt ab, und nahm ihr Quartier in der Abtei St. Antoine. Nachdem sie hier alle Vorbereitungen zu ihrer Taufe abgewartet, fand sie es für nöthig, eine Uebersicht ihrer Abenteuer und eine Anzeige des beabsichtigten Schrittes ihrer Taufe an ihren Bruder, den Fürsten von Conti, abzufertigen, der ihr indeß nach Verfluß von zwölf Tagen erst auf wiederholtes Andringen folgende frostige Antwort ertheilte: Den 23 July 1788. Madame! Ich habe den Brief empfangen, den Sie mir die Ehre erzeigt haben, mir zu schreiben. Da die kurze Zeit, die ich in Paris bleibe, immer den Geschäften gewidmet ist, und mir nicht gestattet, Sie aufzusuchen, so bitte ich Sie, mir zu eröffnen, worin ich Ihnen dienen kann. Ich habe die Ehre u. s. w. L. F. J. (Ludwig Franz Joseph) von Bourbon. Die Prinzessin erwiederte zwar auf der Stelle, sie wünsche eine Unterredung mit ihm; allein seine Antwort war noch weniger befriedigend: Madame! Da ich kein Mittel sehe, Ihnen wesentlich zu dienen, glaube ich Ihnen die Briefe zurücksenden zu müssen, mit welchen Sie mich beehrt haben. Ich bin mit Hochachtung u. s. w. Es ist unbegreiflich, daß die Prinzessin die Entschiedenheit ihres Bruders, von ihr keine Notiz nehmen zu wollen, nicht einsah, oder nicht einsehn wollte. Sie bestürmte ihn unausgesetzt mit neuen Bothschaften, ohne je auch nur die mindeste Aenderung in seiner Gesinnung bewirken zu können, und als sie ihm zuletzt erklärt hatte, sie sehe sich genöthigt, ihre Anerkennung seinerseits gerichtlich zu

bewirken, fertigte er ihren Lakaien mit einer bloßen mündlichen Erwiederung ab.

Die Auferstehung der Prinzessin, welche man in der Welt für todt gehalten, konnte natürlich niemandem ungelegener kommen, als ihrem Bruder, und es war nur zu deutlich, so wenig sich die Unglückliche dessen überreden konnte, daß er auch jetzt alle Minen springen ließ, um ihren Ansprüchen entgegenzutreten, und sie vor der Welt als eine heimathlose Abentheurerin darzustellen. Die ersten Wirkungen seiner Feindseligkeit empfand sie bei ihrer Taufe, die am 7 October 1788 statt fand, und wo die Freundschaft der Frau von Lenthillac, welche die Pathenstelle, einer früheren Verabredung gemäß, hatte vertreten müssen, schon so erkaltet war, daß sie die Prinzessin nicht einmal zur Mittagstafel zog. Unter solchen Umständen gingen der Auferstandenen ihre Tage ziemlich einsam, und während des harten Winters von 1788 auf 1789 unter mancher herben Entbehrung in einem Mansardzimmerchen des St. Antoniusklosters hin, als sie einen Brief von der Aebtissin zu Chateau Vilain bekam, die ihr meldete, sie sey von ihrer verlassenen Lage unterrichtet worden, und wolle ihr ihre Nichte senden, um sie zu pflegen, und ihr bis auf bessere Zeiten Gesellschaft zu leisten. Dieses junge siebenzehnjährige Mädchen kam den 14 July 1789 in Paris an, blaß, zitternd, außer sich. Sie hatte durch die ungeheure Volksmenge, durch die Musketen und Kanonen hindurch ziehn müssen, welche an diesem Tage vor die Bastille rückten. Sie weinte, sie erzählte, was sie gesehn, als der Donner der Kanonen

von der Bastille her erscholl, und die Kugeln nach der Zelle der Prinzessin heranflogen. Der Schrecken der jungen Person erreichte seine Höhe; während der Pausen erzählte sie von den Drohungen, die sie gegen die Prinzen hatte ausstoßen hören. Die Prinzessin konnte sich nicht länger halten, sie legte ein altes Reitkleid an und war auf der Straße. Man giebt ihr eine Cokarde, eine Flinte mit Bajonet und Patronen, und zieht sie in eine Kneipe. Hier hört sie den Namen ihres Bruders nennen und Worte über ihn fallen, die sie um dessen Leben besorgt machen. Sie schleicht sich davon, kehrt in die Abtei zurück, zieht ihre weiblichen Kleider wieder an, und reißt sich mit Gewalt aus den sie zurückhaltenden Armen der Klosterdamen los. Sie kommt gegen drei Uhr mitten durch das Feuer der Bastille; sie gelangt zum Hotel des Fürsten, mit Blut bedeckt. Sie war krank, sie hatte sich über ihre Kräfte angestrengt, sie sank ohne Bewußtseyn nieder. Als sie wieder zu sich kommt, fragt sie nach ihrem Bruder: er ist nicht da, sagt der Schweizer. Sie kritzelt mit zitternder Hand einige Zeilen auf ein Papier, um ihm eine Freistatt in ihrer Zelle anzubieten; unter vielen Gefahren gelangt sie in ihr Kloster zurück, sucht ein Lager zurechtzumachen, wo er von jedermann unbemerkt eine Zuflucht hätte finden können. Es war in seiner Lage wohl sehr natürlich, daß er nicht kam! Des andern Tags trug sie eine neue Aufforderung an ihn persönlich in seinen Pallast: sie fand den Schweizer eben so zurückhaltend wie gestern; doch bemerkte sie, daß ihm selbst über das mögliche Geschick seines Herrn die Thränen

in die Augen traten. Auf dem Rückwege hatte sie den wilden Haufen, der mit aufgespießten Köpfen und blutigen Messern durch die Straßen tobte, zu durchschneiden.

Die Noth der Prinzessin nahm unterdeß überhand: sie war leidend; sie hatte kein Geld, um sich Arzneien zu kaufen; die Aerzte bedrohten sie mit einer fürchterlichen Operation, welche die Verwahrlosung ihrer Gesundheitsumstände nöthig zu machen schien. Alle Versuche, durch ihre Schwägerin, durch den Duc de Penthievre, durch die Herzogin von Orleans, sich eine Erleichterung ihrer Lage zu verschaffen, waren fruchtlos geblieben. Sie faßte sich Muth und ließ sich nach Versailles schleppen. Der erste, welcher ihr begegnete, war der Herzog von Orleans, damals (es war der 20 August 1789) in der Blüthe der Volksgunst. Sie hatte ihm einst als Kind Verzeihung für einen großen Fehltritt bei seinem Vater ausgewirkt. Er erkannte sie an ihrem blauen Bande und ihrem Medaillon, ging auf sie zu, erinnerte sich der alten Zeiten, und erzählte nachher vor jedermann in der Nationalversammlung, er habe mit seiner Cousine gesprochen. Sie gelangte in das Schloß, und ließ Monsieur, Bruder des Königs, ein Memorial überreichen, worin sie zunächst bat, ihr die Rückstände ihrer lebenslänglichen Rente auszahlen zu lassen. Mit augenblicklicher Anweisung zu Erfüllung dieses bescheidnen Gesuchs kehrte sie in ihr Kloster zurück. Indeß reichte das Geld kaum, ihre Schulden zu bezahlen, und ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Sie mußte darauf denken, sich abermals bei Hofe zu zeigen. Indem erhielt sie einen Brief

von dem Duc de Villeroi, wenn sie die letzten Seufzer ihres mütterlichen Großvaters empfangen wolle, möge sie keinen Augenblick verlieren. Sie steigt in den Wagen, sie kommt an: so eben war er verschieden. Zwey Stunden früher, und ihr Geschick hätte augenblicklich eine sehr erwünschte Wendung nehmen können. Jetzt schrieb sie an den König: Sire! Das Blut Ihrer Ahnen rollt in meinen Adern. Ihro Majestät wird mich nicht verschmachten lassen. Der Marschall Herzog von D. mein Großvater mütterlicher Seite, läßt beträchtliche Pensionen zurück, deren geringster Theil, seiner unglücklichen Enkelin zugewiesen, ihr in diesem Augenblicke eine unschätzbare Hülfsquelle seyn würde. Madame Elisabeth hatte von der Wiedererscheinung der Prinzessin gehört, sie erinnerte sich ihrer glücklichen Jugend. Sie ließ die alte Spielgenossin kommen, sie schwelgten im Genuß der vergangenen Zeiten. Monsieur sandte ihr seine eignen Aerzte, wieß ihr eine anständige Wohnung im Pavillon der königlichen Abtei zu Val de Grace an. Der König hatte beim Lever zum Fürsten von Conti gesagt: Herr Fürst von Conti, Sie haben eine Schwester; Sie sprechen ja nicht von ihr? Wie hat sie sich wiedergefunden? Der Fürst griff nach seiner Tasche, und sagte: Sire, ich habe so eben von der Frau Gräfin von Mont-Cair-Zain einen Brief empfangen. Der König antwortete: ich weiß es, ich besitze ihn in Abschrift. Es war der, worinne die Prinzessin ihre Rechte noch einmal auseinandersetzte und auf den Ausspruch der Gerichtsbehörden compromittirte. Sie hatte die Copie desselben ihrem Schreiben an den

König beigelegt, und dieser hatte nach den Gesetzen einen Familienrath unter dem Vorsitze von Monsieur ernannt, um die Sache zunächst zu einer gütlichen Ausgleichung zu führen. Der König hatte fortgefahren, und sich an einen seiner ersten Kammerherren mit den Worten gewendet: Sie kommen auch ein wenig mit hinein, Herr von **, denn die Frau Herzogin von M** war ihre Mutter.

Jener Familienrath vermogte nicht den Fürsten von Conti zu friedlichen Herbeilassungen zu bewegen. Die Sache wurde dem Gerichtshofe der Abtei zu St. Germain übertragen, und dieser wies unter dem 11 May 1791 die Klage der Prinzessin auf Alimentation von Seiten des Hauses Conti unter dem Vorwande ab, daß dieselbe keine Einwilligung dazu von Seiten ihres angetrauten Gatten beigebracht habe. Hier war wohl die Hand des Fürsten Conti, welcher durch Chikanen die Sache hinhalten wollte, nicht zu verkennen. Uebler aber noch wurde die Lage der Prinzessin, als die Flucht des 21 Juny und die Gefangennehmung zu Varennes den König seiner Freiheit beraubte. Jetzt war es schwer, mit Sr. Majestät in solch einer Privatsache zu verkehren. Indeß, um die Finten und Fechterstreiche der Parthei ihres Bruders zu vereiteln, entschloß sie sich, eine Nullitätsklage in Hinsicht ihrer Ehe mit Herrn B. zu erheben. Sie reiste trotz der Aufregung des Volkes wider alle Glieder des Hauses Bourbon nach Louhans, Departement der Saône und Loire. Aber der Einfluß der Corruption zeigte sich auch hier: trotz der für eine gesunde Beurtheilung (wenigstens nach Ansicht der Prinzessin) unzweifelhaften Lage der Sachen,

da man die Prinzessin unter einem ganz falschen Namen verheirathet hatte, da die Ehe niemals vollzogen war; troß der talentvollen Vertheidigung ihres Anwaltes, des Herrn Thilorier, ward den 19 December 1791 diese Ehe für gültig erklärt.

Die Prinzessin eilte nach Paris zurück. Ungeachtet seiner beklommenen Lage nahm der König lebhaften Antheil an ihrem Loose. Er äußerte seine höchste Mißbilligung über den Bescheid des Gerichtshofes zu Louhans, und sprach die Anerkennung der Prinzessin und ihre Legitimation feierlich aus. Sie bewies dagegen die rührendste Anhänglichkeit an sein Schicksal, indem sie sich täglich auf der Reitbahn und in den Waffen übte, und an dem verhängnißvollen Tage des 20 Juny 1792 stellte sie sich muthvoll unter seine Vertheidiger. Dieß Betragen verschaffte ihr in den ersten Tagen des August eine persönliche Audienz bei dem Monarchen; der Minister Laporte erhielt den Auftrag, ihr eine Pension von 12000 Livres auf die Civilliste anzuweisen; wenige Tage darauf erhielt sie eine weitre Ausfertigung auf 25000 Livres, mit Uebertragung der Oberintendanz des Hauses der Königin an die Stelle der ermordeten Prinzessin von Lamballe; so daß ihre Apanage sich jeßt auf 37000 Livres belief. Allein der unglückliche zehnte August vernichtete diese schönen Aussichten. Die Prinzessin fand auch an diesem Tage sich unter den Vertheidigern der Tuilerien ein, und verließ den König nicht eher, als bis er zu dem gesetzgebenden Cörper gelangt war. Jeßt war auch für sie Paris kein sicherer Aufenthalt mehr; sie floh mit einem

treuen Diener, Namens Aly, nach dem Schlosse des Herrn Jaquet bei Orleans. Dieser selbst empfing sie mit våterlicher Freundschaft; allein er mußte nach Paris, um seiner Schwester Beistand zu leisten. Die revolutionåren Banden, Friede den Hütten und Krieg den Pallåsten predigend, kamen auch nach les Ruées, Herrn Jaquets Schlosse. Die Prinzessin floh mit ihrem getreuen Aly in die Wålder von Orleans, wo sie eine geraume Zeit in der dicksten Wildniß verborgen lebten, und sich von Fröschen und Wurzeln nåhrten. Unterdeß wurde das Schloß mehrmals geplündert und rein ausgeleert: seit es wüst stand, wagten sich die Flüchtlinge wieder hinein. Allein die Prinzessin hatte keine Ruhe; das Schicksal der königlichen Familie ging ihr an's Herz, sie wünschte deren Gefangenschaft in dem Tempel zu theilen. Den 12 November 1792 ging sie wieder nach Paris; ihr Verlangen aber wurde nicht erfüllt. Die Bedrångniß nöthigte sie, ihre Anweisungen von Ludwig XVI bei Herrn Henry, Zahlmeister der Civilliste, und Clavière, Minister der öffentlichen Auflagen, vorzuzeigen: die Aufnahme war über ihre Erwartung gütig, sie erhielt eine abschlågige Zahlung. Außerdem beruhigte sie der Minister Clavière in Bezug auf ihre Scheinheirath, und rieth ihr, zufolge des Gesetzes vom 22 September 1792 die Scheidung nachzusuchen. Er werde hierauf ein Decret zu Auszahlung ihrer Pensionen zu erlangen trachten, denn sie seyen eine Schuld des Staates.

Mit Schrecken dachte die Prinzessin an die Nothwendigkeit nach Lons-le-Saunier zurückzukehren: sie

versah sich wenig Gutes. Ihr guter Aly weinte, und wollte durchaus nicht von ihr weichen. Er wollte ihr umsonst dienen, sie durch seiner Hände Arbeit zu erhalten suchen. Sie fühlte zu zart, um solch ein Opfer anzunehmen, und suchte ihm anderswo eine Stelle zu verschaffen. Vor dem Augenblicke der Abreise bebte sie, und in einem wahren Fieberschauer stieg sie Nachts den 6 April 1793 in den Wagen. Zu Chalons erklärte man ihr, daß ein Decret des Convents gebiete, alle Mitglieder der Familie Bourbon zu verhaften. Da sie sich unwohl fühlte, brachte man sie in das Armenspital, wo indeß das Mitleid einiger frommen Schwestern ihr so gute Pflege angedeihen ließ, daß sie trotz der Todesgedanken, mit denen sie sich beschäftigte, genas. Die Aerzte und Krankenwärterinnen schafften ihr Gelegenheit zu entschlüpfen, um nicht in das Gefängniß wandern zu müssen. Sie gelangte auf abgelegenen Wegen nach Cousance. Sie hatte schon früher Herrn B. die Hälfte ihres Heirathsgutes anbieten lassen; er hatte aber Lust zu dem Ganzen. Da die Prinzessin sich ihrer vom König zugesicherten Pensionen unter den laufenden Zeitumständen nicht zu getrösten und überdieß namhafte Schulden hatte, so konnte sie nur auf diese Mitgift als etwas Gewisses rechnen. Sie klagte auf Mißbrauch, er auf bösliche Verlassung. So wurden sie von der Municipalität von Cousance von Termin auf Termin hingezogen; es war sichtbar, daß der Bürger B. als guter Sansculotte mehr Unterstützung fand, als ein Glied des Hauses Bourbon.

Den 21 Mai hatte man abermals einen neuen Termin von zwey Monaten anberaumt. Die Prinzessin sah für sich unter diesen Verzögerungen keine Zuflucht als in das Hospital zu Chalons, wohin sie zu Pferde, wie sie gekommen war, durch einsame Waldpfade sich wendete. Da indeß die Vorsteherin des Hauses auf gleiche Weise für sich und ihren Gast Gefahr besorgte, indem die Schrecken des Terrorismus immer noch anwuchsen, so verordneten ihr die Aerzte zu ihrer Gesundheit und Sicherheit die Bäder zu Luxeuil und Plombières. Die Municipalität gab ihr einen Paß unter dem einfachen Namen Stephanie Luise. In Luxeuil traf sie den Schwager des Herrn B. Er machte das Volk gegen sie unruhig, weil sie einen Freund der Freiheit, einen guten Sansculotten verfolge. Die Municipalität suchte sie durch Arrest zu sichern. Nach einigen Tagen wurde dieselbe vom Minister des Innern darüber belobt, und ihr aufgetragen, die Bürgerin Bourbon nicht mehr als die Wirksamkeit einer sanften und väterlichen Aufsicht empfinden zu lassen. Sie brachte es dem Sinne dieser Ordre gemäß nunmehr dahin, daß sie ohne Gensd'armenbegleitung, bloß auf ihr Ehrenwort, ihren Verrichtungen in Cousance nachgehen durfte. Allein bald veränderten sich die Umstände. Härtere Machthaber führten härtere Maasregeln herbei. Die Municipalität in Luxeuil erhielt Befehl, die Prinzessin als Gefangene nach Vesoul, dem Hauptort des Departements, zu liefern. Man wirft sie auf einen Karren und spannt ein des Fahrens ungewohntes Cavalleriepferd davor. An dem großen Berge von Sceaux vor Vesoul geht es durch, der

Wagen stürzt an einem Abgrunde um, das Pferd, durch sein Geschirr gehindert, tobt und schlägt aus, die Prinzessin, mit ihren Beinen zwischen den Rädern hangend, wird geschleift, das Pferd zerstampft ihr die Seite, zerschlägt das linke Knie. In dieser gräßlichen Lage gelingt es ihr (wir geben die Erzählung, wie sie selbst sie giebt), die rechte Hand frei zu gewinnen, sie zieht ein Pistol aus ihrem Gürtel, und streckt das wüthende Thier an den Rand des Abgrundes hin, ehe es sich und sie in denselben hineinreißt. So findet man sie in ihrem Blute; bei ihr einen Brief von Ludwig XVI, in welchem die Worte stehn: Ich empfehle Ihnen meine Tochter! Man schleppt sie auf einem andern Karren, mit offner Hirnschale und zerschmettertem Knie, nach Vesoul, wo man sie beim Abladen für todt hält, und in einer Kneipe auf das Bett eines Stallknechtes wirft. Bald aber zeigen sich Spuren des Lebens: sie wird verbunden, man trepanirt sie. Ehrenvoll und tröstlich ist ihr die Theilnahme vieler angesehenen Einwohner, die sie besuchen und ihren Zustand zu erleichtern streben. Aber sie sieht eine nach der andern von den Trabanten der Volkswuth von ihrem Bette weggerissen und in's Gefängniß geführt: sie selbst, muß sie hören, hat ohnehin nur noch ein Paar Tage zu leben; es lohnt nicht der Mühe, das Beil der heiligen Guillotine an ihrem Halse zu stumpfen.

Die Prinzessin genas indeß auch jetzt wieder, und man entließ sie, den Kopf verbunden, den Arm in der Binde, den linken Fuß, das Knie und das Bein noch geschindelt, mit zwey Krüken, um nach Cousance zu

reisen. Es war im October 1793. Ihr Gegner hätte sich eher des Himmels Einfall als ihre Erscheinung vermuthet. Neuerdings wird sie mit Chicanen hingezogen. Sie kommt auf den Gedanken, sich an den Conventsdeputirten, Herrn Prost, zu wenden, der sich in außerordentlicher Sendung zu Dole, dreizehn Stunden von Lons-le-Saunier, befand. Sie findet einen Mann, dessen barsches Wesen, seine wilde Haltung, Sprache und Gebehrden sie zittern und beben machen. Indem sie ihre Sache mit einiger Wärme vorzutragen bemüht ist, gleiten ihr die Krücken aus, sie stürzt vor seinen Füßen hin, ihre Wunden öffnen sich, ihr Blut rieselt, sie verliert die Besinnung. Beim Erwachen sieht sie sich in einem andern Zimmer; vor ihr liegt ein Rescript, sie liest: Wir gewähren der Bürgerin Bourbon eine Frist von sechs Wochen, um ihre Geschäfte zu besorgen, ohne daß man ihrer Person etwas anhaben soll. So geschehen Dole, den 12 Tag des 2ten Monates. Unterzeichnet Prost.

Obgleich nun dieses Rescript den eigentlichen Punkt, um den es der Prinzessin zu thun war, unberührt ließ, hoffte sie doch von dem Schutze, den ihr durch dasselbe ein so mächtiger Proconsul zusagte, einige Wirkung in ihrer Angelegenheit. Sie präsentirte es dem Nationalcommissair von Lons-le-Saunier, der, nachdem er es, wie ein frommer Muselmann das Buch des Propheten, ehrerbietig an die Lippen gedrückt und gelesen hatte, die bestimmteste Weisung an den Senat von Cousance (so hieß jetzt die Dorfbehörde) erließ, die sogenannte Ehe auf der Stelle zu cassiren, bei Strafe der Absetzung.

Der Senat von Cousance nahm darauf keine Rücksicht. Die Prinzessin kehrt zu dem Commissair nach Lons-le-Saunier zurück: sie fand seine Stimmung verändert. Herr B. hatte bei ihm vorgesprochen. Sie war in der peinlichsten Lage: man erwartete die Guillotine in Lons-le-Saunier; die Mitrailladen in dem nahen Lyon waren im lebhaftesten Gange; man sprach von den guten Gelegenheiten sich aller Verdächtigen zu entledigen. In ihrer Verzweiflung wagt sie es noch einmal, sich dem furchtbaren Deputirten in Dole zu zeigen. Herr Prost hat kaum einen Blick auf das arme todtenblasse Gesicht, auf die Krücken, auf das Papier ihrer Bittschrift geworfen, als er folgende Ordre ausfertigt: Es ist dem Vorsteher des Cantons von Cousance aufgegeben, Angesichts dieses innerhalb drei Tagen der Bürgerin Bourbon Gerechtigkeit zu verschaffen, bei Strafe, als Rebell gegen die Befehle der Volksrepräsentanten belangt zu werden. Der Gemeindeprocurator wird ihm diesen Befehl zustellen. Geschehen Dole, den ersten Frimaire, Jahr 2. Prost, Volksrepräsentant.

Die Prinzessin kommt nach Cousance; der Vorsteher sagt ihr hoffärtig, er habe eine Frist von drei Tagen! Sie verläßt Cousance, erscheint am dritten Tage: es ist drei Uhr Nachmittags. Der Beamte ist noch nicht da. Sie denkt eben darauf, wie sie diese neue Widerspänstigkeit an die Behörde bringen soll, als der Vorsteher erscheint, die Uhr in der Hand, zum Zeichen, daß die völlige Zeit noch nicht abgelaufen ist. Endlich ist die verhängnißvolle Scheidungsacte ausgefertigt, der schwerste Stein fällt der

Armen vom Herzen. Erschöpft, betäubt, im Fieber, kann sie sich kaum auf dem Pferde halten. So kommt sie nach Lons-le-Saunier zurück. Der Wirth will sie nicht beherbergen, aus Furcht, man möge ihn des Mangels an Bürgersinn bezüchtigen. Madame Charve ladet sie auf ihr Landhaus ein, wo sie in Ruhe lebt, bis diese Freundin selbst mit ihrem Gatten in die Kerker der Freiheit wandern muß.

Herr B. indeß hatte seinerseits die Klage auf bösliche Verlassung fortgesetzt: er wurde jedoch abgewiesen, und die einfache Scheidung aufrecht erhalten. Jetzt kam es darauf an, ihm die Mitgift von 20000 Livres zu entreißen: diese konnte die Prinzessin jetzt um so weniger missen, da ihr der Finanzminister Cambon ihre königliche Pension von 37000 Livres mit einem Federstrich entzogen, und auf ein Assignat von 400 Franken reducirt hatte. Hier mußte neuerdings geklagt werden. Zuvörderst aber galt es dazu, von jeder persönlichen Haft, der sie als eine Bourbon unterworfen werden konnte, frei zu werden. Der Deputirte Prost kam (Anfangs 1794) durch Lons-le-Saunier: er hatte der Unglücklichen schon zweymal wesentliche Dienste geleistet. Sie versuchte es zum drittenmale. Sie war so entstellt, daß er ohne ihre Krücken sie nicht wieder gekannt haben würde. Beim Anblicke ihres kläglichen Zustandes milderte sich seine Miene. Sie bat um eine Sicherstellung auf drei Jahre, um ihren Proceß gegen Herrn B. betreiben zu können. Er wollte sehr gern ihr willfahren; so groß aber war noch in dieser Zeit die Behutsamkeit solch eines mächtigen Mannes, zu-

gleich seine und seines Schützlings Sicherheit zu wahren, daß er in seiner Ausfertigung sagte: er gebe ihr eine Frist von drei, mit Auslassung des Hauptbegriffs, so daß er sich auf jeden Fall mit einem Versehen beim Schreiben entschuldigen, und eben so gut sagen konnte, er habe drei Monate, oder drei Decaden, als drei Jahre gemeint.

Jetzt suchte die Prinzessin sich ihr Cambon'sches Assignat von 400 Livres zu verschaffen, welches, da diese Papiere damals neunzig Procent verloren, nicht mehr als 40 Livres werth war. Mit diesem Anfange sollte sie, allein, ohne Beistand, einen Proceß gegen einen boshaften und ränkesüchtigen Procurator beginnen. Sie gerieth, um ihr Fortkommen einigermaßen sicher zu stellen, auf den Ausweg, sich als Lohnschreiber zu etabliren. In einem Zimmer mit Cabinet gleicher Erde schlug sie ihre Bude auf. Meubles hatte sie nicht; einige Ellen grobes Tuch, mit ein Paar großen Nägeln vest gemacht, dienten ihr zum Bette; einige Bretter mußten den Tisch und die Bank abgeben; über der Thür war zu lesen: Bureau für Schreiberei, Bittschriften, Nachfragen u. s. w. Sie fand viele Kundschaft, und erwarb sich manches Wohlwollen durch die Energie, mit welcher sie einigen Personen Bittschriften zur Befreiung aus den revolutionären Kerkern entwarf. So fristete sie ihr Daseyn, bis sie ihren Proceß in erster und zweyter Instanz so weit gewann oder verlor, daß ihr die Hälfte der Aussteuer, 10000 Livres, zugesprochen, die andre Hälfte Herrn B. für eine Reihe von Forderungen, zu denen er sich berechtigt glaubte, überlassen wurde. Der Empfang jener ihr zugesprochnen

Summe blieb aber im zweiten Felde: sie erhielt 3000 Livres Papier auf Abschlag, kaum den Werth von 100 Thalern, die sogleich von ihren Gläubigern verschlungen wurden. Eine junge Dame, in deren Laden sie mit rothgeweinten Augen trat, um Papier zu kaufen, nöthigte sie zur Annahme einer Summe, die sie vor den Verkauf ihrer kleinen Habseligkeiten zu Paris schützte, mit dem man sie so eben durch einen Brief bedroht hatte.

In dieser Zeit war Robespierre gefallen, das Gouvernement kehrte zu menschlicheren Grundsätzen zurück. Die Prinzessin verließ Lons-le-Saunier; mußte aber, um die Mittel zu dieser Reise zu bestreiten, ihre letzte Kostbarkeit, einen Ring, den ihr Ludwig XVI verehrt hatte, angreifen. Sie gab ihn einem Juden, um einen Theil der Diamanten zu Geld zu machen, die übrigen aber so zu ordnen, daß der Ring doch noch seine Gestalt und eine Erinnerung des theuren Andenkens behielt, von dem er zeugen sollte. Trotz ihrer Armuth ließ sie einen Theil des Geldes, das ihr der Jude hatte gönnen wollen, durch die Post an ihren Bruder abgehen, von dem sie in öffentlichen Blättern gelesen hatte, daß er das Nöthigste entbehre; ja sie verkaufte in Paris ihr Bett, um jener Summe noch etwas zuzulegen. Es gelang ihr jetzt, durch Erlaubniß der Nationalversammlung, Zutritt zu der Waise Ludwigs XVI in den Tempel zu erlangen: Marie Therese war die einzige noch übrige Blüthe der unglücklichen Königsfamilie. Eine Zeitlang gewährte sie der jungen Gefangenen, wie es schien, wahren Trost und Aufrichtung durch ihren Zuspruch. Plötzlich ward ihr

untersagt, diese Besuche fortzusetzen. Sie hatte gehofft, und als Oberintendantin des Hauses der Königin es sich zur Pflicht gemacht, ihr Schicksal an das der jungen Fürstin zu knüpfen, und mit ihr an eine auswärtige Macht, wovon seit längerer Zeit die Rede war, übergeben zu werden. Sie ließ die Prinzessin bestimmtermaßen darüber befragen. Die Commissaire der Nation kehrten aus dem Tempel zurück und brachten die kurze und schneidende Antwort: Nein! Die Prinzessin war in tiefster Betrübniß über diese harte und unverdiente Zurücksetzung. Es war den Ränken ihrer Feinde, an deren Spitze auch aus der Ferne noch der Fürst von Conti stand, gelungen, eine Nähterin von Paris, Namens Marie Rosine Mornant, als Stephanie Luise von Bourbon zu verkleiden, welche mit ihren Besuchen und Zudringlichkeiten der armen Gefangenen des Tempels so lange zur Last fiel, bis sie auf Verlangen derselben in das Narrenhaus gebracht wurde. Die Sache kam zufällig heraus, als die Prinzessin vor der Policeisection des Sicherheitsausschusses erschienen war, um irgend etwas nachzusuchen. Man wunderte sich, wie sie aus dem Gefängnisse des Orties habe entkommen können, wie sie so vernünftig spreche? Als sie, darüber betreten, sich näher erkundigte, wurden die Acten aufgeschlagen und es fand sich ein Befehl des Ministers Roberjeot, zu Folge dessen die Bürgerin Stephanie Luise von Bourbon, wegen Anfällen von Blödsinn, aus des Orties bis auf Weiteres nach St. Pelagie gebracht werden solle. Dort suchte die Prinzessin ihre Doppelgängerin auf, und dieselbe gestand ihr, daß

man sie gut bezahlt habe, daß sie alles gestehn wolle, wenn man ihr die Freiheit gebe.

Wir halten uns nicht bei den Einzelheiten jener Drangsale auf, welche die Prinzessin zu bestehn hatte, um von der Nation wenigstens einen Theil der Subsistenzmittel zu erhalten, für welche die Güte des Königs am Vorabende seines völligen Sturzes noch so freigebig gesorgt hatte. Der Fürst von Conti, welcher unter den Machthabern seine Werkzeuge hatte, legte sich jedem Arrangement in den Weg, und die Prinzessin, um nicht zu verhungern, mußte sich mit Anlegung einer Erziehungsanstalt zu ernähren suchen. Von den Anstrengungen aber bei dem Unterrichte ward ihre ohnehin sehr geschwächte Gesundheit neuerdings erschüttert. Eine ungeheure Masse kleiner Schulden lastete auf ihr, die Assignate, mit welcher man von Zeit zu Zeit ihr in einer Regung von Mitleid unter die Arme griff, wollte niemand mehr nehmen; ihre Hausleute kündigten ihr wegen ihrer Zahlungsunfähigkeit auf. In dieser Noth ging sie zum Finanzminister Ramel. Der Bericht über die Bourbonen ist fertig, rief er ihr entgegen; Sie sind darin begriffen, Sie werden ihren Theil der von der Nation provisorisch bewilligten Unterstützung erhalten; Ihr Loos wird mit dem Frieden bestimmt entschieden werden. Sie antwortete: Bis dahin bin ich ohne Brot, ohne Wohnung! Er beruhigte sie für ein Paar Tage. Dann eröffnete er ihr, ihr Bruder werde ihre Abfindung reguliren, er werde ihr ihren Antheil von der den Bourbonen bewilligten Unterstützung auszahlen; er habe sich diese Befugniß

vom Gouvernement ausgewirkt. Ein Donnerschlag für die Prinzessin! Sie war außer Stande zu sprechen. Den Abend schrieb sie dem Minister: Heißt das mein Schicksal ordnen, wenn man mich meinen grausamsten Verfolgern, wenn man mich ewigen Verdrießlichkeiten mit den Urhebern meines Unglücks Preis giebt? Sie setzte die Wohlthaten aus einander, die ihr der König vor seinem Sturze zugesichert, auf die sie ein Recht an dessen Erbin, die Nation, habe. Ihre Miethe ging zu Ende. Sie kehrte zum Minister zurück, und erklärte ihm, sie müsse entweder bei ihm oder auf der Gasse wohnen. Das sollen Sie nicht, erwiederte er: Sie werden in einem hübschen Hause wohnen, wo Sie ganz allein sind; er gab ihr die Schlüssel; sie forderte das nöthigste Hausgeräth, er wies es ihr an. Das Directorium, setzte er hinzu, giebt Ihnen diese Wohnung, bald sollen Sie auch einen angemessenen Gehalt haben; ich habe vom Gouvernement ausgewirkt, daß es Ihr Loos selber bestimme. Er schickte sie zum Minister des Innern, Herrn Benezech. Es findet sich, daß die Prinzessin nicht auf dem Etat der den Bourbonen ausgeworfnen Unterstützungen ist; sie kehrt zu Herrn Ramel zurück; er weist sie von neuem an das Bureau des Ministers des Innern. Der Chef der ersten Division sagt ihr dort: sie träume!

Auf diese Weise zog sich ihr Geschick unter den härtesten Entbehrungen und anhaltender Krankheit bis in das Jahr 1797 hin. Sie mußte selbst die bestimmt ausgesprochene Bemerkung vernehmen, daß sich der Fürst von Conti einer Zulassung ihrer Ansprüche auf den Etat

der Bourbonen entgegensetzte. Nach mühsamen Anstrengungen gelang es zwar dem Minister Ramel, ihr bei dem Directorium eine Pension von 3000 Livres auf die Güter ihres Bruders auszuwirken: allein zwanzigmal erhoben, würde, nach dem Ausdruck der Prinzessin, diese jährliche Rente nicht hingereicht haben, ihre Gläubiger zu befriedigen. Sie bat sich die Vergünstigung aus, statt eines Gehaltes in Geld irgend eines der ehemaligen Güter ihres Vaters aussuchen zu dürfen, und da sie hiebei sich mit Bescheidenheit an einer mäßigen Besitzung Namens Meru zu begnügen erklärte, ward dieß mit Beifall aufgenommen. Schon hoffte sie im Schooße ländlicher Ruhe von ihren stürmischen Geschicken sich erholen zu können, als man ihr wieder verkündete, da das Sequester von den Gütern ihres Bruders aufgehoben, sey das Gouvernement ihren Ansprüchen fremd geworden. Neue Läufe, neue Täuschungen, neue Qual. Das Sequester auf die Güter der Bourbonen ist aufgehoben im Juny 1797. Das Publicum glaubt den Moment nahe, wo die Prinzessin zu ihrem Rechte gelangen wird: es verbreitet sich für einen Augenblick um sie der Sonnenglanz schmeichlerischer Huldigungen; ihr Credit öffnet sich wieder, man will nicht, daß sie ferner in Holzschuhen durch den Koth von Paris wate, um die Gunst eines launenhaften Ministers zu belagern! Ihre Forderungen, gelten gemacht durch einen geschickten und wohlwollenden Anwalt, der sie auch nachher in ihrem neuen Elend nicht verließ, finden vor der Commission, die man im Gesetzgebenden Cörper über solche Reclamationen niedergesetzt, ein geneigtes

Gehör. Da ertönen die Kanonen des 18 Fructidor: die Commission, Pichegru, Couchery und Boissy d'Anglas, wird nach Cajenne deportirt. Auf der Stelle steht die Arme wieder allein. Im Anfange des Jahrs 1798, wo sie ihre Memoiren schließt, erwartet sie immer noch eine Entscheidung, die ihrer Noth ein Ende machen soll. Sie hat nur Einen Trost, daß in dem Dekrete, welches die Bourbonen auf ewig aus Frankreich verbannt, die natürlichen Kinder, gleich viel ob legitimirt oder nicht, nicht einbegriffen werden.

So weit gehen die Memoiren Stephanie Luisens von Bourbon. Von ihren ferneren Geschicken etwas Zuverlässiges auszumitteln ist uns bis jetzt nicht gelungen. Es scheint jedoch, daß sie unter der Kaiserregierung, gleich der alten Herzogin von Orleans, Mutter des jetzigen Königs der Franzosen, unbeunruhigt in Frankreich blieb. Personen, welche mit den Verhältnissen dieses Landes vertraut waren, haben dem Verf. dieser Vorlesungen versichert, sie in Orleans gesehen zu haben, wo sie seit der Restauration der Bourbonen in einem halb blödsinnigen Zustande gelebt, und sich ein besonderes Geschäft daraus gemacht, den dort etwa durchreisenden Gliedern der Königlichen Familie ihre Aufwartung als Verwandte zu machen. Gestorben seyn soll sie den 29 März 1825. Ihr Bruder, der Graf von Marche, kehrte bekanntlich nicht mehr mit den Bourbonen nach Frankreich zurück, sondern starb kurz vor der Restauration zu Barcelona am 13 März 1814.

Zweyte Vorlesung.

(Gehalten im Museum zu Bremen den 22 März 1830).

Hochgeehrte Versammlung!

Die ungeheure Umkehr aller gesellschaftlichen Verhältnisse, welche die Revolution über Frankreich brachte, zeigte sich in unsrer neulichen Erörterung als der geschichtliche Hintergrund, auf welchem Göthe sein großgedachtes und lebenvolles Gemählde der Natürlichen Tochter hingezeichnet hat, um durch den schönen Trieb reinmenschlicher Gestaltung sein Gemüth frei zu machen von den Schrecken, welche die Eindrücke solch einer namenlosen Erschütterung in jeder wohlgeschaffenen Seele hervorzubringen nicht verfehlen konnten. Und in diesem Auswege, sich von den stygischen Bildern einer angstvollen, entsetzlichen, überwältigenden Gegenwart loszuwinden, und auf den heiteren Höhen der Musen den Hauch balsamisches Lebens wiederzugewinnen, erkannten wir nicht jene selbstsüchtige Verschlagenheit, welche sogar den erhabenen Impuls genialischer Erschaffung zu einem Mittel des Partheisinnes herabzuwürdigen sich kein Gewissen macht: sondern wir erblickten darinne jene beneidenswerthe selige Gabe, auf die Wunden, welche des Tages herbe Erfahrungen einem edlen Herzen schlagen, das heilende Oel einer göttlichen Empfindung gießen zu können, und in der Glorie der

Idee sich über des Lebens beklemmende Enge hinauszuschwingen. Und wie der Dichter, also getragen von den Händen des Genius, in geläuterter, erhellter, göttlich leichter Stimmung über dem Drange der Erde schwebt, so finden auch wir mit ihm Ruhe und stilles Genügen an dem Anblicke seiner heiteren Gebilde, auch für uns tritt das Peinigende der irdischen Wirklichkeit zurück, und die hohen, unvergänglichen Gefühle der sittlichen Menschenwürde, der ewigen Harmonie des Schönen, des Begeistigenden der Idee erfüllen unsern Busen.

Es ist unsere heutige Aufgabe, hochgeehrte Versammlung, das erhabene Drama, wie es uns vor acht Tagen zu Auffrischung einer in dem Strudel ungeheurer Ereignisse beinahe verschollenen Personalgeschichte veranlaßte, nach der von dem Dichter befolgten Auffassungsweise im Einzelnen zu beleuchten.

Mag man die Abenteuer der natürlichen Tochter, wie sie selbst solche dargestellt hat, für übertrieben halten; mag man sogar an der Richtigkeit einzelner Thatsachen zweifeln: die allgemeinen Umrisse derselben geben ein vollkommenes Bild der tiefen gesellschaftlichen Zerrüttung, wie sie damals im Französischen Reiche vorhanden war, und welche einen so gewaltsamen Umsturz, als in der Revolution aus derselben erfolgt ist, nur allzugenügend erklärt. Göthe hat diese Bedeutung seines Stoffes mit jenem seherischen Scharfblicke gewürdigt, welcher der dichterischen Behandlung in den Geschicken der Völker wie der Einzelnen die reichsten Quellen großartiger und lehrreicher Ausbeute an reinmenschlicher Weisheit zuführt.

Er hat die Beziehungen jener tragischen Geschichte auf das Folgerechteste benutzt, um an sie die ganze Reihe jener verhängnißvollen Momente zu knüpfen, in welchen die französische Revolution als ein Spiegel der weltgeschichtlichen Nemesis hervortritt. Ein Regiment, dem bei sittlicher Unzulänglichkeit und politischer Schwäche die Zügel entfallen; zwieträchtige, sich in verblendeter Eifersucht befehdende Große, welche, den eignen Vortheil unedel verfolgend, gegen die allgemeine Ehre gleichgültig bleiben; der maaßlose Ehrgeiz, die gewissenlose Schlauheit, der verwegene Intriguengeist jener Strebenden, welche auf den Schultern, ja über die Leichen der so ihres wahren Interesse's vergessenden Hohen aus der Niedrigkeit empordringen mögten; die Frauen, in gefährlicher Eitelkeit, aus der ihnen von Natur und Sitte zugewiesenen Sphäre in die Regionen politischer Umtriebe sich verirrend; alle Classen des Volkes versetzt in ein leidenschaftliches ahnungsvolles Schwanken; mitten in diesem Andrange schwellender Gewässer wie ein sichrer Fels hervorragend des ächten Bürgersinnes unbestechliche Regung: alle diese bedeutungsvollen Grundzüge solch einer unheilschwangeren Zeit hat der Sänger in seinem Werke vereinigt. Er hat aber, mit jener Nüchternheit, welche nur großen Gemüthern von der Muse gegeben wird, seinen Gegenstand von allen örtlichen Verhältnissen, nach welchen sich leicht eine buntfarbige Ausschmückung der geschichtlichen Zufälligkeit hätte herbeiführen lassen, entkleidet, um in der idealen Strenge einer reinmenschlichen Darstellung ihm jene Selbstständigkeit zu sichern, welche

nun durch die einfache Klarheit und Objectivität der dramatischen Motive desto unwiderstehlicher wirkt. Er hat sich damit jener derben und ihrer Bequemlichkeit halber beliebten Wirksamkeit begeben, welche dadurch, daß sie sich an das Ueberlieferte und Allgemeinbekannte anhält, allerdings eine factisch reiche und durch die Erinnerung des Geschehenen die Aufmerksamkeit anregende Grundlage gewinnen kann. Allein diese Erinnerung des Geschehenen ist geeigneter die poetische Stimmung zu zerstreun, als sie zu fesseln; diese Aufmerksamkeit hat mehr die Natur einer oberflächlichen Neugier, als der tieferen Theilnahme; diese Grundlage kann populär seyn, aber sie ist nicht deßhalb auch künstlerisch. Wir können dieß nicht so verstehen wollen, als gedächten wir überhaupt die Beibehaltung eines geschichtlichen Baurisses an Personen und Begebenheiten für undramatisch zn erklären. Wir müßten damit eine ganze mit unübertrefflichen Mustern prangende Gattung von Schauspielen, die historische, aus der Poesie hinausweisen. Wie wäre das denkbar! Das Gebiet der Geschichte ist durch das Ehrwürdige der Vergangenheit, durch die Wunder der menschlichen Schicksale, durch den unversiegbaren Reichthum lehrreicher Weisheit für den Dichter geheiligt; und eine unberechenbare Zahl geschichtlicher Charaktere ist durch die Eigenthümlichkeit ihrer Lebensbedingungen unmittelbar poetisch. Wer wollte doch Julius Cäsar, wer Maria Stuart oder Wallenstein um das Anrecht dichterischer Darstellbarkeit verkürzen? wer mögte wünschen, daß den römischen Helden Shakspeare, daß unser Schiller die schöne Königin der Schotten, daß

er den Mars des dreißigjährigen Krieges aus ihren geschichtlichen Beziehungen losgerissen, ihnen das Gewand phantastischer Willkührlichkeiten umgehängt hätte? Vielmehr erscheint es sogar mißlich, wenn der Dichter durch seine Zuthaten die factische Ueberlieferung entstellt, und mittelst erfundener Einschiebsel oder veränderter Charakterdarstellung die Geschichte interpolirt. Es kann damit meist nur ein unerfreuliches Mittelwesen zwischen Wahrheit und Dichtung entstehn, welches mehr phantastischer als eigentlich poetischer Natur ist, und nur durch den größten dramatischen Gewinn in der inneren Oekonomie der Handlung, kaum aber durch blendende Einzelheiten in der formalen Durchführung sich wird entschuldigen lassen. Dem Dichter bleibt es aufgegeben, seine Stoffe mit Weisheit so zu wählen, daß er in keine grellen Widersprüche mit dem durch Ueberlieferung Geweihten verfalle, und einen Stoff, welcher ohne gewaltsame Umänderungen nicht dramatisch zu machen wäre, lieber unbearbeitet zu lassen, als so willkührlich zu behandeln. Man wird es nie vor der wahren Kunst rechtfertigen können, daß Schiller die reine Gestalt der Jungfrau von Orleans durch eine phantastische Liebe entstellt, daß er ihren heldenmüthigen Märtyrertod, einer ihn anwandelnden Nachahmung des Egmont zu Liebe, durch eine sentimentale Verklärungsscene in seiner erschütternden tragischen Bedeutung ganz aufgelöst hat; man wird sich nie in seine aller historischen Bündigkeit und Treue ermangelnde Behandlung des Don Carlos und in den glänzenden Schemen des Marquis Posa mit ächter dichte-

rischen Befriedigung finden können; durch wie unvergleichliche Einzelheiten im Uebrigen auch diese beyden dramatischen Hervorbringungen bestechen mögen. Allein es giebt eine Art Geschichte, welche in ihrem persönlichen Detail so undichterisch seyn kann wie möglich, gleichwohl aber durch ihre reinmenschlichen Beziehungen für den dramatischen Dichter außerordentlich fruchtbar zu werden vermag. An solchen Stoffen könnte nur ein historischer Aberglaube versuchen wollen, sie nach ihren individuellen Beziehungen unmittelbar auf die Bühne zu bringen; gefährlicher aber noch wäre die Klippe, sie durch genialischen Zusatz in der Art umzumodeln, daß das geschichtliche Gerippe nun zwischen einem fremdartigen, einer andern Organisation zugehörigen Fleische widernatürlich hervorstarrte. Göthe war durch die Solidität seines dichterischen Verstandes vor solchen Abwegen bewahrt. Er konnte nur solch einen Stoff in seinen individuellen Beziehungen lassen, welcher, wie Tasso, auch in diesen schon das Reinmenschliche mit dem unmittelbar Dichterischen vereinigte: mit welcher schönen Besonnenheit er da die beyderlei Anforderungen zu vergleichen gewußt, haben wir in unsern früheren Unterhaltungen gesehn. Aber bei der natürlichen Tochter boten jene individuellen Beziehungen für die Poesie unauflösbare Schwierigkeiten. Die ganze unserm Andenken zu nahe liegende Periode, welche der französischen Umwälzung vorausgegangen, ist an poetischem Interesse kahl und nackt wie keine andere der Völkergeschichte; die Figur Ludwigs XV steht in den Annalen seines Reiches in furchtbarer Kläglichkeit

und Entwürdigung da, welche ohne die schmählichste Lüge durch den Griffel keiner Dichtkunst zu heben wäre; Fürst Conti, so rechtschaffen und achtbar er in Hinsicht seiner bürgerlichen Ansichten gewesen seyn mag, tritt in persönlicher Gewichtigkeit keineswegs also hervor, daß sie ihm zu der Rolle eines tragischen Helden dürfte verhelfen können; hätte auch aus dem brutalen Grafen von Marche sich ein Bühnenbösewicht einigermaßen zurichten lassen: die Prinzessin selbst, als die gräßliche Katastrophe ihrer bürgerlichen Austilgung sie ergriff, war noch Kind; ihr Schicksal hätte rühren, nicht ihr Charakter auch durch Adel und Hoheit überwältigen können. Da mußte ein Genius wie Göthe empfinden, daß es nur einen halben und verworrenen Theatereffect hervorbringen konnte, die historischen Namen und Anspielungen in das Drama nachzuschleppen, während wenigstens, und in nicht geringem Umfange, eine theilweise Umgestaltung der persönlichen Verhältnisse unerläßlich blieb; er verzichtete auf den möglichen Gewinn, der aus dem Eindrucke des etwa Beibehaltenen auf die Gemüther der Menge zu ziehen war; er wollte mit reiner Kunst den Beifall des reinen Geschmackes erwerben. Im Sinne jener griechischen Meister, als deren vollbürtigen Geistesgenossen wir ihn in der Iphigenie und im Tasso erkennen, schuf er auch in der Natürlichen Tochter eine Reihe idealischer Gestalten, die, in jeder Hinsicht vollendete Typen des abstrakt Charakteristischen, gleichwohl ein unübertrefflich Concretes des vollen unmittelbaren persönlichen Lebens darstellen. Aber Iphigenie hat durch ihr Mythisches, Tasso durch sein

Persönliches ein poetisches Fundament: die Personen der Natürlichen Tochter streiften selbst jede individuelle Benennung ab, um in der dichterischen Menschlichkeit desto glänzender hervorzutreten. Der Name Eugenie darf nicht als dem widersprechend angesehn werden: seine Bedeutung, die Wohlgeborne, bezeichnet hinlänglich auch an ihr nicht ein persönliches, sondern ein symbolisches Verhältniß; auch sie soll nicht durch äußerliche Nebendinge, sondern allein durch die Gewalt ihres inneren Werthes und Wesens wirken. Es ist unleugbar diesem Umstande zuzuschreiben, daß unser Stück nicht durchaus jenen Enthusiasmus hervorgebracht hat, welchen Iphigenie und Tasso, mit denen es doch in vollkommen gleichem Stile gebildet ist, durch den Klang der Namen schon aufregten: vielen gebrach es an dem historischen Schlüssel, um die ganze Basis der Dichtung zu übersehn; man lebte noch zu sehr im Gewühle der Ereignisse selbst, noch zu chaotisch trieben die Scheiter der grausenhaften Zertrümmerung von allen Seiten heran, als daß man die Muße gefunden hätte, diese zarte und idealisch gehaltene Auffassung derselben gehörig auf sich wirken zu lassen; man vermengte, was wir in der letzten Vorlesung zu erklären bemüht waren, des Dichters edle menschliche Interessen mit den plumperen Tendenzen des Tages.

Der Dichter setzt uns indeß die strenge, aber lohnende Aufgabe, sein Stück nach den in dasselbe gelegten rein menschlichen Beziehungen zu begreifen, es aus sich selbst zu erklären, es lediglich durch sich selbst auf uns wirken zu lassen. Wie willkommen immerhin uns das Licht

heiße, welches durch die Memoiren der Prinzessin von Conti über die Tragödie verbreitet wird: den prosaischen Geist der Forschung darf es reizen, es darf selbst das menschliche Interesse uns näher rücken; den Kunstgenuß, in letzter Instanz, sollte es nicht erhöhen dürfen. Wohl ist es beweglich für unser Gemüth, zu vernehmen, daß dieser grausame Fall, aus der Höhe strahlender Verhältnisse in die völlige Unbedeutenheit des Privatstandes geschleudert zu werden, ein wirkliches Individuum betroffen; es zieht uns mächtig an, diesen Vorgang in die Reihe schreckenvoller Ereignisse einordnen zu können, durch welche die sociale Auflösung eines Nachbarstaates so viel Noth und Zerstörung auch über uns gebracht; es ergreift uns ein wehmüthiges Gefühl vermischter Erhebung und Rührung, bei dem wohlgesinnten Könige, der die schönen Worte spricht:

O wäre mir, zu meinen reinen Wünschen,
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben;
Bis an den letzten Heerd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge:
Begnügte sollten unter niederm Dach,
Begnügte sollten im Pallaste wohnen!

durch eine so freiwillige Ahnung an jenen gekrönten Märtyrer erinnert zu werden, der, bei dem reinsten Willen Gutes zu thun, durch die fluchwürdige Verführung eines durch und durch verwahrlosten und verabscheuungswürdigen Hofadels als ein Opfer der Volkserinnye sank; es belebt unsren philanthropischen Antheil, daß der weise Mann, welchem Eugeniens Erziehung anvertraut worden, der alte,

ernste, hochgeliebte Freund, dessen Trübsinn und Menschenhaß aufzuheitern sie jenen Todesritt unternommen, Jean Jaques Rousseau gewesen: gleichwohl darf uns die Kenntniß dieser Umstände nur lehren, mit welcher genialischen Leichtigkeit auch dießmal wieder der Dichter seinen Stoff sich angeeignet, mit welcher Sicherheit und unfehlbarem Takte er dessen Elemente aufgelöst, um sie von neuem in idealischer Gesetzlichkeit zu gestalten, mit welcher Zartheit er diese frische Bildung durchgeführt. Aber hüten müssen wir uns, von diesen Umständen aus den Werth der dichterischen Production erfassen zu wollen: dieß hieße den Geist aus der Materie herleiten, da vielmehr umgekehrt erst die Materie von dem Geist aus erkannt werden kann. Wie in Tasso finden wir übrigens das bunte Leben der historischen Ueberlieferung so sorgsam benutzt, daß sich die schöpferische Hand keinen Zug hat entgehn lassen, welcher in die Dichtung Klarheit, Bestimmtheit, naives Daseyn und pulsirende Gegenwart bringen konnte. Das offenbare Geheimniß von der Existenz der natürlichen Tochter und ihrer Abkunft von der schönen Herzogin; die Zerwürfnisse zwischen dem Könige und seinen Großen bei dem bedenklichen Hader mit den Parlamenten, welcher das erste Vorzeichen eines revolutionären Ausbruches war; des Fürsten von Conti Uneinigkeit mit seinem Sohne, die Theilung ihrer Partheiansichten zwischen Volk und König; das Mißverhältniß zwischen letzterem und dem Fürsten wegen dieses Umstandes; die Beziehungen zwischen Frau Delorme und Herrn Jaquet; die königlichen Gnaden gegen die Gräfin Mont-Cair-Zain; die Zubereitungen

zu dem Feste ihrer Vorstellung bei Hofe; ihre männlich-ritterlichen Gewöhnungen, welche der Anknüpfungspunct ihres Unterganges werden; die Hindernisse, welche die Macht geheimer Instructionen jedem Versuche der verstoßenen Fürstin entgegensetzte, durch das Ansehn weltlicher und geistlicher Behörden wieder in ihre Rechte zu gelangen; sogar die fälschlichen Ausreden, mit welchen die Hofmeisterin ihren Zögling zu täuschen suchte, als habe sie sich den Zorn ihres Vaters und ihre Verstoßung durch die Unvorsichtigkeit zugezogen, mit welcher sie das ihr auferlegte Geheimniß ihrer nahen Anerkennung Preis gegeben: alle diese geschichtlichen Thatsachen schimmern als ein erkennbarer, das Ganze zusammenhaltender Faden durch die Dichtung durch. Allein wenn sie dem Dichter den Vortheil einer schon fertigen inneren Wahrheit und individuellen Wirklichkeit verschafften, so hat er sich doch mit vollkommener Freiheit über sie hinausgesetzt, wo sie der Würde der Idee, der Hoheit seines dichterischen Planes, der vesten und gemessenen Haltung eines kunstgemäßen Ganzen widersprochen hätten. Wir sehen den Verhältnissen durchweg jenen Adel ertheilt, durch den die Fülle und Tiefe des tragischen Eindruckes in solcher Reinheit, in welchem sie jeden Unbefangenen sich mittheilen wird, zu erzielen war. Es ist nicht die bloße Wirkung einer rohen, aus dem Eigennutz unbrüderliches Neides hervorgegangenen Intrigue, welche die politische Vernichtung der Prinzessin herbeiführt: die königliche Hand drückt der Gewaltthat, mit schmerzlichem Widerstreben, selbst ihr Siegel auf, weil in dem Unheile so

gewittervoller Zeiten das Loos des Einzelnen unbedeutend bleibt gegen die Wechsel, welche zu bestehen das Ganze Gefahr läuft. Was man, wenn er anders wirklich selbst im Spiele gewesen ist, Ludwig dem Funfzehnten in seiner beispiellosen Imbecillität entrissen haben muß, der geheime Machtbefehl, der Prinzessin keinerlei Schutz gegen ihre Unterdrücker angedeihn zu lassen, konnte in der Wirklichkeit keine größeren Folgen haben, als den bedauernswürdigen Vater für seinen Abfall von der Sache des Hofes auf die empfindlichste Weise zu strafen; dem unwürdigen Sohne, dessen Habsucht und Charakterlosigkeit man schon mit anderweitigen Bestechungen erkauft hatte, eine ganz gemeine Genugthuung zu verschaffen. Auf die Geschicke des königlichen Hauses konnte die Maasregel, welche immer man in Betreff der Prinzessin ergriffen hätte, keinen Einfluß haben. Weder Ludwigs XV Politik schaute die Ereignisse vor, derentwillen es ihm wünschenswerth seyn konnte, sich die Großen seines Reiches näher anzuketten, noch war die Persönlichkeit der Conti's von solchem Gewichte, ihre Macht von solchem Umfange, daß ihre Entzweyung irgend einen Nachtheil über die Lage des Staates hätte bringen können. Der ganze Handel, wie er in der Wirklichkeit vorgegangen, gehört in das Gebiet gewöhnlicher Hof- und Familienränke. Aus dieser Enge hat ihn Göthe herausgerückt, er hat ihm die höchste politische Bedeutung gegeben: das Loos Eugeniens ist der Erisapfel, welcher unter dem bereits merkbaren Beben eines gesammten öffentlichen Zustandes zwischen zwey Partheien geworfen wird, die da nur auf den Anlaß

harren, zu wildem Bürgerkriege loszubrechen, um mit sich selbst ihr Vaterland, ihren Herrscher, und ihr ganzes Volk in's Verderben zu ziehn. Der Dichter selbst hat uns diesen Gesichtspunct seines Werkes in den Eröffnungen auseinandergesetzt, welche am Beginne des vierten Aufzuges die Hofmeisterin dem Gerichtsrathe macht. Auf diese Weise erhält der ganze Gegenstand eine hohe dramatische Prägnanz; es sind nicht mehr die Triebfedern gemeiner Leidenschaft, es sind die Gesetze einer staatsklugen Nothwendigkeit, welche solches Unheil über ein schuldloses Haupt herniederleiten. Derjenige, der dieß unschuldige und liebenswürdige Wesen am liebsten schützen, erheben, beglücken mögte, der König selbst, der wohlgesinnte, hochverehrte, sieht sich zum Vollstrecker dieser Nothwendigkeit, durch die ehernen Verhängnisse der Zeiten, berufen. Wie eine majestätische Erscheinung geht er an uns vorüber: er betritt die Bühne nur, um in erfreulicher, segensvoller Wohlthätigkeit, in der ganzen Liebenswürdigkeit eines edlen Menschenfreundes, die Würde der Hoheit mit der Anmuth der Güte zu enthüllen: als das Ungeheure geschehn ist, erblicken ihn unsre Augen nicht ferner; denn die Herrscherglorie darf da nicht hinleuchten, wo sie nicht begnadigend und heilbringend wirken kann.

In dem Herzoge ist nicht bloß der zärtliche Vater dargestellt, wir verehren in ihm auch den politisch weisen, den moralisch vorzüglichen Menschen. Er ist das ehrwürdigste Bild eines wahrhaften und vollkommenen Edelmannes, nicht bloß im Sinne äußerer Hochgeborenheit, sondern in dem jener edlen und vollendeten Bildung,

jener großartigen ritterlich tüchtigen Haltung, jener inneren und wahren Würde, die wir als den Begriff ächter Vornehmheit in unserm letzten Vortrage darzulegen versuchten. Diese Gediegenheit seines Charakters beruft ihn nicht minder als seine Macht in die Vorderreihe der Kämpfer, welche für des Königs und für des Volkes Heil ihre ganze Kraft darbringen sollen: sich ihn zu eignen ist des Fürsten Interesse nicht minder, als, im Geiste vorsichtig Emporstrebender wirkend, der Weltgeistliche im dritten Acte ihn für die Sache der Neuerungslustigen zu bestärken sucht. Damit ist uns sein politisches Gewicht auf das Entschiedenste nahe gelegt: aber wir erkennen, daß er, besonnen und edel wie er ist, gerade in Mitten dieser Bewerbung, welche zwey sich widerstrebende Partheien ihm widmen, ein Hort für alle, ein Vermittler, ein Versöhner werden kann. Und indem er nun, vermöge seiner eignen inneren Tüchtigkeit, aus dem tiefsten Schmerze über den Verlust des Geliebtesten, was er hatte, sich aufrichtet, wie schön lenkt uns der Dichter auf das Gefühl hin, welches in allen Prüfungen ihres persönlichen Daseyns die Guten beseelen soll, daß sie nicht sich leben, sondern der Menschheit! Wie zart und sinnig spricht er den höchsten menschlichen Trost aus, wenn wir das Holdeste, das Würdigste durch der Parcen unerbittliche Hand vor uns verschwinden sehn, indem er den Herzog fragen läßt:

Getrenntes Leben, wer vereinigt's wieder?
Vernichtetes, wer stellt es her?

und der Weltgeistliche antwortet:

Der Geist!
Des Menschen Geist, dem nichts verloren geht,
Was er von Werth mit Sicherheit besessen.
So lebt Eugenie vor dir, sie lebt
In deinem Sinne, den sie sonst erhub,
Dem sie das Anschaun herrlicher Natur
Lebendig aufgeregt; so wirkt sie noch
Als hohes Vorbild, schützet vor Gemeinem,
Vor Schlechtem dich, wie's jede Stunde bringt,
Und ihrer Würde wahrer Glanz verscheuchet
Den eitlen Schein, der dich bestechen will.
So fühle dich durch ihre Kraft beseelt,
Und gieb ihr so ein unzerstörlich Leben,
Das keine Macht entreißen kann, zurück.

Offenbar hat Göthe die ganze Fülle sowohl der tragischen Zermalmung, als der göttlichen Erhebung in und durch den Schmerz in diesem dritten Aufzuge zusammengedrängt, und von den Pfeilen süßer Erschütterung, wie die Poesie sie in die Herzen sendet, um sie durchbohrend zu beseligen, gehen die meisten und wirksamsten von den Scenen dieses Aufzuges aus. Die tragische Katastrophe ist mit ihm abgeschlossen: was nun folgt, zeigt uns nur ihre graunvolle Wirkung, und dient, um die Seelengröße der Tochter an die des Vaters auf das Würdigste anzuknüpfen. Denn wenn die Einheit der Handlung unverkennbar deutlich in dem Sturze der Prinzessin an dem Vorabende selbst ihrer Erhebung sich zusammendrängt, so theilt das dramatische Interesse offenbar in zwey brüderlichen Strahlen sich zwischen Vater und Kind, die durch

das Blut, durch die Liebe, und durch den höchsten Adel der Empfindung so innigst eng verbundenen Seelen. Denn beyde sind menschlich und dichterisch eins, sie sind in ihrer reinen sittlichen Beziehung zu einander so wenig zu trennen wie Oedipus und Antigone; die Vater- und Kindesliebe bilden in unserm Stücke vollkommen dasselbe Moment, welches anderswo die Liebe zwischen Mann und Weib bildet, und ein um so schöneres Moment, als es in reiner Zärtlichkeit von jenem Eigennutze völlig frei ist, dessen auch die edelste Neigung zwischen beyden Geschlechtern sich nicht erwehren kann. Vielleicht entbehrt auch in diesem Stücke unsere Tragödie für die Menge eines Reizes mehr, daß sie zu den wenigen gehört, welche die Litteratur als ohne das Ingrediens einer Liebe gedichtet aufzeigt; denn das Verhältniß zwischen dem Secretair und der Hofmeisterin wird nur erwähnt, nicht entwickelt. Der Dichter widerstand auch hier jeder fremdartigen Lockung so sehr, daß er nicht einmal auf diese Schwachheit der bedrängten Frau ihre Einwilligung zu Entführung der Prinzessin baut: das Aergste, der Tod ihres Lieblings, muß ihr angedroht werden, auf daß sie zu dem verhaßten Schritte die Hand biete. Aber auch diese Strenge in der Anlage seines Stückes wird vor einer besonnenen Kritik nur zu des Dichters Bewunderung und Ehre gereichen, und ihn von neuem als einen vollkommenen Geweihten der Muse bewähren. Der tragische Effekt tritt desto bedeutender hervor, je mehr er sich in Einem ganzen und vollen Gefühle concentrirt; es ist eine sentimentale Schwäche, denselben gleichsam unterwegs und im Vorbei-

gehn an diesem und jenem Eindrucke mit aufhaschen zu wollen; die Idee, für welche das Individuum duldet, soll ihre reine Gewalt ohne herbeigesuchte Hülfsmittel äußern. In der Antigone des Sophokles, die wir um so lieber als Beispiel für die Natürliche Tochter anführen, da Göthe's Werk nach unsrer innigsten Ueberzeugung außer diesem Stücke nicht seines Gleichen hat — in der Antigone wird die Liebe dieser herrlichen Jungfrau zu Hämon, dem Sohne ihres Oheims, vollkommen als Nebenumstand behandelt, und wohl der Jüngling macht in schöner Begeisterung seine Theilnahme zu Rettung der Geliebten geltend, sie selbst aber verliert auch nicht ein Wort, nicht eine Klage darüber. Man sage nicht, daß in dieser Hinsicht die Abweichung griechischer Frauensitte von der unsrigen in Betracht komme: als ob die Poesie griechische oder deutsche, und nicht viel mehr menschliche Empfindungen zu schildern habe! Was eine griechische Jungfrau von den Regungen ihres Herzens in einer Tragödie zu offenbaren oder zu verschweigen hätte, dafür mögte zuletzt auch für eine deutsche das gleiche Gesetz gelten. Sondern die eine Vorstellung, daß sie für die ehrwürdigsten Pflichten des Blutes, für die Sitte und Heiligkeit der Bestattung, auf daß nicht der erschlagne Bruder gräuelvoll als Beute der Vögel und Hunde auf dem Felde verwese, daß sie für diesen schönen Liebesdienst an einem geliebten Todten sterben muß und freudig stirbt, das ist es, was alle ihre Gedanken vor, bei und nach der That erfüllt, und neben dem keuschen, frommen, tiefen Gefühle einer durch die Natur ihr eingepflanzten

Liebe nicht auch noch das zweyte, selbstsüchtige, zum Genuß lockende, nur den Glücklichen geziemende, der Neigung zu ihrem Bräutigam zum Worte kommen läßt. Wer an diesem Zuge in Sophokles nur den Griechen und nicht den Dichter sieht, dem ist das Geheimniß der Kunst noch nicht aufgegangen. So ist auch die tragische Idee der Natürlichen Tochter zunächst an das reine Naturgefühl angeknüpft, welches Vater und Tochter zusammen bindet. Eugenie stürzt von dem freien, glänzenden, mächtigen Standpuncte des Fürstenranges zu dem beschränkten, dunklen und einflußlosen des Privatlebens herab. Diese Katastrophe, als eine totale Vernichtung des angebornen Zustandes, hat etwas, wenn auch reinmenschlich genommen Erträgliches, vielleicht sogar Heilsames, doch persönlich in jedem Falle höchst Drückendes und Beklagenswerthes. Durch die außerordentlichen Umstände, unter denen diese Veränderung eintritt, durch die Herbe des Ueberganges, durch den sittlichen und persönlichen Werth des Individuums, das sie trifft, durch dessen Schuldlosigkeit, durch dessen Geschlecht und Jugend wird sie tragisch; durch das Factum, daß nicht bloß die Fürstin von ihrem Stande, das Mädchen von seinen Gewöhnungen, das Weib von den Träumen seiner Zukunft, sondern am meisten, daß die Tochter vom Vater losgerissen wird, erhält die Intension des Tragischen eine Beziehung auf unser Gemüth, welche die zarteste Seite des Reinmenschlichen berührt, und nur einem Barbaren noch ein Frohlocken übrig lassen könnte, daß die Gewalt der Ereignisse dießmal ein Individuum genöthigt hätten, aus dem Verhältnisse der Be-

vorrechtung in die Niedrigkeit der Menge zurückzutreten.

Was sollen wir nun noch von Eugenien sagen, welche der Dichter mit allen Eigenschaften ausgestattet hat, die ihr unser Interesse, auch ohne das Schicksal, welches sie betrifft, in ausgezeichnetem Grade sichern müßten? Sie ist in vollendetem Sinne ein edles und liebenswürdiges Mädchen, die männlichen Uebungen, zu denen sie erzogen ist, geben ihr einen erhöhten Anstrich romantischer Anziehungskraft, ohne daß sie damit, bei den Verhältnissen, unter denen sie aufwächst, aus dem Kreise zarter Weiblichkeit, in welchem uns das zweyte Geschlecht so anmuthig erscheint, herausgetrieben würde; die Hoheit und edle Duldung, mit welcher sie nach der Katastrophe das Ungeheure besteht, zeigen uns, daß der Geist erhabner Gesinnüng, in welchen wir das Wesen der Vornehmheit setzten, sie vollkommen durchdrungen hat. Wir können nicht umhin, auch den untergeordneten Personen, dem Secretair, der Hofmeisterin, und in seiner Weise auch dem Weltgeistlichen einen Antheil an dieser höheren Denkweise zuzugestehn, und müssen auch hier wieder auf einen Zug der Göthischen Dichtungsart aufmerksam machen, der aus einer höchst edlen und zartgewöhnten Persönlichkeit hervorgeht. Nichts steht mit Göthe's Gesinnung, so wie sie in seinen Werken überall sich offenbart, in so vollkommenem Gegensatze, als das Rohe und Gemeine; er hat nie ohne Noth, und stets in einer höchst mäßigen, zurückhaltenden Anwendung diese ungeschlachten Elemente in seine Productionen zugelassen: in der hohen Tragödie

hat er sich ihrer gänzlich enthalten. Selbst das Böse, soweit es in die Maschinerie seiner Dramen einwirkt, ist von jedem Beischmacke des eigentlich Bestialischen frei gehalten: es erscheint furchtbar, aber nicht verächtlich. So steht auch in der Natürlichen Tochter die feindselige Kraft, welche die unglückliche Jungfrau so erbarmungslos aus dem Wege drängt, nicht als grobe Selbstsucht da, sondern sie wirkt als eine in Zeiten tumultuarisch gährendes Dranges mit den Mitteln, die ihr zu Macht und Ansehn dienen können, haushältig geizende, welche mehr der Nothwendigkeit gebieterischer Umstände, denn einem unmenschlichen Hasse wider ein harmloses Wesen gehorcht. So ward es möglich, uns die drei Mittelspersonen des Gewaltstreiches achtungswerth zu erhalten. Wir sehn den Secretair als eine tüchtige, gesunde, praktische Natur, welche die Welt nimmt, wie sie liegt, nicht ohne den zarteren Bedürfnissen des Geistes und des Herzens zu huldigen; wir freuen uns der ungeheuchelten Anhänglichkeit der Hofmeisterin an ihren Zögling, wir beklagen die wohlgesinnte Frau, wenn die Sophistik eines überlegenen Verstandes ihrem widerstrebenden Gefühle jeden Ausweg abschneidet, wir mögten ihre schönen und weisheitvollen Warnungen vor den Wechseln eines berauschenden Glückes durch unsren Zuruf verstärken, um wo möglich das holde Opfer von dem drohenden Abgrunde zurückzureißen; wir folgen mit jener lebhaften Theilnahme, welche jede selbstständige, energische und sinnreiche Wirksamkeit eines weitumfassenden Verstandes zu gewinnen pflegt, dem Unterrichte, welchen der Weltgeistliche in den Künsten des

Machiavelli erhält. Daß bei diesen drei Personen die in die wirkliche Geschichte verflochtenen, Herr Jaquet, Frau Delorme und der Pfarrer von Viroflay, nicht weiter dienen konnten, als um höchstens den Impuls zu ihrer Aufstellung in dem Drama zu geben, bedarf kaum der besondren Bemerkung.

Am Unabhängigsten aber von seinem Stoffe hat sich der Dichter in dem höchst anziehenden und erfreulichen Charakter des Gerichtsrathes bewegt. Wir erinnern uns, daß die Vermählung der Prinzessin mit einem Procurator zu Lons-le-Saunier auf eine höchst empörende, ganz und gar erzwungene Weise statt fand, und dieser Procurator sich als ein durchaus nichtswürdiger Mensch darstellt. Eine solche Creatur war in der Würde der Tragödie nicht zu brauchen; denn auch hier hätte das Uebermaaß eines tragischen Unheils in den äußeren Zufälligkeiten, wie die gewesen wäre, wenn man der Prinzessin auch noch die Hand eines hassenswerthen Mannes aufgedrungen sähe, nur peinlich wirken können. Die tragische Katastrophe ist vollkommen vollendet, und ihr erschütternder Eindruck auf unser Gemüth durchaus gesichert, wenn die Prinzessin unherstellbar aus ihren Verhältnissen herausgestoßen wird. Ein Unglück, mit Entwürdigung gepaart, regt zur Verzweiflung auf, nicht zu erhabener Duldung. Indem das Verhängniß der Prinzessin in der Tragödie einen Mann zuführt, welcher durch Gesinnung und persönlichen Werth ihrer würdig ist, söhnt es uns mit ihrem harten Loose aus, und gewährt uns am Schlusse die wohlthätige Beruhigung, daß keine Prüfung über den

Menschen ohne allen Ersatz, ohne die Frucht einer heilsamen, sittlichen Förderung, gleichsam nur wie ein Muthwille des Schicksals, kommt. Der Gerichtsrath steht als Mann mit vollem Gleichgewichte inneres Adels und musterhaft tüchtiges Wesens Eugenien gegenüber: sie sind ein für einander höchst glücklich bestimmtes Paar, und in sofern die junge Fürstin mit großartiger Verzichtleistung auf die schimmerreichen Güter ihres angebornen Standes, deren höchster Werth doch allein in der Phantasie besteht, den freien Entschluß faßt, an der Seite eines edlen, großsinnigen, heilsam thätigen Gatten die wahre Bestimmung des Weibes zu suchen, sind wir gewiß, daß ihr alle jene verlassnen Geschenke des Zufalls durch den reinen Segen eines dauernden und wahren Glückes werden ersetzt werden.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob Eugenie am Schlusse des Drama's ihre Hand dem Gerichtsrathe nur reiche, auf daß er sie, wie die Prinzessin in dem Monologe vor der Schlußscene sich äußert, gleichsam als ein heiliges ihm anvertrautes Pfand zu dereinstiger Zurückerstattung bei sich aufbewahre, oder ob die letzten Worte:

Hier meine Hand! ich folge zum Altar,

so zu verstehn seyen, daß sie sich ihm ohne weiteren Vorbehalt als seine Gattin in vollem Sinne des Ausdrucks anverlobt. An und für sich selbst sollte man denken, daß die vollendete Standesveränderung Eugeniens und ihre Verzichtleistung auf die früheren Verhältnisse nicht in einem bloß temporären Herabsteigen in den Privatstand

abgeschlossen werden könne, sondern wesentlich an ein dauerndes und durch einen bürgerlichen Akt gesetzlich gemachtes Eingehen in die neue Sphäre geknüpft sey; und so drängt sich aus dem staatsrechtlichen Gesichtspunkte allerdings der Zweifel auf, ob dieses Ziel durch eine bloße Scheinheirath zu erreichen wäre; wie denn dieser Umstand in der Geschichte der Prinzessin von Conti allerdings Veranlassung vielfacher Discussionen geworden ist. Aber die Dichtkunst hat mit dem Staatsrechte nichts zu thun; sie fragt nach dem reinmenschlich, sittlich und ästhetisch Gehörigen. Hier ist nun unser Dichter, so wie wir uns seinen Sinn glauben auslegen zu dürfen, mit zarter Bedachtsamkeit in Bezug auf eine deutliche Entscheidung verfahren. Er überläßt sie unserm eignen Glauben an den Werth und den Edelsinn der beyden Personen, welche das Verhältniß angeht, nicht jedoch ohne uns die Fäden einer bestimmten Entwickelung in die Hand zu legen. Das Fundament dieser Entwickelung bilden jene Worte des erwähnten Monologs:

An ihn will ich mich schließen! Im Verborgnen
Verwahr' er mich, als reinen Talisman.
Denn, wenn ein Wunder auf der Welt geschieht,
Geschieht's durch liebevolle, treue Herzen.
Die Größe der Gefahr betracht' ich nicht,
Und meine Schwäche darf ich nicht bedenken.
Das Alles wird ein günstiges Geschick,
Zu rechter Zeit, auf hohe Zwecke leiten.
Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einst
Verkannt, verstoßen, mich vergessen, soll
Erstaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn,

Die das, was sie im Glücke zugesagt,
Aus tiefem Elend zu erfüllen strebt.

Es wäre seltsam, es wäre unwürdig, wenn die Prinzessin, in der begeisterten Ahnung einer Zeit, wo ihre edle Resignation, ihre aushaltende Treue, ihr aufopfernder Muth als hülfreiche, rettende Sterne über denen aufgehn werden, die sie jetzt verstoßen, die gleich aufopfernde, gleich muthige Liebe desjenigen aus der Rechnung ließe, durch den allein es ihr jetzt, in ihrer tiefen Noth, noch möglich wird, solche Hoffnungen zu fassen; wenn sie den Gedanken hegen könnte, ihn, das hochherzige Werkzeug, durch das sie jetzo dem Schiffbruche zu entrinnen vermag, dereinst, wenn die Rettung gelungen, wenn vielleicht die Herstellung erreichbar ist, gleich einer seellosen Maschine auf die Seite zu werfen. Wie vertrüge es sich mit dem Charakter der Arglosigkeit und Unschuld in Eugenien, wenn wir voraussetzen sollten, sie, die liebenswürdige Bedrängte, greife zu der Verbindung mit dem Gerichtsrathe unter dem stillschweigend selbstsüchtigen Vorbehalte, sich bei einst eintretenden günstigeren Constellationen den Verpflichtungen derselben zu entziehn, und sie vor der Welt als eine bloße Scheinheirath hinzustellen? Aber eben so würde es in ihrer Lage unweiblich erscheinen, wenn sich, noch mitten im Kampfe gegen so übermächtige Geschicke, ihr Gemüth kurz und gut bei dem Gedanken an einen sie gegen fernere Verfolgungen sicher stellenden Ehebund sofort beruhigte, und sie nun sich als Gattin auch des vortrefflichsten Mannes ohne Rückhalt zu bekennen keinen Anstand fände. Es bedarf eines gemachsamen, allmähligen

Zurückwogens der streitenden Gefühle, die ihre Seele umstürmen, bevor sie in der zu ergreifenden Parthie zu vollkommener Klarheit und Fassung gelangen kann. Zunächst bedingt sie sich, bei dem Schutze, welchen sie in einer so eingegangenen Vereinigung finden soll, die Schonung aus, welche der frische Schmerz ihrer verwundeten Brust zu erwarten berechtigt ist, und welche eine wahrhaft reine, edle Neigung zuzugestehn sich nicht entbrechen darf. Was im Verlaufe der mildernden Zeit erfolgen kann, deutet sie selbst an, indem sie dem Gerichtsrath über seine Frage Bescheid giebt, wann er sie in dem Landhause, wohin sie gesendet zu werden wünscht, besuchen soll:

Du wartest meinen Ruf geduldig ab.
Auch solch ein Tag wird kommen, uns vielleicht
Mit ernsten Banden enger zu verbinden.

In wiefern nun die Prinzessin bei dem Gedanken eines dereinstigen Wiedererscheinens unter den ihrigen wirklich eine völlige Rückkehr zu dem vorigen Stande im Auge hat, oder bloß hofft, ihnen hülfreich zu werden in der Gefahr, auf ihrer Seite zu stehn gegen die Widersacher, Unheil und Untergang mit ihnen zu theilen, darüber läßt sie der Dichter nichts Näheres aussprechen: auch dieses mit weiser, ihrer bedenklichen Situation angemessenen Enthaltsamkeit. Er selbst ohne Zweifel dachte an diejenigen Anstrengungen der Fürstin von Conti, welche sie, in den ersten Zeiten der ausgebrochnen Revolution, mit männlichem Wagemuth machte, um die Person Ludwigs XVI vertheidigen zu helfen. Was aber in Eugeniens Zukunft sich vorbereite, der hochsinnige Jüng-

ling, welcher jetzt ihr seinen starken Arm reicht, um sie aus tobenden Fluthen an's Ufer zu ziehn, er bleibt, wie wir sie kennen, an ihr Schicksal dauernd geknüpft. Hat er doch ihr jede Rücksicht mit entsagender Treuherzigkeit aufgeopfert; findet er sich doch, noch in ihrer Erniedrigung, durch ihre Erscheinung, durch ihre Nähe, durch ihr Zutraun köstlich geehrt! Auch seine Verhältnisse sind ihm theuer; auch er steht in der menschlichen Gesellschaft durch seinen Beruf, durch seinen Charakter, durch die Würde des Bürgers ehrwürdig da: was er, aus seinem rühmlich geschlossenen Kreise heraus, zu Aufrichtung der aus ihrer Bahn gewaltsam Verdrängten unternimmt, mögte dem Werthe des Muthes und der Hingebung nach von dem Werthe jener zufälligen Güter, auf welche die Prinzessin verzichten muß, nicht überwogen werden. Und wer in den Tagen der Verdunkelung ihr treu zur Seite getreten, wie vermögte sie, ohne unsre Achtung einzubüßen, in den Tagen der Erhebung den zu verleugnen?

Die Voraussetzung übrigens, daß Göthe Eugeniens Geschichte in einer trilogischen Folge, nach der älteren griechischen Tragiker Weise, dramatisch zu verarbeiten beabsichtiget, kann auf diese Frage über den Schluß unsres Stückes keinen Einfluß haben. Denn wie allerdings die Trilogie sich in einem dreitheiligen Verhältnisse gleichsam musikalisch zusammenordnet, und folglich der Zusammenhang des einen Stückes in den des andern hinüberreicht, so hindert dieß doch gar nicht, daß nicht ein jedes der drei in dem einen Cyklus verbundenen Stücke ein für sich bestehendes Ganze zu bilden habe, wie dieß die zu

der einzig noch übrigen altgriechischen Trilogie, der Oreſtie des Aeschylus, gehörigen Tragödien Agamemnon, Choephoren und Eumeniden sattsam beweisen. Die aufgeregten Scenen einer revolutionären Königsentthronung, in welchen Prinzeß Conti ihrer Aussage nach nicht ohne eine Rolle geblieben, hätten allerdings ein reiches und wirkungsvolles Gemählde als Mittelstück einer Trilogie von der Natürlichen Tochter abgeben mögen: in wiefern aber die gänzliche Verschollenheit seiner Hauptperson bei den späteren Ereignissen ihn um den Stoff für ein Schlußstück gebracht, könnte den Eifer unseres Autors für eine solche Idee einigermaßen erkältet haben. Wie dem auch sey, die Natürliche Tochter, wie wir jetzt sie vor uns haben, bleibt ein in sich gerundetes, wohl und künstlerisch vortrefflich abgeschloßnes Ganze, und ist als solches auch lediglich aus sich selbst zu beurtheilen.

Es würde zu weit führen, hochgeehrte Versammlung, ja es hieße wohl einem gebildeten Urtheile mißtrauen, wenn ich diese Zergliederung der Ideen, die unsern vaterländischen Meister bei der Natürlichen Tochter beseelten, in die einzelnen Scenen verfolgen wollte. Ich wage zum Abschlusse meiner sehr ungenügenden und weit hinter der Größe ihres Gegenstandes zurückbleibenden Würdigung es nochmals dreist und unumwunden auszusprechen, daß an Hoheit, Würde und großartig strenger Durchführung der Idee diese Tragödie in der gesammten Litteratur aller Völker kaum ihres gleichen hat, und daß sie unbedingt wenigstens alle Erzeugnisse der deutschen Melpomene in classischer Vollendung, in Zartheit und Lieblichkeit der

Hauptperson, in keuscher Wahl drr Situationen, endlich aber in melodischem Wohllaute des Rhythmus und der Sprache weit hinter sich läßt, wie sie unter Göthe's eignen dramatischen Leistungen in diesen Hinsichten oben an steht.

Erlauben Sie mir nun, hochgeehrte Versammlung, diese Vorlesung mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu beenden. Man hat den Schauspielen Göthe's den Vorwurf gemacht, daß sie wohl dramatisch seyen, aber nicht theatralisch. Es ist wahr, sein klares, ruhiges, episch-behagliches Gemüth ist allerdings geneigter, sich der feinen und sinnreichen Entwickelung gemüthlicher, den geheimsten Tiefen der menschlichen Brust abgelauschter Verhältnisse dahinzugeben, als ein Getümmel wirkungsreicher, nach außen leidenschaftlich hindrängender Aufregungen in rascher Aufeinanderfolge an uns vorüber zu führen. In seinen Stücken zeigt sich wohl ein Anstoß, eine Verwickelung, eine Auflösung, alles in großen, bedeutsamen und das Herz auf das Innigste bewegenden Conflikten, welche Parthieen das Wesentliche des Dramatischen begründen; aber die Handlung geht so zu sagen mehr in den Gemüthern der dramatischen Personen vor, als daß sie sich in lebhafter, breiter, das Auge beschäftigender Thätigkeit darstellte, worauf seinerseits der Inbegriff des Theatralischen beruht. In wiefern aber nun ein Theater durch die Vortrefflichkeit seiner Leistungen, die Höhe seines geistigen Strebens, den richtigen Begriff von seiner eigentlichen Bestimmung auch den Kunstsinn der Zuschauer mehr oder minder an das Idealische gewöhnt hätte, mögte

sich zunächst auch am meisten beurtheilen lassen, wie weit das Dramatische eines Stückes mehr oder minder der theatralischen Zuthat bedürfte, um seines Effektes auf das Publicum gewiß zu bleiben. Unser deutsches Theater aber liegt gegenwärtig in einer unleugbaren Agonie. Nicht, daß wir hier die Eifersucht zwischen Oper und Schauspiel und die Vorliebe der Zeitgenossen für die erste zur Beinträchtigung des letzteren zur Erörterung bringen wollten: denn diese Vorliebe und diese Beeinträchtigung sind nicht eine Ursache, sondern bloß eine Folge der allgemeinen Verschlechterung unsrer Bühne; was diejenigen beherzigen sollten, welche dem immer zunehmenden Musikgeschmacke unsrer Landsleute zum Nachtheil reden, als könnte je, wo ein wahres Verhältniß obwaltet, eine Kunst durch die andre bleibend verdunkelt werden. Sondern in der gänzlichen Abirrung von der wahren herzerhebenden, den Geist bildenden Bestimmung der dramatischen Kunst, in der übertriebenen und lächerlichen Effektsucht, dem maas- und vernunftlosen Pompe und dem Puppenspiel mit Decorationen, Bühnenschmuck, Maschinerie, und allem Zubehöre des Aeußeren; in dem Mangel endlich an guten in einer Schule dramatischer Kunst sorgfältig gebildeten und für ihre Aufgabe begeisterten Schauspielern, in diesen traurigen Einzelheiten besteht der jetzige Verfall des Theaters. Die Bestimmung der dramatischen Kunst ist, durch dichterische Vergegenwärtigung der bedeutenden und ein geistig lebenvolles Interesse gewährenden Momente des Menschenlebens unserm Gemüthe ein idealisches Daseyn vorzuspiegeln, ihm das Bild einer freien genialischen Gesetzlich-

keit in dem scheinbar Zufälligen und Willkührlichen der Erscheinungen darzustellen, es über das Alltägliche, Sinnverwirrende, Zusammenhanglose durch ein Höheres, Klargeordnetes, künstlerisch Verbundenes anmuthig und wohlthätig zu täuschen. Hiebei soll der Geist auferbaut werden durch die Sinne; das, was wir schauen, soll nur ein Symbol seyn dessen, was wir zu empfinden, zu denken haben; es soll eine edle Harmonie des Genusses zwischen den verschiedenen Kräften unserer Auffassungsvermögen vertheilt werden. Statt dessen bringt uns die heutige Bühne eben jenes Alltägliche und Gemeine, das wir vor ihr vergessen sollten, in abentheuerlicher, phantastischer Verzerrung, was sie für poetisches Gewand hält, vor die Augen; nicht bloß jene langweilige Familienmisere, über welche Schiller klagte, auch die gesammte widerliche Unwürdigkeit, welche den Zustand der Menschheit in ihren verschiedenen öffentlichen Verhältnissen bedrängt, wird in ihrer nacktesten Unmittelbarkeit wiederholt; Unnatur, affreuse, ekelhafte Rohheit, platte, abgedroschne Alltäglichkeit, und tausendgestaltige Absurdität bieten um die Wette sich auf unsrer Bühne die Hände, und selbst die leibhafte Bestialität wird zu Verstärkung unsrer theatralischen Effekte zu Hülfe genommen. Was sonst den Geschmack einer brutalen Menge auf dem Marionettentheater herumziehender Marktschreier zu betölpeln pflegte, führen unsre Theater jetzt zur Augenweide der gebildeten Welt im Großen aus. Der plumpste zugleich und kleinlichste Sinnenkitzel ist das Losungswort unsrer Bühnen; der Theaterschneider ist eine wichtigere Person bei ihren Lei-

stungen, als Regisseur und Director: an Einheit, Geist und Geschmack in den zusammengehörigen Wirkungen der verschiedenen für den dramatischen Zweck zu Hülfe gerufenen Künste ist nicht mehr zu denken, und eben so wenig findet sich, daß es den Schauspielern noch einfällt, auf ein Ganzes gemeinsam hinzuarbeiten, ihre Individualität dem Charakter der Rollen unterzuordnen, ein poetisches, und nicht ein ordinäres Wesen darzustellen; bis auf Vortrag, Aussprache, Accent, ja grammatische Richtigkeit im Sprechen, sind sie dissolut in Behandlung ihrer so viele und sorgfältige Studien erfordernden Kunst. Es erscheint lächerlich, wenn jemand einen Augenblick zweifeln wollte, daß nicht der nächste beste von seiner Werkstätte weggelaufene Handwerksgesell, wenn es hoch kommt, ein verdorbener Student, ohne weitere Vorbereitung, als daß er etwa in Claurens Romanen die Nüancirung der zärtlichen Leidenschaften studiert habe, zum ersten Liebhaber, wohl gar zum tragischen Helden geeignet sey. Daß man für die Bühne nicht bloß sich die Fähigkeit müsse erworben haben, in den Geist eines dichterischen Werkes mit zartem Gefühle, warmer Empfänglichkeit, gebildetem Verstande tief einzudringen, auf daß man es nicht etwa bloß für die einzelne Rolle, die man darinne zu spielen hat, nothdürftig begreife, sondern es auch in allen seinen Theilen verstehe, es in seiner Totalität überhaupt, es als ein Kunstwerk künstlerisch aufzufassen wisse; sondern daß man selbst für das Kleinste, für das Scandiren der Verse, für die gleichmäßige Aussprache und Betonung fremder Namen und Wörter, für das theatralische Stehen, Gehen

und Bewegen, gerade so eine Schule müsse durchgemacht haben, wie der Soldat bei seinem Exerciermeister: diese Anmuthung erscheint unsern heutigen Rosciern eine Thorheit murrsinniger Pedanten.

In diesen Verfall aber, hochgeehrte Versammlung, hat nicht das Publicum, nicht die Schauspieler, nicht eine der dramatischen Kunst entfremdete Richtung der Zeit, sondern lediglich die Dichter selbst unser Theater gebracht. Es wäre eine Beleidigung gegen Deutschlands gebildete Menschen, es wäre eine Versündigung an dem guten Geschmack, wenn man im Ernste sich einbilden könnte, daß die Gewalt des Schönen, wo sie in ihrer einfachen und edlen Würde zur Erscheinung gebracht würde, nicht mehr im Stande sey, ein Publicum zu finden. Es würde die seltsamste Verdrehung der Verhältnisse beurkunden, wenn man wirklich dem Schauspieler, der denn doch nichts mehr als das Werkzeug, im besten Falle der Dolmetsch des Dichters ist, bei gehöriger Leitung, noch so viel Einfluß zutrauen wollte, daß Er es vermögte, die Kunst zu Grunde zu richten. Aber erst jene bequemen und irdischgesinnten Einlieger am Musenberge, welche die Armseligkeiten der Alltagswelt auf die Bühne brachten, weil sie ihren Geist zu einer consequenten Auffassung und Durchführung ächt dichterischer Ideen erheben nicht wollten oder nicht konnten, haben dem deutschen Theater den Stoß gegeben: in ihrem Sinne dann haben jene ungenialen, aber in hochtrabender, geschraubter, verzerrter Aftergenialität sich abentheuerlich blähenden Schicksalstragiker, Shakespearo- und Calderomanen das Uebel vollendet; sie haben,

da die innere Leerheit und Oede des dichterischen Antheils an unseren dramatischen Aufführungen immer anstößiger hervortrat, die Directionen und die Spieler dahin gedrängt, mit dem anspruchvollen und kostspieligen Behängsel des Bühnenapparates die Morschheit und Blöße des inneren Wesens zu verdecken; und nachdem man einmal im Zuge war, diese gänzlich untergeordneten Dinge als die Hauptsache anzusehn, ist es da ein Wunder, wenn es nun vollkommen so geworden ist, daß nicht mehr Decorationen, Maschinerie und sonstiges Außenwerk für die Stücke herbeigeschafft, sondern ganz eigentlich die Stücke für die Decorationen und die Garderobe geschrieben werden? daß der fadeste und abgeschmackteste Stoff, ohne alle Nachfrage nach dramatischer Behandlungsfähigkeit, dialogisch zu einem Bühnenstücke zugeschneidert wird, wenn man es nur anzubringen weiß, daß es recht viel, und recht Abentheuerliches darinne zu sehn giebt? Wir wissen alle, wie wenig auf die Länge diese unwürdigen Harlekinaden vorhalten wollen. Unsre dramatische Kunst kann bloß dadurch wieder gehoben werden, und nur dann auch sich des Beifalls aller wahrhaft Gebildeten wieder erfreun, wenn der Geist und Geschmack jener Heroen, die einst, in unvergeßlicher Zeit, eine deutsche Bühne geschaffen, wenn der Geist Lessing's, Göthe's, Schillers, unsre jungaufstrebenden Genien wieder erfüllt. Es ist dann zu erwarten, daß auch die Ansichten über Dramatisches und Theatralisches sich anders gestalten, und nicht der Maaßstab des letzteren sich bloß nach dem groben, sinnlichen Effekte, sondern nach der Harmonie der poetischen Anforderungen

bestimmen werde. Zur Erkenntniß aber jenes hohen Geistes in den Werken des größten Meisters, der die deutsche Muse verherrlicht, nach meiner mäßigen Kraft auch beizutragen, war einer der Gründe, hochgeehrte Versammlung, welche mich bestimmten, Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit für einige Vorträge während dieses Winters mit geziemender Ehrfurcht in Anspruch zu nehmen. Keine Nation hat etwas Größeres, als die Schätze ihrer Sprache und ihrer Schrift: nichts außer diesen, nicht Macht, nicht Wohlstand, nicht Länderumfang, sind geeignet, ihr Andenken auf eine dankbare Nachwelt zu bringen. Das ungeheure Reich des Cyrus und seiner Nachfolger füllt einige dürre Blätter in der Weltgeschichte; Griechenland, in der Blüthe seiner Größe die Gränzen eines mäßigen deutschen Königreiches nicht überschreitend, hat einen unvergänglichen Namen bei Jung und Alt. Rom, mit seiner Weltherrschaft, wäre sammt den Barbaren in Vergessenheit gesunken, die es nach und nach geplündert, ausgebrannt, umgestürzt haben, hätte nicht sein Cäsar die sieben denkwürdigen Jahre, die er in Gallien gekriegt, mit dem Griffel eines feinsinnigen Weltmannes beschrieben, hätte nicht Virgil den frommen Aeneas mit seinem fürstlichen Geschlechte bis auf Augustus herab in den Tempeln des Ruhms aufgestellt, nicht Horatius einen Spiegel seines ächthumanen Geistes in unvergänglichen Schriften niedergelegt. Daß Sie mir, hochgeehrte Versammlung, vergönnen wollen, über Interessen von solchem Belange vor Ihnen zu reden, verpflichtet mich zu der innigsten, wärmsten

Dankbarkeit; in der angenehmsten Erinnerung werden mir die Stunden bleiben, wo Sie mir die Ehre Ihrer so zahlreichen und theilnehmenden Gegenwart schenkten, und es wird mir zu ausgezeichneter Freude gereichen, wenn ich mir schmeicheln darf, Ihrem gütigen Zuspruche auch für den künftigen Winter nicht vergeblich entgegen zu sehn.

Die Geschichte der Braut von Corinth,

aus einem antiken Actenstücke.

(Vorgelesen im Museum zu Frankfurt am Main am 23 April 1824).

Der Göthischen Braut von Corinth liegt ein antikes Actenstück zum Grunde, das in mehrfacher Hinsicht interessant genug ist, um es der Mittheilung vor dieser hochgeehrten Versammlung würdig zu halten. Jenes Gedicht hat bis jetzt vor vielen, denen seine Tendenz kein Räthsel zu seyn dünkte, als eine leichtfertige Production gegolten, deren Absicht nichts Geringeres sey, als den Werth der christlichen Religion mit dem Ernst ihrer Entsagungen gegen die phantastische, den Sinnengenuß begünstigende Sittenlehre des Heidenthums in Schatten zu stellen, und eine Sehnsucht nach der antiken Phantomenwelt in lüsternen Gemüthern ruchlos anzufachen. Vielleicht trägt die Aufdeckung des historischen Bodens, auf welchem eine so verdächtige Pflanze gewachsen, einigermaßen dazu bei, die schlimmgedeutete Willensmeinung des Dichters einer günstigeren Beurtheilung zu empfehlen, und auch an dem genannten kleinen Meisterstücke von neuem klar zu machen, wie glücklich die Natur ihren Liebling, unsern großen Landsmann, bei der Gabe bedacht, jedem Gegenstande irgend eines Vorkommens, sey es idealischer oder histori-

scher Art, diejenige Seite abzugewinnen, von welcher aus er sich im Spiegel der Dichtkunst schicklich darstellt und der empfänglichen Seele mit einem deutlichen, wahren und sicheren, mit Einem Worte, einem plastischen Eindrucke sich aufprägen mag. In wiefern bei dieser schöpferischen Operation die moralischen Forderungen, welche die unklare Aesthetik des Tages an die Kunst mit tausendfach wiederholter Dringlichkeit stellt, entweder in der Dichtung innerstem Wesen schon ohne alles äußere Verlangen sich erfüllt zeigen, oder nach aufgeklärten Mißverständnissen der Beschränktheit von selbst auf sich beruhen, wäre der Stoff einer eigenen Erörterung, der wir irgend ein andermal zu genügen bereit wären.

Ueberlassen wir aber der hochgeehrten Versammlung, das historische Actenstück mit dem Gedichte zusammenzuhalten, um so eben Angedeutetes des Weiteren selber bewährt zu finden, so dürfen wir doch keineswegs über ersteres selbst die nöthige litterarische Notiz vorenthalten. Es ist besagtes Actenstück entnommen aus einer kleinen griechischen Schrift, betitelt von wunderbaren Dingen, als deren Verfasser Phlegon von Tralles, ein gelehrter Freigelassener des Kaisers Hadrianus, aufgeführt wird. Dasselbe besteht in einem officiellen Berichte des Befehlshabers einer griechischen Stadt an seinen Proconsul; leider aber fehlt der Anfang dieses Actenstückes, daher wir den Namen der Stadt selber nicht erfahren, wohl aber ersehen, daß die geisterhafte Braut Philinnion, ihre Aeltern Charito und Demostratos, der Gastfreund endlich Machates hießen. Eine Bemerkung kann hiebei

nicht unterdrückt werden. Die Schrift des Phlegon enthält allerdings eine ziemliche Anzahl sehr abergläubischer und lächerlicher Dinge; allein abgesehen von jenem Hamletischen Spruche: es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsre Philosophie nicht träumen läßt, macht der Umstand, daß jenes Capitel gerade ein Archivstück ist, dasselbe an sich schon bedeutender: dürfen wir aber der Anführung des Aelius Spartianus Glauben schenken (und es läßt sich nichts Besonderes dagegen erheben), daß nämlich Phlegon von Tralles zu den unter seinem Namen umlaufenden Schriften nichts als eben diesen Namen hergegeben, der wahre Urheber selbiger aber Kaiser Hadrianus in eigener Person gewesen, so hätten wir eine Bürgschaft mehr, die wunderbare Geschichte, wie sie nun zusammengehangen haben mag, nicht bloß für eine Lächerlichkeit zu erklären, die man dem guten Freigelassenen aufgebunden, da ohne Zweifel das Actenstück selbst, wie wir es lesen, unter die Augen des Kaisers gekommen, und von ihm aufbewahrt ist. Kaiser Hadrianus war ein sehr unterrichteter, man kann sagen, ein gelehrter Fürst, obwohl sich sein Studium eben in dem Abentheuerlichen und Bizarren gefiel, und er im Ganzen dabei mehr seine Unterhaltung als Belehrung suchte, wie denn bekannt ist, daß er es ungern sah, wenn ihm seine Gelehrten widersprachen, und etwas besser wußten, als Er selbst; daher denn auch Einer derselben seinen Collegen, als sie ihm vorwarfen, er habe ohne Ursache dem Kaiser in einem Streite über die Aechtheit eines lateinischen Wortes nachgegeben, erwiederte:

Ihr thut Unrecht, meine Freunde, daß ihr mir nicht gestatten wollt, einen, der dreißig Legionen hat, für gelehrter als uns alle zu halten. Was aber für unsre gegenwärtige Mittheilung an der Persönlichkeit dieses antiken Herrschers einen eigenen Werth hat, ist die Thatsache, daß er das Christenthum kannte, und bei einer unbestreitbaren Einsicht in die welthistorischen Folgen seiner Verbreitung den alten Cultus gegen dasselbe in Schutz zu nehmen besonders strenge bemüht war. Jedoch wir geben jetzt das Actenstück selber, fragmentarisch, wie es anhebt. Von der Amme heißt es: — — geht sie nach dem Gastzimmer zu an die Flügelthüre, und sieht beim Scheine der Lampe das Frauenzimmer zur Seite des Machates sitzen. Außer sich über diese wunderbare Erscheinung rennt sie zur Mutter, und mit lautem Geschrei rufend: Charito! Demostratos! verlangt sie, daß sie aufstehen und mit ihr zu ihrer Tochter gehen: leibhaftig sey sie da, bei dem Fremden, in dem Gastzimmer, was nun die Götter damit vorhaben mögten! Charito, bei Anhörung einer so seltsamen Rede, blieb anfangs ihrer Sinne nicht Herrinn, und sank in Ohnmacht, theils wegen des Entsetzlichen dieser Kunde, theils wegen des Lärms der Amme: einige Zeit darauf aber, bei der Erinnerung an ihre Tochter, brach sie in Thränen aus; und zuletzt erklärte sie die Alte für wahnsinnig, und befahl ihr, sich augenblicklich zu entfernen. Da indeß die Amme schmählte und dreist behauptete, sie sey bei vollem Verstande, und wisse wohl, was sie sage, Charito aber wolle aus Furcht ihre Tochter nicht sehen, machte sich endlich letztere auf, theils von der

Amme bestürmt, theils um sich zu überzeugen, was an der Sache wäre, und begab sich an die Thüre des Gastzimmers. Da aber nun schon eine geraume Zeit verflossen war (es mogte bereits die zweyte Runde gemeldet seyn) kam Charito zu spät. Denn sie schliefen jetzt. Indem jedoch die Mutter durch das Schlüsselloch blickte, glaubte sie die Kleider und die Gesichtsbildung ihrer Tochter zu erkennen, hielt aber in Ermangelung weiterer Mittel, um der Wahrheit sogleich auf den Grund zu kommen, für's Beste, ruhig zu bleiben. Denn sie hoffte, wenn sie in aller Frühe aufstünde, das Frauenzimmer anzutreffen, käme sie aber zu spät, den Machates über alles auszufragen; denn er werde doch bei der Befragung über eine so wichtige Sache die Wahrheit sagen. Darum schwieg sie und ging. Als aber die Frühe angebrochen, fand sich, daß jene, sey es nach göttlicher Fügung, oder durch einen Zufall, in aller Stille verschwunden war. Die Mutter aber, als sie dazugekommen, sey böse gewesen über den Jüngling, daß er sie fortgelassen, und nachdem sie ihm alles von Anfang an erzählt, habe sie seine Kniee umfaßt, und ihn beschworen, die Wahrheit zu sagen ohne den geringsten Rückhalt. Der Jüngling nun, mit sich selbst kämpfend, war anfangs verlegen, und mit Mühe nur gab er endlich ihren Namen zu erkennen, daß es Philinnion sey, und erzählte, wie sie hereingekommen, und ihm zu verstehen gegeben, daß sie ihn ohne Wissen ihrer Aeltern besuche: worauf er zu Beglaubigung seiner Aussage seinen Koffer aufschloß, und was sie ihm dagelassen hervorlangte, den goldenen Ring, den er von ihr

empfangen, und das Leibchen, das sie in der vorigen Nacht zurückgelassen. Als aber Charito solche Zeichen sah, schrie sie auf, und nachdem sie ihre Unter- und Obergewänder zerrissen und ihre Haube vom Kopfe geschleudert, warf sie sich an die Erde, breitete die Arme über den Erkennungszeichen aus, und begann einen herzzerschneidenden Jammer. Der Fremde aber, diesen Vorgang schauend, und wie alle in einem Uebermaaße von Herzeleid waren und in Thränen schwammen, als sollten sie eben die Mutter geradezu begraben, war gerührt, und sprach ihnen zu, flehend, daß sie aufhörten, und ihnen versprechend, wenn sie wiederkäme, sie ihnen zu zeigen. Darüber beruhigte sich die Mutter, und nachdem sie ihm aufgetragen, seines Wortes ja wahrzunehmen, begab sie sich in ihr Gemach. Wie nun die Nacht gekommen und die Stunde da war, um welche Philinnion zu erscheinen pflegte, gaben jene genau Acht, da sie ihre Ankunft mit Augen sehen wollten, sie aber kam. Nachdem sie nun in dem gewöhnlichen Augenblicke eingetreten, und auf dem Ruhebette saß, ließ sich Machates nichts merken, war aber aufmerksam, um die Sache zu ergründen; denn er glaubte übrigens nicht daran, daß seine Braut eine Todte sey, da sie um eine so sorgfältig eingehaltene Stunde zu ihm kam, und überdieß mit ihm aß und trank, und so schien ihm, was ihm jene gesagt, ein Mährchen. Nach seiner Meinung konnten Todtenräuber das Grab der Tochter des Demostratos aufgewühlt und die Kleider und den goldenen Schmuck dem Vater des Frauenzimmers, das seine Hausgenossen für einen Geist hielten, verkauft

haben. In der Absicht nun, die Wahrheit aufzuklären, schickt er heimlich seine Diener, jene zu rufen. Als nun Demostratos und Charito auf der Stelle herbeikamen und sie betrachtet hatten, waren sie anfangs zwar sprachlos und erschüttert wegen des Unglaublichen des Anblicks, wie sie aber hinterher aufschrieen und ihre Tochter umklammerten, da sprach Philinnion Folgendes zu ihnen: Meine Mutter und mein Vater, wie unbillig mißgönnt ihr mir, bei dem Fremden drei Tage nur zu seyn in meinem väterlichen Hause, ohne daß ich jemandem Leid zufüge. So werdet denn Ihr nun nur neuen Schmerz erleben wegen eurer Neugier, ich aber gehe wieder zu dem bestimmten Orte; denn nicht ohne göttlichen Willen kam ich hieher. Nach diesen Worten sank sie auf der Stelle todt zurück, und man hatte den Leichnam ausgestreckt auf dem Bette vor Augen. Wie nun die Mutter über sie herstürzte und der Vater, und große Aufregung und Wehklage im Hause entstand über den Vorfall, maaßen ein grausenvolles Schauspiel und ein ganz unglaubliches Geschick sich zugetragen, wurde die Sache bald in der Stadt ruchtbar, und mir gemeldet. Jene Nacht nun ließ ich die Volkshaufen auseinander halten, welche sich vor dem Hause versammelten, und suchte jeden Auflauf zu verhüten, der bei der Verbreitung eines solchen Gerüchtes entstehen konnte. Am tiefen Morgen war das Theater gefüllt; und als nun alles der Reihe nach mitgetheilt war, schien es uns zweckmäßig, zuvörderst uns nach dem Grabe zu begeben und nachzusehen, ob der Cörper auf dem Todtenbette sey, oder ob wir den Platz

leer finden würden. Es waren noch nicht sechs Monate seit dem Tode des Mädchens verflossen. Als nun die Gruft von uns geöffnet war, in welcher alle Angehörigen jenes Hauses nach dem Verscheiden beigesetzt wurden, fanden sich auf den anderen Lagerstätten die Cörper alle, von den schon länger Abgeschiedenen aber die Knochen: nur auf dem Bette, wo Philinnion war hingelegt worden und bestattet war, fanden wir den eisernen Ring von dem Fremden liegen, und den in Gold gefaßten Becher, was sie beydes von Machates am ersten Tage empfangen hatte. Voll Verwunderung und Bestürzung nun eilten wir sofort zu Demostratos in das Gastzimmer, um der Todten ansichtig zu werden, ob sie wirklich da wäre. Da wir sie nun am Boden liegen sahen, versammelten wir uns zu gemeiner Versammlung, denn das Vorgefallene war wichtig, und unglaubhaft. Wie nun aber in der Versammlung die jungen Leute gewaltig aufgeregt waren, und beinahe niemand wußte, was er aus der Geschichte machen solle, so erhob sich zuerst Einer Namens Hyllos, der bei uns in dem Rufe steht, nicht nur der trefflichste Weissager, sondern auch ein sehr geschickter Vogelschauer zu seyn, und sich früher in seiner Kunst zur Genüge bewährt hat, und befahl, das Weib außerhalb der Gränzen zu verwahren, denn es thue nicht mehr gut, diese Person innerhalb der Gränzen unter die Erde zu bringen, dabei aber dem unterirdischen Hermes, und den Eumeniden Sühnopfer zu reichen; sodann gebot er gleichermaßen alle zu reinigen, auch die Tempel einzusegnen, und was den Todtengöttern herkömmlichermaßen zukommt, zu ver-

richten. Mir nun insonderheit trug er auf, für den Kaiser und das Reich dem Hermes zu opfern und Zeus dem Wirthlichen und Ares, und dieß mit gehörigem Ernste auszurichten. Da dieser solches offenbart, thaten wir unsres Theils, was uns befohlen war, der Fremde aber, der Machates, zu welchem die Erscheinung gekommen war, brachte sich aus Verzweiflung gewaltsam von der Welt. Dünkt es dir nun gut, diesertwegen an den Kaiser zu berichten, so schreibe mir zugleich, damit ich auch einige derer, die sich über die Sache im Einzelnen erkundigt, zu dir schicke. Lebe wohl.

Ueber den Wilhelm Tell von Schiller.

(Vorgelesen im Museum zu Frankfurt a. M. am 28 Decbr. 1827).

Hochgeehrte Versammlung!

Wenn der rasche Genuß, den die genügende Aufführung eines dramatischen Kunstwerkes zu gewähren vermag, uns die Allgewalt der Bühnenpoesie gleichsam durch Berauschung fühlbar macht, so verschaffen wir uns eine weniger glänzende, aber desto lehrreichere Unterhaltung, sobald wir in dem Nachdenken ruhiger Zurückziehung die Eindrücke einer solchen Leistung zu ordnen, zu zergliedern, neuerdings zusammenzusetzen versuchen, und uns über Maaß und Werth ihrer Wirkung Rechenschaft ablegen. Es hat diese Uebung jenen vorzüglichen Vortheil, daß wir über das Verhältniß der Poesie zu unserer persönlichen, wie überhaupt zur menschlichen Bildung in unmittelbarer Anschauung Klarheit erwerben, und falls wir empfinden, daß jene wunderbare Kunst nicht bloß einen zufälligen Schmuck ausmache, welchen der Himmel uns in das Daseyn zugegeben, sondern, daß sie in schwesterlichem Vereine mit allen diese Sinnenwelt begeistigenden Ideen, mit Religion, mit Wissenschaft, mit Liebe, mit allen Tugenden, das Leben selbst sey, zur Einsicht darüber

gebracht werden, welche Wichtigkeit überhaupt jene Eindrücke haben, und wie wenig wir es als gleichgültig ansehen dürfen, in welchem Sinne man dichterisch, und namentlich von der Bühne her, auf uns wirke.

In unsern Tagen, die man nicht mit Unrecht anklagt, daß sie einen Verfall der scenischen Dichtkunst herbeigeführt haben, ist jene künstlerisch sittliche Betrachtungsweise seltener geworden. Der Eindruck eines Theaterstückes wird in der Regel nach dem größeren oder geringeren Anlasse beurtheilt, den es dem Schauspieler zu leidenschaftlicher Action und glänzendem Vortrage, dem Maschinenmeister zu complicirten Kunststücken, dem Decorateur zu prachtvollen An- Aus- und Durchsichten bereitet. Da nun auf diese oberflächlichen Erfolge auch die Anlage unserer neueren dramatischen Dichtungen großentheils berechnet ist, so wäre wohl an sich über diesen Mangel ernsthafter Auffassung nicht sonderlich zu klagen; hätte es nicht auf der andern Seite etwas Betrübendes, daß gerade solch ein ungründlicher Genuß die Gemüther zu fesseln vermag, und nach einem gediegeneren sich wenige sehnen.

Wir sind indeß nicht berufen, an dieser Stätte über die Gebrechen des Zeitgeschmackes zu trauern, die, wie alles, ihre Nothwendigkeit mit sich führen, wie alles, auch in ihrer Herbe nicht so trostlos und unfruchtbar sind, daß sie nicht selbst die Keime heilsamer Umwandlung zum Besseren enthielten. Vor dieser hochgeehrten und kunstsinnigen Versammlung dürfen wir vielmehr solcher trüben Beobachtungen uns gänzlich entschlagen, und auf einige

Augenblicke jene schönere Zeit schon gegenwärtig denken, wo der Werth ästhetischer Erscheinungen in tieferer Anregung vestgehalten wird, und man insbesondere sich vom dramatischen Dichter nicht läßt mit einer vorübergehenden Sinnenergötzung zufrieden stellen, sondern, wie es die großen Genien früherer Tage geleistet, von ihm ergriffen, erschüttert, erwärmt, erhoben, und im innersten Wesen durchdrungen seyn will. Sollte es uns nicht mißlingen, in diesem Sinne die Bedeutung eines der herrlichsten und anmuthigsten theatralischen Werke, durch welches ein Liebling der Nation seines Namens Unsterblichkeit in unserer Literatur auf's Trefflichste gesichert hat, in einigen Grundzügen auf eine Weise entwickelt zu haben, daß diese hochgeehrte Versammlung unseren Vortrag ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth fände, so würden wir den Zwecken unseres wissenschaftlich-künstlerischen Vereines einigermaßen zu entsprechen hoffen.

Versuchen wir zunächst die dramatische Gattung zu bestimmen, welcher Schillers Wilhelm Tell sich am schicklichsten anreiht, indem über diesen Punkt die Kritik nicht ohne Mißverständnisse geblieben ist. Da man nämlich von den Alten gewohnt war, das dramatische Fach sich von selbst und in entschiedener Abgränzung in Tragödie und Komödie zerlegen zu sehn, auch in den mehrsten Productionen des neueren romantischen Drama über die Hinneigung zu der einen oder der andern Abtheilung kein Zweifel herrscht, hat man nicht recht gewußt, was aus denjenigen Bühnenstücken zu machen sey, die da welthistorische Lebensverhältnisse in durchaus ernsthafter Haltung

zur Darstellung bringen, ohne daß doch ein unverkennbar tragischer Ausgang berechtigte, sie der Tragödie zuzuzählen. Wenn man in ganzen dramatischen Reihenfolgen, wie etwa dem Shakspeareschen Cyklus aus der Englischen Geschichte, auf Stücke stieß, welche dieses tragischen Abschlusses entbehrten, so hielt man sich, nicht ganz mit Unrecht, an den tragischen Effekt des großen Ganzen: fand man getrennte Dramen, denen sich jene strenge Eintheilung nicht gehörig anpassen ließ, wie dieß bei Calderon oftmals der Fall ist, so ward irgend eine Auskunft von dichterischer Sonderbarkeit, fremdartigem Volksthum, und dergleichen ermittelt, hinter welche sich die Theorie mit ihrer Unzulänglichkeit zu bergen verstand. Und so verfiel man denn auch bei unseres deutschen Sängers Tell auf eine Abhülfe, zu welcher freilich ein Kunstfreund, dessen Magen nicht an unverdauten kritischen Grillen leidet, den Kopf schütteln muß. Man erklärte das Werk mit des Landvogts Tode tragisch beendigt, und den ganzen fünften Akt für einen müssigen Zusatz. Eine Weise, zu urtheilen, welche in dem zahllos sich anhäufenden tragischen Ephemerenschwalle unsrer modischen Geschwinddichter einen ihrer würdigen Betrachtungsstoff antreffen könnte; aber wahrlich mit sündigem Leichtsinne zur Ausübung gebracht bei Schiller!

Das Drama ist ein Bild des Lebens. Wenn nun im ernsthaften Fache vorzugsweise solche Stoffe der dramatischen Behandlung zusagen, wo über ein durch erhabene Verirrung, oder durch unverschuldete übermenschliche Prüfung anziehendes Individuum ein verhängnißvoller

Untergang herabgerufen wird, so ist doch diese Wendung des Menschenschicksals keineswegs zu ernsthafter Bühnendarstellung ausschließlich geeignet. Das Leben ist in einem ewigen Flusse: auch wo ein Ungeheures eingetreten ist, bleibt dieser Fluß nicht stehen, er begräbt es allmählig in seinen Wogen; und wie wir auf die Hügel unserer Geliebten die lebenvolle Rose pflanzen, und das Vergängliche an die Ewigkeit knüpfen, so begehrt unser dichterisches Gefühl selbst von der tragischen zermalmenden Erschütterung, daß sie es nicht, plötzlich abbrechend, in dem trostlosen Todtenreiche zurücklasse, sondern es will wenigstens mit einem kurzen sanften Dämmerklange aus der Oberwelt erinnert werden, daß auch noch Glück und Licht und Hoffnung leben, und daß auch an das tiefste Weh sich eine Herstellung, eine Ausgleichung, und ein Trost knüpfen. In diesem Sinne haben die antiken Tragiker gesorgt, durch den weisen und mäßigen Mund ihrer Chöre den Fall ihrer Helden mit einer Hindeutung auf die Gerechtigkeit und Vorsorge des höchsten Waltenden zu mildern, und auch die besten der neueren Tragiker entlassen den Zuschauer nicht leicht, ohne ihm durch irgend eine entsprechende Veranstaltung dieses Gefühl der Beruhigung mittelst eines Blicks auf der Weltordnung ewige und wohlthätige Gesetze mit auf den Weg zu geben. Nur wähle der Dichter hier weise und hüte sich, durch ein Uebermaaß vielmehr einen peinlichen Contrast herbeizuführen, statt den Eindruck seines tragischen Schreckens durch Milde zu versöhnen; in welcher Art sich Euripides vergangen, wenn er die Tragödie sogar mit Hochzeiten beschloß.

Es scheint demnach keineswegs, daß ein Leben um seines Ausgangs willen der scenischen Bearbeitung zusage, sondern der Ausgang wird um des Lebens willen dramatisch seyn. Stellt das Leben in sich selbst schon eine schönbegränzte Reihe von Ereignissen dar, die in dem Gemüthe des Zuschauers den Eindruck einer unter sich zusammenhangenden und eine entschiedene Katastrophe herbeiführenden Wechselfolge von That und Leiden hervorzubringen vermögen, so kann hieraus ein vollkommenes Drama entstehen, ohne daß dasselbe sich tragisch entwickele. Wir nennen diese Gattung schlechtweg das Schauspiel, und als dergleichen hat Schiller seinen Tell selbst charakterisirt. In wiefern aber dieses Drama die Forderungen, die an eine solche Gattung zu machen wären, auf das Genügendste erfülle, dürfte sich aus den folgenden Betrachtungen ergeben. Hätte Schiller dem Stücke, wie man es bei den antiken Tragödien öfters gethan hat, einen zweyten Titel geben wollen, so hätte es die sich freimachenden Schweizer heißen können. Er hätte damit zu leichterer Verhütung eines zweyten Mißverständnisses beigetragen. Man hat ihm nämlich vorgeworfen, es sey wider die Einheit der Handlung verstoßen, indem die Verschwörung auf dem Rütli neben Tells Bedrängniß und Rache als eine keineswegs untergeordnete Handlung einhergehe. Hierbei übersah man, daß Tells Geschick und Wagemuth, dem Boden jener patriotischen Verbindung biederer Männer zu Herstellung ihres Landes Freiheit entrissen und vereinzelt, eine in sich unbeschlossene nur halb verständliche Handlung würde gebildet haben. Ueber-

haupt aber kommen hier die alten Unklarheiten über den Begriff dramatischer Einheit neuerdings zu Tage. Einheit hat jede Handlung, deren einzelne Momente unter sich in einem organischen Zusammenhange bestehen: es muß aber diese Handlung darum nicht an eine einzige Person geknüpft seyn. Die Handlung des Schauspiels Wilhelm Tell ist die zu Abschüttelung eines ungesetzlichen und unerträglichen Joches von den Eidgenossen der Waldstette verschiedentlich, in Einem Geiste, gemachte Anstrengung; deren Gipfel und Blüthe die That Wilhelm Tells. Seinen Willen der Theilnahme zu des Vaterlandes Befreiung giebt er gleich von vorn herein zu erkennen:

Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
Und sollte sich dem Vaterland entziehn?

aber weil er sich fühlt als eine jener freudigen Naturen, denen im gehörigen Augenblicke das Rechte unmittelbar erscheint, so entbindet er sich von der langsamen bedächtigen Berathung, in der erst andere die Mittel ihrer Entschlüsse berechnen müssen:

Doch was ihr thut, laßt mich aus eurem Rath:
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedarf es meiner zu bestimmter That,
Dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen.

So schließen die eidgenössischen Männer ihren Bund, sicher, daß ihnen Tells Arm, da, wo es gilt, nicht mangeln werde: aber er, wie der durch seine Kraft alle still beseelende Genius, schreitet unterdeß frei und kühn über die Berge, bis, als die Tyrannei, das Aergste versuchend, um die Geduld eines redlichen Volkes mit einem Male

zu prüfen und auf immer zu fesseln, gegen ihn zuerst ihre Krallen ausstreckt, der Entschluß einer ungeheuren That wie ein Blitz zugleich in ihm einschlägt und rasch zur Ausführung kommt. Geßlers Macht und Künste waren, wie die Geschichte deutlich besagt, der bedenklichste Anstoß für das Unternehmen der Eidgenossen; sein Fall konnte als die Vorbedeutung und der Anfang eines völligen Gelingens gelten, und indem der Dichter das, was ihn herbeiführt, sinnvoll an die Berathungen des Rütli anschließt, hat er die Hauptmomente seines Drama zu einer lichtvollen Uebersicht gebracht, und die Einheit in einem höheren dichterischen Sinne vestgehalten, wenn er die Verjagung der übrigen Landvögte in den Hintergrund rückt, und dagegen der That Wilhelm Tells in der Episode mit Parricida eine glänzende und wirkungsreiche Folie verschafft. Wir werden auf diesen Punkt zurückkommen.

In der Behandlung seines Stoffes hat sich Schiller zwar eine gewisse Breite nicht versagt, aber es zeigt sich doch eine Fülle dramatisches Lebens, welche des Zuschauers Theilnahme im wirkungsvollsten Wechsel beschäftigt. Man vergesse nur nicht, daß an den Gestaden des Vierwaldstättersees nicht jene Titanischen Helden der antiken Tragödie, noch die leidenschaftlichen contrastvollen, haarsträubenden Scenen eines Shakspeareschen Schauspiels zu suchen sind. Der Wilhelm Tell hat, wie das Leben und die Natur des Landes, in dem er spielt, einen idyllischen Charakter; aber für wen in den einfachen, ja gelassenen Situationen, die er uns vorführt, etwas Ungenügendes

läge, der müßte nur eine enge Brust für die reizende Mannichfaltigkeit der Dichtkunst haben, und seine Begriffe von dem poetisch zu Leistenden nach sehr einseitigem Maasstabe modeln. Kann es denn übrigens eine bedeutendere Aufgabe für den dramatischen Dichter geben, als den Muth, mit welchem ein edles Volk unter Gefahr und Entsagung seine Freiheit einer tyrannischen Uebermacht abringt? Der Stoff hat solch eine Anziehungskraft, daß Aeschylus eine Ausnahme von dem Herkommen machte, blos Heroengeschichten der Mythenzeit auf die Attische Bühne zu bringen, und in seinen Persern die Befreiung Griechenlands vom Joche des Xerxes auf eine Weise feierte, die in eigenthümlicher Großheit einzig da steht in der Geschichte der Dichtkunst.

Wie der Junker von Wolfenschießen durch Conrad Baumgarten fiel, war es Herbst des Jahres 1306; um dieselbe Zeit büßte Beringer von Landenberg, des Kaisers Vogt in Unterwalden, den wohlhabenden Landmann, Heinrich von der Halden im Melchthale, um sein Gespann Stiere, und da Arnold, der Sohn, dem gesendeten Amtsknecht mit dem Stecken einen Finger zerschlagen, hierauf aber die Flucht genommen, um seine beyden Augen: im Sommer 1307 ließ Hermann Geßler, Ritter, Herr auf Burg Bruneck im Lande Luzern, Reichsvogt des Königs Albrecht in Schwyz und Uri, den Hut zu Altorf aufrichten und verunglimpfte den angesehenen Grundbesitzer Werner von Stauffach um sein neu erbautes schönes Haus; worauf Margaretha Herlobig, des letztern Weib (dem der Dichter den wohlklingenderen

Namen eines damals ebenfalls verehrten Geschlechtes ertheilt), ihren Gatten antrieb, sich im Lande um Abhülfe solcher Unbilden umzusehen.

Hierauf besprach Stauffacher die Noth des Landes mit Walther Fürst in Uri und Arnold vom Melchthal, der bei diesem verborgen lag. Sie schwuren den vorläufigen Eid, durch den sie auf ewige Zeiten als der Schweizer Freiheit ursprüngliche Begründer berühmt worden. Am Mittwoch vor Martini 1307 war die erste Versammlung auf dem Rütli; ob Tell dabei gewesen, ist nicht vollkommen ermittelt: aber Tschudi führt mit auf den Meier von Bürglen, der die Klostereinkünfte des Frauenmünsters von Zürich verwaltete; das war der Tell. Sonntag den 18ten November mußte Tell den Apfel von seines sechsjährigen Kindes Haupte schießen, und rächte den Zwang eines so unnatürlichen Wagnisses an Geßlers Leben; in der Neujahrsmitternacht des Jahres 1308 ward Schloß Roßberg erstiegen, Montag, am Neujahrsmorgen, Burg Sarnen geschleift, Landenberg in Frieden nach Luzern entlassen, Burg Lowerz im Lande Schwyz, der Twinghof in Uri gebrochen, und Sonntag darauf am 7ten Januar von den drei Landen der ewige Bund beschworen. Mittwoch am 1sten Mai fiel König Albrecht durch die Hand seines Neffen Johann, dem er das Erbe unter nichtigen Entschuldigungen vorenthalten.

Dieses sind in flüchtigem Abriß die geschichtlichen Elemente, welche Schiller, nach der Freiheit, die dem dramatischen Dichter nur eine geistlose Theorie bestreiten könnte, in ihren Zeiten zusammengerückt und zu einem

einzigen Gemählde verarbeitet hat. Seine Quellen waren Tschudis Chronik und Johann von Müllers Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, in welchen Werken er mit der sinnvollen Kunst eines ächten Meisters gelesen hat, so daß er mit bewunderungswürdiger, ja überraschender Treue, ohne je das Land seines Liedes gesehen zu haben, dessen Gestalt, Natur und Sitte in unmittelbarster Lebendigkeit vergegenwärtigt. Sehr oft hat er die Erzählung seiner Gewährsmänner beinahe wörtlich eingewebt: denn das poetischer zu machen, was schon poetisch ist, um keinen Zweifel über Talent und Erfindsamkeit aufkommen zu lassen, ist eine zweydeutige Tugend, über die Schiller, im Gefühle seiner Kraft, sich erheben durfte.

Ob die That Wilhelm Tells an Geßler, ob der Apfelschuß statt gefunden, ob überhaupt dieser Wilhelm Tell in der Geschichte gelebt, darüber haben scharfsinnige und gelehrte Männer gestritten. Gestehen wir nun, daß nach allem, was in dieser Hinsicht verhandelt worden, wir uns gleichwohl noch nicht einreden können, es sey an jenen Vorfällen gar nichts Historisches, so ist an sich diese Untersuchung hier ohnehin gleichgültig. Wie würde das Gebiet der dramatischen Poesie verarmen, wenn man dem Dichter zumuthen wollte, keinen geschichtlichen Stoff zu behandeln, welcher nicht diplomatisch zu belegen wäre! Auch hieße es thöricht gehandelt, sich den Genuß eines solchen Schauspiels durch die Entdeckung verkümmern zu lassen, daß zuletzt so manche dieser lebenvollen und schön vercörperten Gestalten ein Traum aus phantastischer Sagenwelt sey, daß das Volk, welches die Wiege seiner

Freiheit nicht ohne das Angebinde dichterischer Wunder lassen wollen, sich an der Ausbildung gemüthvoller Züge gelabt, bei welchen ihm die kalte Kritik des Geschichtschreibers nicht nachfliegen kann. Des Dichters Welt hat ihre Wahrheit in sich selbst: sie ist ein Abglanz jenes ewig Wahren, das in der flüchtigen Erscheinung abzuspiegeln, als seines Lebens Leben durchleuchten zu lassen, jedes Edelsten Bestrebung ist. Ihre Gesetze liegen im Reiche der Ideen; was sich ziemt, was schön, was recht, was großartig ist, das ist in diesem Gebiete wahr. Aus allen Zügen der Geschichte, die diesen Stempel der Idee an sich tragen, baut der Dichter seine Gestalten auf, und was in jeder, aus deren individuellem Leben hervorgehenden Lage dem ihnen aufgedrückten Grundtypus entspricht, ist er berechtigt von unserm Glauben zugestanden zu erlangen.

Die Exposition des Stückes bringt uns sogleich ein ergreifendes Bild von dem schwer auf dem Lande lastenden Unheil vor die Seele, und zeigt uns den Helden desselben, als Retter Baumgartens, sofort mit klarer Bestimmtheit in seinem biederen, tüchtigen, wehrhaften Charakter. Darin aber bekundet sich alsbald wieder eine seltsame Verirrung, wenn man diesen hochsinnigen Schweizer mit aller Gewalt zu einem Freiheitshelden stempeln will, in welchem Sinne etwa es Cato von Utica oder Marcus Brutus waren. Er ist ein schlichter lebenskräftiger Landmann und Jäger, zu der That, durch die er seines Landes Abgott geworden, nicht angetrieben von der leidenschaftlichen Begeisterung eines antiken Republi-

caners, sondern von der äußersten Bedrängniß, in die ein guter, schuldloser, friedlicher Hausvater durch die abgefeimte Bosheit eines Unterdrückers versetzt werden kann. Wie Timoleon seinen Bruder gezüchtigt, der Mord Cäsars, der freiwillige Tod Cato's sind Thaten, über deren Zulässigkeit ein sittliches Bedenken entstehen kann: wer strafbar findet, was Wilhelm Tell in seiner Nothwehr an Geßler gethan, der will nicht, daß ein Mensch in seinem Vaterlande sich als ein vernünftiges und mit Rechten begabtes Wesen fühle, sondern wie ein Thier an der Schlachtbank den Streich des Drängers erwarte. Gesetzmäßige Regenten, sagt bei dieser Gelegenheit Johannes Müller: Gesetzmäßige Regenten sind heilig; daß Unterdrücker nichts zu fürchten haben, ist weder nöthig noch gut.

Es würde uns zu weit führen, die Charaktere des Stückes, nach der sichern und vesten Zeichnung, in welcher der Dichter sie hingestellt hat, einzeln zergliedern zu wollen; wir machen daher nur auf das Wesentlichste aufmerksam. Eine höchst sinnige Abstufung, Gegenstellung und Gruppirung finden wir durchgängig hervortreten. Wenn im Tell die frische gottvertrauende Thatkraft zur Erscheinung kommt, die in ihrem sicheren Bewußtseyn unbefangen durch das Leben wandelt, und in die kleinen Prüfungen desselben sich gelassen findet, aber furchtbar, wie der gereizte Löwe, hervorbricht, sobald eine grausame Willkühr ihren harmlosen Frieden stört; so offenbart sich in Stauffacher und Walther Fürst, nur in derjenigen Abstufung, welche das blühende und das ergreifende

Mannesalter bedingt, die biederherzige besonnene Liebe zum Rechten, die nach allen Seiten hin sorgfältig erwägt, den weisen Rath als das erste und wesentlichste verehrt, jedoch sobald auch sie sich zur That entschieden, dieselbe mit felsenvester Ruhe, aber unerschütterlich in Maaß und Gerechtigkeit beharrend, hinausführt. Diesen ehrenwerthen Männern an Gesinnung gleich, bezeichnet der Freiherr von Attinghausen die nachdämmernde, wie eine schöne Abendröthe noch einmal wiederleuchtende Kraft des alten Ritterthums, an dessen Stelle nun ein umfassenderes, die Wohlthaten der Freiheit über alle Stände bringendes Daseyn, ein jugendliches Bürgerthum, aufleben soll. Dieses selbst spiegelt sich in dem vaterländischen Jünglingsmuthe Arnolds von Melchthal in glänzender Kernhaftigkeit ab, und Ulrich von Rudenz, der den Anspruch verjährter Standesvorurtheile in aufgeblähter Unerfahrenheit geltend zu machen denkt, sieht sich genöthigt, von dieser neu aufblühenden Lebensmacht die Gewährschaft seines eignen Wohlergehens in Empfang zu nehmen.

Am schwächsten unstreitig nimmt sich die durch die Charaktere dieses Ulrich und des Fräuleins von Brunek gebildete Episode aus. Auch sind diese allein durchaus Zusatz des Dichters, dem in ihnen sein Max und seine Thekla, nur unter glücklicheren Schicksalszeichen, vielleicht vorschwebten. Ein Edelknecht von Rudenz, aus Unterwalden, war Stauffachers Schwestersohn, und Eidgenoß auf dem Rütli; aber er konnte dem Dichter nichts weiter lehnen, als seinen Namen. Bertha spricht durch schönen weiblichen Sinn und edle Vaterlandsliebe genugsam an:

dagegen ihr gegenüber ist der Junker zu flach gehalten, und wir finden ihn der Liebe solch eines Weibes nicht werth, noch weniger, daß mit seiner Ehe das Stück schließe.

Unbegreiflich war die Ansicht derer, welche, den fünften Akt des Stückes entbehrlich glaubend, Geßlers Ausgang für tragisch genug hielten, um das Werk zu beenden. Tragisch ist nur ein solches Schicksal zu nennen, wo eine im Kampfe für eine Idee, und wäre diese selbst aus falscher Beurtheilung hervorgegangen, selbstständig ringende Kraft an unübersteiglichen Hindernissen zerschellt, oder die Unschuld in ungeheuren Schickungen leidend der Nothwendigkeit erliegt. Die berechnete Grausamkeit eines Wütherichs, der feile Knechtssinn, welcher, um einem Gebieter zu schmeicheln, sich des Entsetzlichen unterwindet, kann uns kein Mitgefühl einflößen, wenn er den verdienten Lohn dahinnimmt. Aber Geßlers Tod war erst der Beginn des Freiheitswerkes: es in voller Glorie aufstrahlen zu lassen durfte der Dichter nicht versäumen, wenn er kein Bruchstück liefern wollte. Dieß hat er nun so bewirkt, daß Tell's Handlung, als das höchste Leuchtende seiner Dichtung, nicht in ihrem Effekte geschmälert wurde. Darum erfahren wir die weiteren Erfolge der Befreiung nur im Umrisse, und sehen dagegen des Landvogts Erschlagung erst in das volle Licht ihrer Rechtmäßigkeit gesetzt, indem ihr der Dichter die schauderhafte, leidenschaftliche, in selbstsüchtigem Blutdurste grausam vollführte Ermordung des Kaisers Albrecht gegenüberstellt, und uns den treuen, ehrenvesten Tell noch einmal in der

ganzen Herrlichkeit des biederen Mannes, des gesetzmäßigen Bürgers, des edeln Menschen, vorführt.

So weit, hochgeehrte Versammlung, durften wir hoffen, ohne Ermüdung Ihrer theilnehmenden Aufmerksamkeit, über dieses Dichtwerk unseres theuren Schiller zu sprechen: wie wäre solch ein Gegenstand zu erschöpfen? Und so dürften im Einzelnen noch sehr viele anziehende Seiten zu beleuchten seyn, wenn wir nicht erwägen wollten, daß auch des Guten zu viel geschehen kann.

Ueber Leopold Schefers Novellen.

Erste Vorlesung.

(Gehalten im Museum zu Frankfurt a. M. am 11 April 1828).

Hochgeehrte Versammlung!

Wenn die Wunderthaten der Heldenzeit, der begeisterten Jünglingskraft erhabene Vorsätze und Leistungen, der romantischen Liebe ritterliche Abentheuer, der erfahrenen Weisheit erfindsame Künste im Munde des Dichters zum Liede werden: dann lauschen die Hörer, es erglühen die Herzen, der bunten Welt wirkungsvolle Verschlingungen, die geschickeschwangeren Gipfelpunkte der Gefahr, des Gelingens siegreiche Momente erfüllen abwechselnd mit Lust und Beben die Gemüther, und des Lebens reichste Beziehungen entfalten sich auf dem heiligen Teppiche der Muse. Herrlich sind die Kränze, welche auf solcher Rennbahn, von Apollo's mächtigen Gluthen blendend umstrahlt, dem Sänger, dem Herzenbezwinger, die entzückte Menge reicht. Er wird ihr ein Heros, ein wohlthätiger Gott, der auf Jahrtausende hinaus ihrem wildbewegten Treiben ein großes Gefühl mittheilt, eine Erinnerung des Schönen, vor dem sich die tobenden

Fluthen legen, wie nach der Sage vor träufendem Oele die empörte See. Aber gleichwohl tiefer wird die Seele bewegt, die Schauer des Ewigen ergreifen sie, süße Thränen, unbegreiflich der Menge, fließen, wenn die Muse niedersteigt in das dunkle, schmucklose Daseyn des Armen, in seine stille Hütte, wo er, unbeachtet und ungeahnet, des Menschenlooses ungeheure Wechsel dennoch an sich auch erfährt und tragen muß gleich dem Gewaltigen auf dem Throne, dem Sorgenlosen im Schooße des Glückes, dem durch Liebe, durch Geist, durch Thaten, durch Reichthum wie auch immer Interessanten. Wie des Lebens Dornen tiefer stechen, wo des Lebens Rosen nicht blühen können, weil man keine Zeit hat, Blumen zu pflegen; wie Gefühl der Gottheit näher und unmittelbarer eintreten muß, wo Gefühl der Welt weder entschädigt noch zerstreut, ohne jenes aber die Barbarei des Thieres walten müßte: das ist die Sache weniger zu empfinden; noch wenigerer mit der herzergreifenden Macht der Dichtkunst wieder zu erschaffen, daß es, unentstellt in seiner tiefen Natur, ohne durch rohe Schroffheit zu peinigen; individuell in treuherziger Wahrheit, ohne der dichterischen Zusammenfassung zu widerstreben; ästhetisch befriedigend, ohne sich seines sittlich Bewältigenden abzuthun, wirke, bezaubere, erquicke, entzünde. Mehr gilt es hier als eine Mahlerei in Niederländischem Stile, wo man die Gauklerin Kunst bewundert, wie sie dem Effekte ihrer magischen Zauber das Puppenspiel der Alltäglichkeit unterzuschieben versteht. In der sittlichen Wirksamkeit ist allein die Poesie eine Kunst, wenigstens die Kunst aller

Künste; und wenn sie von des Lebens Höhen, wo sie dem Volke wohnt, herabsteigt in dessen Tiefen, und, unerkannt eben diesem Volke, es belauscht und sein geheimstes Regen ihm abhört: dann will sie nicht eine süße Täuschung bereiten; sie will auch das Tiefe, das Niedere adeln, daß die mitempfindende Seele hinausdringe über die gemeine Preisnotirung am Markte der herkömmlichen Welt; daß sie, durchbrechend die Schranken der Gewohnheit, des Vorurtheils, der verworrenen Wünsche, emporsteige zum Quelle des wahren Lebens; Befriedigung, Tröstung, Erhebung finde an dem aller zufälligen Hüllen entkleideten Menschlichen; und die heilige Lehre schöpfe, daß nur Eines Wesen hat in dem durcheinander wallenden Meere des Scheines, das Gefühl der Göttlichkeit in unserer Brust.

Einen solchen Dichter besaßen wir an Jean Paul. Wie das Heil aller Erschaffenen in der Niedrigkeit seinen Ursprung nahm und in einer Krippe seine Wiege fand, so wohnte die Dichtkunst Jean Pauls, des christlichsten und sittlichsten aller deutschen Genien, in der Nähe der Dürftigkeit, und kannte ihre Leiden, und war durchgedrungen durch ihre herbe Hülle in den Kern der Seligkeit und des Segens, den ihr Gott gegeben hat zum Ersatz für die berückenden Güter dieser Erde. Wie es dem Armen und Gedrückten zu Muthe ist in seiner häuslichen Enge, wie seine kleinen Freuden ihm erblühen aus einer Reihe beschränkter, rührender Wünsche und Erfolge; wie ihn der Gottheit Wege führen, daß er in der Beklommenheit seines Zustandes noch durch den Lichtstrahl

der Zufriedenheit, ja der Seelenfreudigkeit erquickt und erhellt wird, und das unsterblich Menschliche seine Fülle und seine Kraft an ihm offenbart, wie das Jean Paul geschildert, wer weiß das nicht? Aber, wie in dieser versäumten und verachteten Sphäre seine Muse der Dichtkunst üppigste Blüthen gezogen, ihnen den befruchtendsten Lichtglanz, die gedeihlichste Wärme zugeleitet, die heilige Offenbarung des Schönen in unübersehbarem Reichthum entfaltet, das wird nur von Einzelnen gewürdigt und anerkannt. Denn es herrscht das Vorurtheil, nur die glänzende Welt sey die Heimath der Dichtkunst; nur an Naturen, die mehr seyen als unsers Gleichen, finde sie einen würdigen Stoff; nur das Ungewöhnliche, Ueberschwengliche und Ungeheure sey dem Gesange, sey der schaffenden Begeisterung zugänglich. Aber in der einfachen Vorwelt strebten die Gefühle nach außen, und nur was dem Auge bedeutend war, konnte dem Geiste wichtig erscheinen: mit der Einkehr des Menschen in sich selbst wuchs ihm der Horizont seiner idealen Anschauung, und es ist eine vergebliche, nun auch glücklich veraltete Anmaßung der Aesthetik, ihm denselben begränzen zu wollen. Wenn die Poesie das Leben ist in einem veredelnden Spiegel, so wird auch nicht bloß das Leben poetisch seyn, welches die Convention dafür erklärt, sondern auf welches die Dichtkunst ihr verklärendes Licht wirft.

Jene Seite der Jean Paulischen Dichtkunst hat unser Börne in seiner einst an dieser Stätte vorgetragenen Gedächtnißrede auf den Unvergeßlichen in gewohnter geistreichen Weise hinlänglich beleuchtet. Wir machen darum

hier nur aufmerksam darauf, daß die Natur den Genius mit seltenen Gaben ausstatten mußte, welcher jene entlegenen und lichtlosen Gebiete des Lebens in solchem Sinne unserem Gemüthe nahe bringen sollte. Jene Poesie schöpft ihre Begeisterung aus dem Herzen: tiefe, reiche Brunnen vom Wasser des Lebens, von religiöser Freudigkeit und Liebe, müssen da sprudeln, wo dieser Muse Blüthen ersprießen. Mit Kindersinn muß der Dichter am Busen der Natur gelegen haben, mit Kinderaugen muß er wandeln an ihrer Hand durch ihre Thäler und ihre Höhen, ihre Frühlinge und ihre Winter, ihre Stürme und ihren Frieden; und klar ausgebreitet auf der anderen Seite muß vor ihm liegen das Gebiet der sittlichen Welt und ihrer Kräfte, die Tiefen und Abgründe, wie die Lichthöhen und Sonnenauen des Seelenlebens. Er gleicht jenen priesterlichen Weisen, die in dem jugendlichen Alter der Menschheit an das erwachende, sich auf sich selbst besinnende Geschlecht die ersten Lehren von der Gottheit und der Welt, von des Menschen Loose, seiner Bestimmung und seinen Hoffnungen, im Gesange gebracht. Heilige Ruhe wohnte in ihrer Brust; die Ahnung des Höheren hatte ihre Gefühle gereinigt; sie lebten und webten in und mit der Natur, und für die streitende gährende Welt um sie her wurden sie Boten des Friedens.

Wenn die Genien solcher Art überhaupt selten sind in der Litteratur aller Völker; wenn Deutschland unter den früheren, außer seinem Jean Paul, sich kaum eines Aehnlichen freut, so muß der Dichter von vornen herein einen bedeutenden Eindruck erregen, welcher die Tonleiter

dieser idyllischen Lyrik, wie man die obenbeschriebene Dichtkunst einigermaßen bezeichnen könnte, in seiner Gewalt hat. Sprechen wir nun aus, daß wir von dieser Seite den jetzt lange schon ruhmvoll bekannten, wenn auch (denn das Gold des Geistes zu unterscheiden erfordert scharfe, nicht durch das currente Messing der Alltäglichkeit gestumpfte Augen) nicht immer erkannten Novellendichter, Leopold Schefer, in einem hervorstechenden Sinne anziehend finden, so wollen wir damit unsere Zuhörer weder bestechen noch verführen. Denn ungemein fruchtbar ist unsere Gegenwart an rüstigen Talenten, welche, die Lesewelt zu unterhalten bemüht, in bunter Erfindung, in Neuheit und Ueberraschung der Motive und Effecte, in lebhafter, sinnreicher, gewürzter Darstellung das ihrige thun, sich geltend zu machen. Leopold Schefer steht in diesen Eigenschaften gegen keinen seiner Zeitgenossen zurück, und käme es auf dieselben lediglich an, so wäre er auch so schon genugsam ausgestattet, seinen Weg ohne die kritischen Empfehlungsbriefe zu machen. Wir beleuchten seine Leistungen um der ästhetischen Kunst selber willen: was sich daraus zu Aufmunterung leselustiger Freunde des Schönen ergeben mögte, bleibe ganz und gar nur dem Zufall anheim gestellt.

In seiner Novelle, die Osternacht, führt uns Leopold Schefer mitten hinein in jene Sphäre, wo der in Knechtesblöße wandelnde Genius der Menschheit das göttlich Tröstende seines Wesens enthüllt. Ein Bild der Zeit wird uns in seinem tiefsten Leben vorübergeführt. Johannes und seine Christel, arme redliche Fischersleute,

sehen sich durch eine Ueberschwemmung des Rheins mit ihren drei kleinen Kindern, der Ziege, und dem wenigen Besitz an Betten und Sonntagsstaat von Haus und Hof getrieben: wie sie nun unter einer Reihe von harten Prüfungen in der peinlichsten Noth aushalten bei ihrer unverfälschten treuen Liebe, ihrer ehrenvesten, klaräugigen Rechtschaffenheit, ihrem Vertrauen auf Gott, das spricht in einer Folge sinniger Gemälde mit aller Beredtsamkeit der unmittelbaren Gegenwart an unsre Seele. Sollte nun aber zuvörderst gefragt werden: worin denn das Poetische solcher Schilderungen bestehe, wo man ja eben nur die baare Wirklichkeit wiedergegeben finde? so bitten wir um eine kurze Aufmerksamkeit für folgende Erörterung:

Die Poesie ist nicht Nachahmung der Natur, auf welchem Wege sie nur todte Zeugungen hervorbringen könnte; aber sie ist Wiedergeburt der Natur durch den Geist. Wie die Natur selbst ist auch sie eine selbstständige Kraft, ein freier Trieb, der kein anderes Gesetz anerkennt oder bedarf, als das ewige der Schöpfung, vermöge dessen alle Wesen von sich selbst thun, was ihre Bestimmung ist. In frischer froher Anschauung des Seyenden lebt die Dichtkunst, zieht aus ihm, in stiller instinctartiger Nothwendigkeit, den Nahrungssaft ihres Lebens, und gebiert ihre beseelten, stimmbegabten Kinder, wie der Frühling seine lautlosen, unbeseelten Pflanzen und Blüthen hervortreibt, ohne Willkühr, ohne Anmaßung, wie der in ihr wohnende Gott es gebietet. Was an ihren Productionen Sache der willkührlichen Geistesthätigkeit ist: die

Entwerfung des Plans, die Anordnung der Theile, die Wahl der Einkleidung, die Feile der Formen, das mag für beschränkte Geister, für Maniertalente, für die nachhinkende Kritik, eine wichtige Sache seyn: dem Dichter selbst ist es nichts, als die Geschäftigkeit des Gärtners, welcher den Wuchs einer geliebten Pflanze durch Reinhaltung des Bodens, Abwehr schädlicher Einflüsse, Beschneidung der auswuchernden Schößlinge zu fördern, und ihr die Schönheit der angebornen Entwicklungsfülle in ihrem erfreulichen Maaße zu sichern bemüht ist. Wundere nun sich niemand, wenn er gerade in der ächtesten Poesie die unmittelbarste Natur zu erblicken glaubt: denn es ist nur der Beweis von der glücklichen Organisation, dem Reichthume, der Tiefe des Geistes, der seinen Schöpfungen jenes volle, in sich selbst Bestand habende, genügende Leben einzuhauchen verstand, welches eben den Werken der Natur den Stempel unverwüstlicher Tüchtigkeit, Großheit und Wohlgefälligkeit aufprägt. Aber jene sitten- und adellose, bettelhafte Natürlichkeit, welche unsre geistesbankbrüchigen, empfindsam lüderlichen Afterpoeten in Schwang gebracht haben, als sie das ästhetische Deutschland mit einem Ocean schlechter Romane unter Wasser setzten, hat bei der im größeren Publicum herrschenden Begriffsverwirrung die edlen Namen Natur und Wahrheit in unverdienten Mißcredit gebracht. Wer wollte doch unternehmen, die physische Natur mit den Scenen ihrer Ruhe so gut wie ihrer Kämpfe durch die Leistungen der Einbildungskraft zu überbieten? Nur daß sie das Effectvolle dieser Scenen auffasse, ihr Bedeutendes zu-

sammenrücke, ihr Wesentliches ihnen ablausche, und zu einem freien Ganzen durch die Macht ihrer Darstellung verbinde, das kann die Sache der Dichtkunst seyn. Dagegen wird sie auf der anderen Seite nicht vergessen, daß ihr die physische Natur nur als Folie der beseelten dienen kann. Denn jene Nachzeichnnugen von Stillleben, durch welche die Malerei bei der Sinnlichkeit ihrer Mittel uns noch Bewunderung abzunöthigen vermag, würden durch das cörperlose Wort zum Todten werden und des Interesses ermangeln. Und in Behandlung des sittlichen Lebens, was wären die Leistungen der Dichtkunst, was selbst die höchste Idealität, ohne das Substrat einer unmittelbaren Natur? Je treuer, je eindringlicher der Dichter das wahre, wirkliche Leben in sich aufgenommen hat, desto mehr wird es ihm gelingen, den Charakteren seiner Personen jene Kraft und Bestimmtheit mitzutheilen, ohne welche dieselben, gleich den Göttern des Epicurus, nur Monogrammen, nur Schemen seyn würden, deren nebelhafte, gespenstische Figuration jedes menschlichen Wortes spottet, das ihnen ihr phantastischer Werkmeister in den Mund gelegt hat. Es würde leicht seyn, dies an einigen Beispielen von nebulistischen Tugendhelden aus den neusten Tragödien weiter auszuführen, wenn dieses uns nicht allzu sehr von unserem Wege ablenken müßte.

Nach diesen Betrachtungen fasse man die beyden Hauptpersonen der Osternacht in's Auge. Mit vollem Leben treten uns dieselben entgegen: wir sind bei und mit ihnen, und was ihnen begegnet, erleben wir mit. Der Anfang der Dichtung setzt uns mitten in die grausen Ueberschwem-

mungsscenen hinein: wir erwachen in der fürchterlichen Nacht, da der empörte Strom das Behagen und die Lebensfreuden Tausender zerstört, aber auch der Himmelsfunken menschlicher Fassung, treuer Thatkraft, liebender Aufopferung in hellen Flammen aufschlägt und uns verkündet, wie viel Tiefgöttliches in dem Menschen schlummert; wie er schon hier, mitten unter den Trümmern seines Zeitlichen, die Heimath im Lande der Verheißung aufschlägt. Wie einfach legt uns der Dichter die Allmacht frommes Gottvertrauens an's Herz, wenn Christel, die ruhig sinnige, treue, entschlossene, zuerst unter all den Schätzen ihrer reichen Armuth nach der großväterlichen Bibel greift, und sie dem Manne in den Kahn reicht: dann erst die Kinder, dann die Habe, die nicht etwa niet- und nagelfest ist. Und nun der rührende, in schöner Harmonie sich auflösende Gegensatz zwischen dem lebendigen Glauben der jungen Hausfrau, und dem bedenklichen Gemüthe des Mannes, das die Himmelsblume nur noch im schlummernden Keime verschließt, die, durch des weiblichen sicheren Gefühles Sonnenwärme, unter Sturm und Prüfung entbunden und aufgezogen, endlich zu lebendiger Herrlichkeit ihre glänzende Krone entfaltet. Es ist mißlich, und bringt in Conflikt mit den ästhetischen Gewürzkrämern, welche alle Dichtkunst in schönen sauberen mit Blechetiquetten verzierten Apothekerschubladen aufgeschichtet haben und dosenweise nach Vorschrift dispensiren, wenn man eine alte berühmte Waare in Verruf zu bringen scheint: aber wir dürfen bei unseren Freunden voraussetzen, daß sie uns nicht in die Schaar der engherzig Mäkelnden und

Absprechenden verwerfen, wenn wir hier eine Vergleichung auf die Bahn bringen. Die Luise von Voß hat in der ersten Zeit ihrer Erscheinung von allen Seiten Bewunderung und Anerkennung eingeärntet, und die Art, wie Göthe und Schiller ihren Verdiensten Beifall gezollt haben, wird sie auf ewig wider jene Einseitigkeit in Schutz nehmen, mit welcher man nachher, nach der menschlichen Weise von Extremen zu Extremen überzuspringen, dieselbe, namentlich im Gegensatz zu Hermann und Dorothea, herabzusetzen bemüht gewesen ist. Aber abgesehen, daß Leopold Schefers Osternacht dem letztgenannten Gedichte darin verwandt ist, daß es eine, wo nicht weltbedeutende, doch im höchsten Grade menschlicherschütternde Begebenheit zum Hintergrunde hat, so stelle man einmal die gedrängte Lebensfülle der Osternacht, die in so bündigen Zügen uns eine höchst ansprechende, vollkommene Idylle vor die Seele bringt, neben die differirende Breite der Luise, wo wir die übermäßig ausführlichen Küchen- und Eßstücke, so wie die in ihrer Polemik unpoetisch berührenden kosmopolitischen Declamationen, welche von den Gegnern der Vossischen Muse bis zum Ueberdrusse gerügt worden sind, von vorn herein abrechnen wollen. Wer beyde Gedichte ruhig auf sich wirken läßt, bei dem mögten wir es auf die Wette wagen, daß er keinen Anstand nehmen werde, dem Schefer'schen den Vorzug zuzusprechen. Fragt er aber den Gründen seines Gefühles nach, so wird er sich sagen, daß trotz der poetischen Form der Luise diese Dichtung am Interesse leidet, indem sie uns idyllisches Leben beschreibt, während die Osternacht es uns zu erleben giebt.

Denn trotz der vielen Dialogen in der Luise hat Voß jenen dramatischen Erfolg, welcher eben das Interesse wesentlich zu begründen pflegt und aus dem unmittelbar bewegten Leben hervorgeht, nicht zu erreichen vermogt: wir wissen gleich von vorn herein, daß es hier auf eine simple Heirath hinauslaufen muß; die Personen entwickeln keinen Charakter, sondern eine Meinung und zwar die sehr nüchterne Meinung des Dichters; sie sind nicht durch innere Lebendigkeit und eigenthümlichen Stempel des Geistes und Gemüthes, sondern bloß nach Alter und Stand verschieden, und im Grunde stellen sie eine mahlerische Pyramide von Familiengesichtern in wenig verschiedenen Frisuren dar.

Noch Eine Person kommt zu dem wackern Ehepaare unserer Novelle, Dorothea, eine schöne Waise von räthselhafter Abkunft, die sie bei all ihrer Armuth wie ein Kind halten; in der aber ein innerer Unmuth über die Nothwendigkeit waltet, sich Wohlthaten gefallen zu lassen. Die Art, wie dieselbe ebenfalls gleich anfangs in die Geschichte eingeflochten wird, und wie sich fortwährend, in wenigen aber bedeutsamen Scenen ihr aus edlem Eigensinn und trotziger Tugend gepaarter Character darstellt, zeigt den Dichter als einen Meister in der Seelenkunde; welche Wissenschaft zuletzt überall auf eine Divination hinausläuft, mit welcher die Gottheit nur tiefe Gemüther ausstattet. Dorothea ist sichtbar der Lieblingscharakter des Dichters in diesem kleinen Meisterwerke, wiewohl er seine Vorliebe mit zarter Kunst zu verstecken weiß. Unterlassen müssen wir, die kleine Familie durch

die verschiedenen Situationen, in welche sie nach einander geführt wird, zu begleiten: wir können nur auf die sinnige Durchführung der Charaktere in einzelnen Andeutungen aufmerksam machen, wie man auf dem Wege durch einen dichtgrünenden Wald nur von Zeit zu Zeit durch die sich öffnenden Schneußen im Vorübereilen eine lachende Blickflucht genießt. So mögen wir insbesondere bei Dorotheen gern verweilen. In der übereilenden Angst hat man sie, die auf dem Boden schlief, vergessen. Zwar rettet sie sich einstweilen auf das Dach: aber es überwältigt sie der Gedanke, in der Welt verlassen, unvermißt übrig zu bleiben, wo so viele jetzt aller Erdenplage durch die Gewalt des Elementes entnommen werden. Als Johannes mit dem rettenden Kahne sie nachholen will, macht sie keine Miene, die Rettung anzunehmen; der vor ihr von der Kirche eingenommene Fremde (unwissender- und unbekännterweise ihr Vater) muß sie mit Gewalt vom Dache herunterziehen. Bei der ersten Geborgenheit der Familie ergreift sie die Gelegenheit, den nun ganz Verarmten nicht ferner lästig zu fallen, und geht, zu dienen, auf das Schloß des adlichen Besitzers, auf dessen Gebiete Johannes mit den Seinen einstweilen Unterkunft gefunden. Sie geräth in räthselhafte schwierige Verhältnisse, in harten beschämenden Verdacht. Die Scene, wie sie zufolge dieses Verdachtes einen Strohkranz gereicht bekommt, ist aus der tiefsten Kunst des Seelenmalers entnommen. So stellt sie der Dichter, wie die selten gezeigte Hauptperle eines königlichen Schmuckes, unserem Herzen in wenigen kurzen Akten nahe, bis er sie

bei völliger befriedigenden und beruhigenden Auflösung des Ganzen in der reichsten Glorie seines Gemäldes schlüßlich leuchten läßt.

Im Gegensatz zu unserem bisherigen aufrichtigen und von unseren verehrten Zuhörern sicherlich getheilten Lobe müssen wir uns gegen die Verwickelung erklären, wie bei der Arbeit an einer Ehrenpforte, die der Edelmann für den durchkommenden Gebieter des kleinen von einem Wolkenschatten zu überdeckenden Ländchens errichten läßt, Johannes durch Verwirrung unter den Buchstaben der Inschrift, weil er nicht lesen kann, den Schulmeister Wecker um seinen Dienst bringt. Die humoristischen Scenen, welche der Dichter hier eingewebt, müssen wir zwar zum Theil geistreich erfunden nennen, vermögen jedoch nicht die Leichtigkeit und das Ungezwungene darin zu erblicken, welches gerade in dieser Art Darstellungen Glück zu machen geeignet ist. Und so wird denn insbesondere der sehr berechnete Zufall, wie aus des Schulmeisters Ehrengruße eine anzügliche und verfängliche Verdrehung hervorgehn muß, niemanden sonderlich ansprechen; wenn schon die Sache zu einem verhängnißvollen Motive gebraucht wird. Der Witz sollte durchweg mehr aus den Situationen hervorspringen, als in den Worten und Wendungen gesucht erscheinen. Denn auf diesen zarten Sohn des Humors läßt sich anwenden, was Tasso von der freundschaftlichen Geschäftigkeit der Leonore Sanvitale sagt:

Und wenn sie auch
Die Absicht hat, den Freunden wohlzuthun,
So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt.

Dieß letztere wollen wir uns nun um so weniger gegen unseren dichterischen Freund beikommen lassen, als er nicht nur die dießmal verfehlte Launenfülle mit anderen sehr achtungswerthen Geistern gemein hat, wie denn namentlich eben Jean Paul gar nicht selten in diese Klippe geräth, sondern auch den kleinen Mißstand unverzüglich wieder durch höchst gelungene Schilderungen gut macht. Dahin rechnen wir denn vor allen Dingen den Charakter des alten Wecker, welcher, über die Einbuße seines Amtes in stillen Irrsinn gerathen, nunmehr zu der armen Familie als ein neues Glied hinzukommt. Diese Figur ist mit unübertrefflicher Meisterhand im Geiste einer erhabenen, rührenden Ironie durchgeführt, wo die Wahrheit der genialisch begriffenen Lage den Dichter nicht mehr mit einem herbeigezogenen, sondern mit unmittelbarem ächten Humor erfüllt hat und ihn schöpfen läßt an der reinen Quelle, wo dieser Genius *mit dem lächelnden und dem weinenden Auge* geboren wird: an dem Gefühle der Unendlichkeit, das an den Schranken des Endlichen sich wund stößt, und für das schwer zu tragende Leben an den Sonnenstreifen der himmlischen Fülle, die durch den Erdenkerker brechen, Erleichterung sucht.

Mit Recht stehen diejenigen Aesthetiker nicht in sonderlichem Ansehen, welche, nach veralteter Weise mancher Leser, welche sich in ihren Büchern die sogenannten schönen Stellen und Sentenzen mit Bleistift anzustreichen lieben, in einem Kunstwerke auf einzelne Prachtstücke und Glanzpartieen losgehend sich an dergleichen halten, und nach Zusammenhang, Ordnung und Werth des

Ganzen wenig fragen; wodurch sie denn beurkunden, daß sie auf dem Gebiete ihrer Betrachtungen gleich empirischen Aerzten nach dem Zufälligen tappen, und sich zum eigentlichen Geiste ihrer Wissenschaft nicht zu erheben vermögen. Hat man sich aber bemüht, eine ästhetische Leistung in ihrem Gesammteindrucke zu würdigen, die Gesetze ihres Baues im Allgemeinen zu erforschen, und von ihnen aus das Verhältniß des Gelingens oder Mißlingens einzelner Theile zu beurtheilen, so gewährt es wohl einen schönen Genuß, sich nun an dem subjectiv Gefälligen der letzteren eigens zu laben, und es in seiner Besonderheit auch für sich selbst zu bewundern. So wollen wir denn nun nicht verhehlen, daß unter den vielen zartgefühlten und tiefgedachten Situationen, welche der Dichter der Osternacht vor uns ausführt, jene Parthie uns bei weitem am innigsten angesprochen, uns wahrhaft mit Paradiesesduft aus Himmelsrosen, wie sie da wachsen, wo Dichtkunst und Religion verschwistert sind und Eins, angeathmet hat, wo die für ihre darbenden und frierenden Kinder verzweifelnd ringende Christel sich entschließt, oder vielmehr in Betäubung dazu gedrängt wird, einen Armvoll des Holzes zu nehmen, das ihr, ohne ihr Wissen, von wohlthätiger Hand vor das Haus geschickt worden, und das sie für das Eigenthum ihrer Wirthin hält. Wie hier der Dichter, nicht durch trocknes Moralisiren und weitschichtigen Lehrton, sondern unmittelbar das Innere einer bangenden Seele herauskehrend und mit seinem geheimsten Leben vor uns hinstellend, den Streit des Gewissens und den Verlust seines Friedens auch nur durch den Gedanken

des Unrechts zur Erscheinung und Wirksamkeit bringt, diese kurze Scene ist der vollendetsten Leistungen reflexiver Poesie, die irgend eine Literatur aufzuzeigen hat, würdig.

Es folgt hierauf im Verlaufe der Erzählung eine Einschaltung, welche vom einfachen Tone des Ganzen in so weit absticht, als sie sich in das Gebiet jener ahnungsvollen Welt verliert, welche, wenn irgend eine gewaltsame Wirkung den Organismus des Cörpers getroffen, ihre schreckenvolle Uebermacht an dem Gemüthe äußert, und es durch schwere Träume und Phantasieen dem Boden der gewohnten, tröstlichen Wirklichkeit entrückt; eine Seelenlage, welche zwar auf rohe, sinnliche Naturen nicht selten heilsame Einflüsse äußern mag, für zarte und mäßige Charaktere aber stets ein peinliches Gefährliche mit sich führt, und darum von der wohlthätigen Allmacht außerhalb der gewöhnlichen psychischen Ereignisse gelegt worden ist. Wenn wir darum die aus jenem geheimnißvollen Reiche entlehnten Motive heutzutage in der Dichtkunst häufiger als billig angewendet finden, so müssen wir darin nur eine jener vielen falschen Richtungen des Zeitgeschmackes erkennen, die aus den Ueberreizungen eines verwöhnten, sich in Sinnengenuß auflösenden Lebens entstanden sind. Insbesondere können wir nicht umhin, das Beispiel zu tadeln, welches ein sonst edler, höchst genialischer Kopf, Heinrich von Kleist, damit in der dramatischen Poesie gegeben, daß er die Räthsel der magnetischen Traumwelt und Nachtwandlerei zweyen Zeitaltern aufgedrungen, deren eins durch die noch rohe Fülle eines ritterlich wilden Kampf- und Fehdelebens, das andere

durch einen sehr nüchternen Spießbürgersinn, dessen höchste geistige Exaltation es nicht leicht über einen ziemlich trocknen und prosaischen Ascetismus hinaustrieb, vor dergleichen Extremen bewahrt geblieben. Würden zwar, wie wir vest überzeugt sind, die schwächlichen, zum Theil phrenetischen Productionen der Müllnerischen, Grillparzerischen, Houwaldischen Melpomene (geliebt's den Göttern!) auch ohne solchen Vorgang nicht ausgeblieben seyn, so verdient demohngeachtet das ästhetisch Falsche seine Rüge, und die schärfere das trefflichere Talent. Wie übrigens Heinrich von Kleist selbst ein unglückliches Opfer des kranken Zeitwahnes, gegen den seine starke Brust dennoch nicht Erz genug trug, geworden sey, ist unsern verehrten Zuhöreren unstreitig, so vieles furchtbar Größere auch seitdem vorüber gegangen, in trauriger Erinnerung. Wir kehren zu unserer Novelle zurück.

In dieser Dichtungsart wird der Gebrauch des phantastisch Mystischen, sofern er in Schranken bleibt, um etwas mehr denn im Drama erlaubt seyn, weil sich solche Seelenzustände dort genügender entwickeln lassen, und ihre heftige Wirkung durch den erzählenden Ton gemildert wird. Tadeln wollen wir daher die hier von Leopold Schefer gemachte Anwendung nicht, weil er hinlänglich in anderen seiner Leistungen bewiesen hat, daß dergleichen bei ihm nicht unwillkührliches Verfallen in die Modealbernheit, sondern freie, kraftvoll beherrschte Benutzung eines im Seelenleben denn freilich auch vorkommenden Motives ist. Christel hat sich am Charfreitage, nach alter Sitte christlicher Frauen vor einer Lebenskatastrophe, wie

jetzt ihr bevorsteht (sie erwartet ihre Niederkunft), vor dem Altare mit Gott versöhnt. Ein harter Auftritt mit dem Geistlichen, dessen Veranlassung uns hier nicht wichtig ist, zieht ihr ein Fieber zu. Der Dichter legt ihr einen Traum in die Seele, der eine durchaus erhabene großartige Schöpfung genannt werden muß. Ausgehend von den Worten des alten Kirchenliedes:

O große Noth,
Gott selbst ist todt!

dürfte er manche, die da gern nach der Oberfläche hin Zusammenstellungen des Aehnlichen versuchen, an Jean Pauls erschütternde Phantasie: Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sey, erinnern. Allein es kann nicht die Sache unserer Erörterung seyn, auf eine Vergleichung einzugehen, bei der sich die ganz verschiedenen Wege nur zu bald aufthun würden, so mancher freundliche Zusammenklang in Ideen und Gefühlen auch bestätigen mögte, was wir von vorn herein angedeutet und noch ferner darzuthun gedenken, daß hier sich Geistesdioskuren, Geschwistergenien begegnen. Aber Geistesverwandtschaft ist himmelweit verschieden von Nachahmung. Sie setzt Congenialität des Talentes voraus, die sich zugleich in den entschiedensten Contrasten, nicht bloß in zufälligen Zusammentreffungen, beurkunden wird: Nachahmung deutet auf Aermlichkeit der Erfindungskraft, auf Geistesdürftigkeit, bringt es höchstens zu künstlicher Manierarbeit, wie die sinnreichen Blumensträuße, die man in Klöstern fertigt, die natürlichen glücklichst copiren, wie Wachsfiguren das Leben nachtäuschen: dann aber auch

mit dem Tode desto herber überraschen. Man ist mit dem Vorwurfe der Nachahmung zu freigebig gegen manches achtbare Talent gewesen, und es gehört die Aufsuchung gelegentlicher Uebereinstimmung zweyer productiven Schriftsteller zu dem unnützen Geschäfte des Flockenlesens, welches sich die ästhetische Theorie in ihrem Paroxysmus des Einschachtelns und Einfächerns der Geister in ihr hölzernes Compendiengerüste zu machen pflegt. Die Lieblinge der Musen haben alle Eine Mutterbrust, deren Götternahrung sie trinken, die Schönheit: und wenn ihr reiner Quell in zwey verwandte Busen gleichartig strömt, so werden manche Blüthen erwachsen, deren Duft und Farbe sich ähnlich sind, und die nur der feinbegabte Kenner zu unterscheiden versteht. Stempelt sie aber die rohe Menge (es rufen unter ihr berühmte Kritiker) als Wechselcopien, so darf das ihren freien Glanz nicht trüben:

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht!

Das ist der Zuruf der Muse an jeden edlen Geist, der im Gefühle seiner Kraft es verschmäht, voll engbrüstiges Mißtrauens auf sich selbst fort und fort zu ersinnen, welcher Poet alter oder neuer Zeit etwa schon vor ihm diesen oder jenen Gedanken ausgesprochen habe. Es ließen sich aus Shakspeare, Göthe und Schiller eine Reihe Stellen aufbringen, in denen Gedankenähnlichkeit nicht zu verkennen wäre; und für alle drei würde man wieder aus den Griechen Einzelnes auflesen können, was einem Vorbilde gliche: wäre es nicht klägliche Kleinmeisterei,

dergleichen mit Aengstlichkeit aufzuspähen, und etwa gar zu argwöhnen, es hätten die jüngeren dieser Meister bei dem Reichthume der älteren zu Gaste gehen müssen.

Wir eilen zum Schluß unsrer Novelle. Nach ihrem halb schreckenden, halb erhebenden Traume erwacht Christel am Herzen ihres Johannes, der ihr nach langer Abwesenheit im Gefängniß, wohin ihn die Tücke des auf Christel erbitterten Barons gebracht hatte, wiedergekehrt war. Eine unübertreffliche Scene tiefergreifender idyllischer Charaktermahlerei geht dem Ende des Ganzen voraus. Der Winter ist gegen die Ostertage, wie er pflegt, mit allem seinem Rüstzeuge an Frost und Schneegestöber wiedergekehrt. Der älteste Knabe, der kleine Daniel, ist in der Morgendüstre des heiligen Abends, ehe noch der Vater da war, mit dem alten Wecker ausgegangen, um auf den benachbarten Dörfern Brod zu betteln. „Heut ist ja heiliger Abend," sagte die alte Wirthin zu Johannes; „da wird der Weg nicht leer von Dorf zu Dorf, wo nur Essen rauchen. Da macht sich ja mancher auf, und wird darum nicht übler angesehn, weil er auch sonst das ganze Jahr nicht kommt! Mir ist nur der Schnee zu hoch, sonst ist es ja eine wahre Labung und Stärkung, gerade an solchem heiligen Tage betteln zu gehn. Die Wehmuth hat mir Gott schon geschenkt! Man wird so reich, so reich. Ihr wißt das gar nicht, mein Johannes. Gönnt das dem Kinde und dem Alten!"

Aber während der alte Wecker die Nacht in einer Mühle zubringt, hat sich das Kind nicht abhalten lassen, in später Abendzeit noch den Seinigen zuzueilen, um

ihnen die eingeärnteten milden Gaben zu bringen. Vom Wege müde und im Gestöber verirrt hat es in einem Steinbruche Schutz gesucht und ist dort eingeschlafen und erstarrt. So findet es der Vater auf seinem Wege zur Wehmutter, süß lächelnd, das Betteltäschchen auf dem Schooße, ein Stückchen Brod in der steifgefrornen Hand. Wir könnten dem Dichter nicht nachmahlen, was er hier mit Zügen aus tiefstem heiligen Herzen hingeschrieben: genug, daß der Knabe, als eine Leiche nach Hause gebracht und, um der Mutter seinen Anblick zu entziehen, in einen offenen Schuppen gelegt, durch den einfallenden Schnee und des alten Weckers Bemühungen wieder zu sich gebracht wird. „Der Knabe besann sich, glaubte noch in dem Steinbruch zu seyn, bewegte den Mund, als wenn er wieder äße, hörte dann des Vaters Zuruf, und sagte mit halber Stimme: Bist du da, Vater? Da hast du Brod! Komm, führe mich heim, der Mutter wird bange seyn!“

Indem wir nur noch bemerken, daß der in der Wiederbelebung des Knaben sich bewährende Gottessegen nur die Freude vermehrt, welche am Ostermorgen mit einem kleinen Ankömmling in das arme Haus eingezogen ist, und die vollkommen beruhigende und erheiternde Auflösung des Ganzen bei Seite lassen, erlauben wir uns bloß noch, die Aufmerksamkeit auf den Reichthum Leopold Schefers an jenen kleinen Zügen zu lenken, welche in einer individuellen Lage sowohl das natürlich als das geistig Wahre in treffender Anschaulichkeit zu bezeichnen taugen. Welche zarte Beobachtung der Lebenserscheinungen in

jener Bemerkung, wie das zu sich kommende Kind die Lippen als zum Essen bewegt! In solchen Besonderheiten aber wird sich die geübte Kunst um so verdienstlicher zeigen können, da hier die Gefahr nahe droht, in das Kleinliche und Geistlose zu verfallen, ein Fehler, an welchen selbst Jean Paul, sonst hierin ein unvergleichliches Muster, ein paarmal streift, von dem wir aber unseren Dichter in seinen bisherigen Leistungen durchgängig frei gefunden haben.

Zweyte Vorlesung.

(Gehalten im Museum zu Frankfurt a. M. am 25 April 1828).

Hochgeehrte Versammlung!

Wir haben in der Osternacht Leopold Schefer von einer höchst gemüthlichen Seite kennen gelernt; bei der es nicht fehlen kann, sie ergreift des Lesenden Seele, nimmt ihn ein für den Dichter, und macht ihn nun sowohl aufmerksamer auf dessen glänzende Gaben, als auch nachsichtiger gegen die etwaigen Mängel. Denn daß von diesen auch das größte Talent nicht frei ist, wem wäre das etwas Auffallendes? Es fragt sich nur, ob dieselben in dem, was auch der herrlichste Geist als Erbtheil der Erde an sich trägt, oder in einer Vernachlässigung, in einem Mißbrauche, in einer falschen Richtung des ursprünglich Vortrefflichen begründet liegen? In dem ersten Falle ziemt es der menschlichen Bescheidenheit, zu ertragen, was einmal menschlich ist; ja man kann, man soll sich des Gegebenen freuen auch in seiner unvollkommenen Gestalt; man dürfte sogar eine Beruhigung in der Bemerkung finden, daß wir alle durch der Schwächen gemeinsames Loos mit dem Eminentesten noch verbunden bleiben! Im zweyten Falle kann die Erkenntniß des Wahr- und Musterhaften nur gewinnen, wenn man ohne Rückhalt, doch human, doch wohlwollend, nachzuweisen

und aufzudecken bemüht ist, wie ein Einzelner sich an sich selbst versehen, vielleicht versündigt hat; und wie er, das Uebermaaß auf der einen, das Zuwenig auf der anderen Seite vermeidend, sich selbst und anderen, vor allem aber dem guten Geschmacke und dem Sinne des Rechten und Geziemenden Genüge thun könne.

Wenn wir aber das Wesen des Gemüthlichen betrachten, so denken wir auch denen, welche dichterische Leistungen hauptsächlich von der ästhetischen Seite wollen beleuchtet wissen, klar zu machen, daß wir Leopold Schefer für einen ausgezeichneten Dichter hielten, als wir ihn zuerst von jenem Gesichtspunkte aus unseren Lesern nahe bringen wollten. Denn dasjenige, was eigentlich Genie zu nennen ist, wurzelt unzweifelhaft in dem Gemüthe. Es ist die innere befruchtende Sonnenwärme des tiefen Fühlens, des hellen, klaren, lebendigen Anschauens, des begeisterten Erkennens und Auffassens, durch welche das Urbild ewiger Schönheit, welches in jeder Menschenbrust schlummert, belebt und ausgeboren wird. Zu diesen Functionen ist der bloße Geist zu arm: er hat das Licht, aber nicht die Wärme; er durchdringt die Welt des Verstandes, aber das Reich des Herzens, das weite, unerschöpfliche, unvergängliche Gebiet der Ideen aufzuschließen ist er allein nicht im Stande. Es ist mit der Schönheit, die aller Dichtkunst Quell ist, wie mit der Religion: ohne den Glauben an eine Offenbarung wird sie zum öden, leeren Schalle, an dem die Weisheit der Erde sich quält und müht, um einen Gehalt hinein zu bringen, ohne inne zu werden, daß sie dann eben so gut einen Haufen Sand-

körner zu einem Götterbilde müßte zusammenblasen können. Die Offenbarung der Schönheit aber entspringt in der Tiefe einer reinen und einfachen Seele: und alle Studien und alle Gelahrtheit vermögen nicht zu ersetzen, was dort durch der Gottheit Hand gleichsam im Schlafe gegeben ist. Darum ist eine kindlich klare, freudige Weltanschauung des Dichters Mitgift; die Natur, seine treue Mutter, wirft ihm den Leukotheaschleier zu, mit welchem gegürtet, ein muthiger Odysseus, er das Meer der Erscheinungen rüstig durchschwimmt, und, der Verheißung sicher, die ihn nach der Heimath, der Schönheit Lande, führen soll, aufsteigen sehend den fernen Rauch desselben, die auf ihn einbrausenden Wogen gelassen theilt und beherrscht.

Hiezu bedarf es nun von vorn herein einer warmen, treuen, kindlichen Seele. Denn wie alle Weltklugheit nicht hinreicht, um das Himmelreich zu erwerben, welches der Kinder Gottes ist, so steigt man zum Parnasse nur hinan als schlichter Pilgrim, ohne das Gepäck gespreizter Berechnung und anspruchvoller Reflexion, nur von der Muse Speise und Trank des Geistes erwartend. Darum sind oft die auf solchem Wege, ohne vieles Zuthun der verständigen Thätigkeit, gleichsam im Raube und Rausche gezeugten Kinder des Geistes die ächten Ruhmeserben für hohe Genien geworden; während die mühsamen Sprößlinge ihrer Sorgen und Nachtwachen, für die sie all ihr geistiges Spargut zurücklegten, verkümmert sind und verschollen. Petrarcha hoffte durch seinen lateinisch besungenen Scipio neben Virgil und Homer in der Nachwelt

Andenken emporzublühen: aber die steife Rüstung des römischen Helden liegt in der Rumpelkammer der Literargeschichte verstaubt und verschimmelt; und Amor, der immer rege Gesell der Musen, hat aus Laura's Reizen jene Schaar zarter und farbiger Schmetterlinge auffliegen lassen, die nun fort und fort den Namen des Einsiedlers von Vaucluse durch die Welt tragen, während er selbst sie für leichtfertige, frühwelkende Sterblinge gehalten hat. Wir wollen damit nicht sagen, daß der Dichter dabei nichts zu thun habe, als auf die inneren Gesichte zu warten, und wenn die Stimme ihm tönet, wie dem entzückten Seher: Schreibe! sich hinzusetzen, und auszuschütten, was in die Feder will. Das sehen wir freilich heutzutage viele starke Geister thun; aber es ist die letzte und unbedeutendste Verrichtung. Auch verbieten wir nicht, daß er das Geleistete fleißig feilen und sorgsam überarbeiten solle: die größten Köpfe haben dies zu möglicher Vollendung unerläßlich gefunden; aber es ist in dieser Beziehung gleichfalls eine Thätigkeit ganz untergeordneter Art. Der Dichter lebe im Leben: er sehe Länder und Menschen, studiere Sitten und Charaktere, beobachte Leidenschaften und Handlungen, frage die Vorzeit und die Gegenwart um Rath: sie alle sind das Material seines geistigen Schaffens; aber die ordnenden Gesetze für dasselbe kann er nur aus dem, was vor und über diesem allen ist, aus seinem Inneren entnehmen.

Wenden wir nun alle diese Bemerkungen auf unseren Freund an, so finden wir eine reiche Fülle von Gaben, die in diesem Sinne ihn unserer Aufmerksamkeit, ja

unserer Hochachtung in ausnehmendem Maaße werth machen. Sein Gemüth ist lebendig aufgethan für die Eindrücke der vielbewegten Welt; eine freudige, helle, klare Sinnlichkeit des Erfassens und Wiedergebens strömt von allen Seiten in bequemer Rührigkeit auf uns ein; ohne Zwang, ohne Erkünstelung, ohne lästige Affectation. Wir werden unwillkührlich inne, daß wir es mit einer reichen, wohlgestalteten, tiefen Seele zu thun haben, bei der es unserem poetischen Sinne behaglich und heimisch werden kann. Die sittlichen, wie die sinnlichen Zustände der Menschen, ihre Leidenschaften und Tugenden, ihre Conflikte, die auch im edelsten Gemüthe sich einstellende Doppelseitigkeit des Seyns: hier gegen die Welt gerichtet, gleichsam dramatisch, dort gewissermaßen lyrisch, sobald wir mit uns selbst wie unter vier Augen sind — in alles das ist er tief hinabgestiegen, hat dessen geheimstes Wesen belauscht, und die Fackel der seherischen Anschauung hat ihm geleuchtet. Die Schätze des Ahnens und Erkennens, des Liebens und Hoffens, des Fühlens und des Glaubens, die jeder leise und wie im Traume bei sich trägt, hebt er mit zauberischer Hand vor uns an's Licht; eröffnet uns das Paradies der Begeisterungswelt, das im Menschenherzen aufgeht in stillen, heiligen Stunden, dessen Pforten aber der Wirbelsturm des Alltäglichen und Gemeinen fort und fort wieder zuschlägt. Und dieß alles ist meist, als käme es von selber; nur zuweilen läßt sich der Dichter durch den Zudrang eigenthümlicher und fast allezeit neuer, glänzender, tiefgeschöpfter Ansichten dahinreißen, daß er in einen predigthaften Ton des Sentenziirens verfällt

Ja er hat ein Paarmale seine Betrachtungen geradezu auf die Canzel und in den Mund der Prediger verlegt. Finde das niemand monoton! Solche Predigten pflegt man selten in der Kirche zu hören; und geschähe es, mögten sich die geistlichen Richterstühle nicht alle sonderlich über den kanonischen Geist derselben erbaut fühlen. Aber es sind ohne Zweifel Abschweifungen dieser Art, in ähnlicher Einkleidung, z. B. als Expectoration der handelnden Personen, oder in an einander gereihten Aphorismen aus dem Munde des Verfassers, welche den Scheferschen Novellen von manchen Seiten den Vorwurf zuziehen, als fallen sie aus dem Tone der Dichtgattung, und sey der Erzähler auf einem falschen Wege. Auf diesen Einwand, in sofern er lediglich die Form der Darstellungen unseres Freundes betrifft, werden wir zurückkommen. Hier sey es erlaubt, über die Natur solcher Digressionen Einiges zu bemerken.

Die Mehrzahl solcher Leser, welche die Lectüre nicht als ein Bildungsmittel betrachtet, und darum keineswegs auf eine Wahl nach den Zwecken ruhiger und gedeihlicher Wirksamkeit des Gelesenen sieht, sondern mit den Büchern blos dem Heißhunger der Langenweile begegnen will, gestattet dem Dichter nur höchst ungern, sich über Zustände und Verhältnisse seiner Personen, oder gar der menschlichen Gesellschaft überhaupt, reflectirend zu äußern. Man verlangt Thatsachen, Geschichte, abentheuerliche, recht bizarre Situationen. Die Betrachtungen darüber, denken diese Leser, mag der Autor nur immer ihrem eigenen Scharfsinne überlassen. Sie müssen ja doch am besten

wissen, was etwa auf sie selber paßt; wie sie selbst ungefähr in einer romantischen Lage der Heldin oder des Helden (die Heldinnen reizen mehr zur Vergleichung!) sich benehmen würden. Diese Art Leser, von denen keineswegs alle auf der Abeceschützenbank der geselligen Ausbildung sitzen, überschlagen selbst in Jean Paul die betrachtenden und empfindsamen Ergüsse des Dichters, um der sogenannten Geschichte nachzujagen; wobei es ihnen freilich höchst unbarmherzig ergeht, und sie mit ihrer Einbildungskraft, um ein Bild des herrlichen Mannes hier anzuwenden, sich wie mit Schlittschuhen auf gefrornem Pflaster befinden. Es tadelt aber dieses Publicum eine verkehrte Darstellungsweise nur an den unrechten Leuten. Die herzbrechenden Erbauungsreden und moralischen Apostrophen an des Lesers Gewissen, welche dasselbe nur gerne zur Mitschuld an des Dichters Versündigungen gegen Sitte, Tugend, Leben und Kunst bewegen mögten; in welcher Gattung seiner Zeit der nun aus der Mode gekommene Lafontaine unvergleichlich groß war: diese sind allerdings vollkommen dazu gemacht, daß ein rechtschaffener Mann sich an ihnen die Verzweiflung an den Hals lese. Nicht das ammen- und gouvernantenhafte Moralisiren ist es, was eine Dichtung lehrreich machen kann: das Lehrreiche, wenn er dessen bedarf, nehme der Leser sich aus der Darstellung selbst; der Verfasser überhebe sich der Mühe, ihm solches portionenweise zuzumessen. Aber das Leben ist nicht lauter Handeln: es ist auch Bestehen, Erleben. Wie der Mensch in seinem Inneren ordnet, was das Leben ihm liefert, ist auch interessant;

es ist der Schlüssel zu dem, was er zuvor that, und neuerdings thun wird. Und wie der Geschichtschreiber sich groß bewährt, wenn es ihm gelingt, in die Tiefe des menschlichen Gemüthes niederzusteigen, und dort das Aufschnellen und Umschwingen der Federn zu erhaschen, welche eine gewaltige That zur Erscheinung gebracht haben: so sieht es sich auch dem Dichter anmuthig zu, wenn er in dem Phöbusrausche der Seelenanschauung die im Busen eines Glücklichen oder Leidenden springenden Borne des Empfindens und Denkens vor uns aufschließt. Welch bedeutsames Schauspiel, wie in einem Spiegel die Bilder der eigenen Gesinnungen und Gedanken wieder zu erkennen, wie sie in großen entscheidenden Momenten unsre Seele bewegten! es klar ausgesprochen zu sehen, was in seltenen, weihevollen Augenblicken uns mit heiliger Ahnung, mit großartigem Vorsatze, mit göttlicher Stärkung durchdrungen! uns mit dem Athem eines Unvergänglichen angehaucht! Oder auch von des Dichters Hand an die Abgründe unseres eigenen Inneren geführt zu werden! mit dem Verwegenen, der sich ihnen zugedrängt, die bangende Angst zu theilen: jetzt mußt du hinab! dann die himmlische Erquickung, wenn die in der Tiefe schlafende heilige Hülfe des Götterfunkens noch aufwacht, Rettung zeigt, Ausweg schafft, vom Verderben zurückreißt, bessert, versöhnt, erhebt! Was im Drama der Monolog, an rechter Stelle angebracht, in den Empfindungen und Regungen, welche der individuellen Lage geziemen, ohne müssige Gemeinplätze sich aussprechend; das ist in der erzählenden Dichtart, im Roman und in der Novelle,

solch eine aus dem Gemüthe des Dichters hervorbrechende Gedankeneinschaltung: ein lyrisches Intermezzo. Er überlasse sich seinem Hange, des Menschenherzens Labyrinthe zu ergründen! er fördere das magische Gold großer Menschengedanken, geflügelter Ideenblitze zu Tag, das ihm geheimnißvolle Mächte in den Tiefen der eigenen Brust plötzlich enthüllen: wenn er nicht rasch danach greift, ist es verschwunden! Aber freilich, der Dichter wisse auch die Wünschelruthe zu handhaben; er koche nicht die Schlacken uraltes Gemeingutes noch einmal aus, um uns mit flachen Wiederholungen, mit geschraubtem Antithesenwitze, mit paradoxen Vexierwahrheiten zu speisen. Macht er die Reflexion; ergiebt sie sich ihm nicht, wie eine vom Baume reif in die Hand fallende Frucht, von selbst; docirt er, statt zu schildern was er sieht, was vor seines Geistes Auge wie im Zauberprisma steht: dann werden uns seine Betrachtungen nur kalt lassen, und wir werden bald über dem Frost solcher Reflexionen ermüden.

Die dithyrambisirende Philosophie, in welcher Jean Pauls Humor sich ergeht, nicht auf der trockenen Speculation einer Schule fußend, sondern auf freie lebendige Anschauung der Menschennatur, auf eine intellectuelle Divination gegründet, enthüllt uns das ungeheure Räthsel des Zusammenhangs zwischen Sinnen- und Seelenwelt, so weit man hienieden von Auflösung desselben reden kann, in reicherer Lichtfülle, als es je der scharfsinnigsten Combination systematischer Denker gelingen kann. Durch die Nebelferne jener ahnungsvollen schauerlichen Gebiete vermag nur der Sonnenstrahl der Begeisterung einzelne

Streifbahnen zu öffnen, die das grüne Land des Glaubens und der Liebe zeigen. Der berechnende Verstand klopft vergeblich an die geisterbewachte Pforte: seine Schlüssel wirken hier nicht. Das ist längst erkannt. Befeuert nun dennoch fort und fort die Hoffnung, auch auf diesem Wege Schätze der Erkenntniß zu erbeuten, einzelne muthige Geister, und ist der Gewinn, der schon am dornenvollen Wege bis zu jener Pforte gemacht wird, auch so noch groß, so wird diese Bahn doch nur sehr Gerüstete, sehr Geweihte verlangen: dem Dichter aber auf seinem gaukelnden Schmetterlingspfade durch die Luft, durch Blüthen und Düfte, kann jedes warme Gemüth folgen, und an ihm Trost, Freude, Belebung schöpfen. Etwas Aehnliches empfinden wir in solchen Ergüssen bei Leopold Schefer. Zwar es ist nicht jene geheimnißvolle Gabe des Humors, des ätherischen Perlenschaums, der aus dem Champagnerbecher des von den Elementen zweyer Welten aufgährenden inneren Lebens emporsteigt; Leopold Schefer ist mehr ein dogmatischer, als ein humoristischer Geist, wenn des letzteren Brutheerd hauptsächlich der gegen die Polypenumflechtungen des Skepticismus anringende Liebessinn ist: er sieht die Welt mit Unbefangenheit, mit einer fertigen Entschiedenheit an, in der sich seine Betrachtungen mehr als die Resultate vielseitiger und wohlgenutzter Welterfahrung, denn als die Ahnungen eines Problematischen kund geben. Nicht als ob seine Denkart weltlich oder oberflächlich wäre: ein heiliges Unantastbare, einen treusinnigen, tiefen, zarten Glauben an die unvergängliche Liebe, ja eine positiv christliche Gesinnung sehen

wir als des Dichters innerstes Seelenwesen auch durch die üppigsten und buntesten seiner Dichtungen hindurchschimmern. Man kann, mit Anwendung eines bekannten Gleichnisses Ottiliens in den Wahlverwandtschaften, behaupten, daß durch die meisten von Leopold Schefers Leistungen sich eine durchgehende sittliche Idee, wie der Purpurfaden im Tauwerke der englischen Marine, dahinschlinge. Nur unterscheide man hiebei zwischen der sittlichen Bedeutung einer Grundidee, und zwischen dem sittlichen Verhältnisse, in welches die Erfindung des Dichters die Charaktere seiner Dichtung bringen darf. Hat er von dieser Seite das Gefühl verletzt, so ist es eine Verirrung seiner Phantasie, die der bessere Geschmack, dessen innerstes Wesen auch selbst wieder auf einer ethischen Basis ruht, ohne Nachsicht zu rügen hat. In diesen Fehler ist freilich auch Leopold Schefer, wie sich zeigen wird, in einigen Novellen verfallen: was wir aber mit jenem allgemeinen Ausspruche sagen wollen, wie tief Leopold Schefer den sittlichen Geist des Menschlichen aufgefaßt hat, wie innig er von demselben durchdrungen ist, wie schön und edel derselbe des Dichters Wesen selber trägt und emporhält, das wird jedem, nach unserer Ansicht, unmittelbar deutlich werden, der die historische Novelle: Albrecht Dürers Ehelauf, mit Aufmerksamkeit liest, und da inne wird, auf welche sinnige Weise jeder der beyden Hauptcharaktere hervortritt. In Albrecht Dürer steht der große, erhabene Kindersinn künstlerischer Begeisterung, die Einfalt des Himmels, die sich in die Erde nicht finden kann und von ihr nicht begriffen wird,

die gotterfüllte Beschaulichkeit des Ideenlebens mit der ganzen Wahrheit des Lebens vor uns. Auf der anderen Seite stellt sich in Agnes eines jener seltenen, aber keineswegs verwerflichen weiblichen Wesen dar, wo das Selbstgefühl eines klaren und vesten Sinnes die Ansprüche der aufglühenden Leidenschaft und des berauschenden Enthusiasmus sich untergeordnet hat. Der Liebe fähig, ja bedürftig, will sie gleichwohl nur dem sie geben, der mit der Idee *ihrer* Person sein ganzes Wollen und Walten auszufüllen bereit wäre. Reizbar empfindlich gegen den stürmischen Ungestüm, kalt gegen die in sich selbst versinkende Weichheit, starr gegen eine Begeisterung, die jenseits *ihrer* Sphäre weilt, kann sie den Mann, der sich ihr hat geben lassen, nicht sich selbst ihr gegeben hat, nicht fassen, ihm und sich nicht helfen, wird seine und ihre eigene Qual; und wir sehen hier zwey Charaktere neben einander, die, unter anderen Constellationen ihres Zusammenfindens, gar wohl hätten aufwachsen können, sich wechselseitig, wie es das Leben will, zu ergänzen; und die nun, beyde in ihrer Art der Achtung und der Liebe werth, in herber Dissonanz aus einander streben, und die schöne Erfahrung, daß das Ungleiche sich sucht, ihres Theils auf das Traurigste widerlegen.

Stellen wir nun den gemüthlichen Grund, auf welchem Leopold Schefers Poesie unserer Meinung nach wurzelt und wächst, als einen großen Vorzug geradezu voran, so wollen wir dabei auch die Bedenklichkeiten, welche diese Art des Dichtens hat, nicht übergehen. Es tritt nämlich damit zunächst mehr eine subjective als

objective Seite hervor, d. h. die Individualität des Dichters als Menschen wird uns durch seine Werke zu nahe gehalten; die Selbstständigkeit der Dichtung als eines Kunstwerkes, das sein Leben in sich haben soll, kommt in Gefahr, zu sehr nach dem Hintergrunde zu rücken. So würden zuletzt mehr die geistreichen Ansichten eines erfahrnen und wohlgesinnten Mannes, als Eingebungen der Muse, der künstlerischen Entzückung, übrig bleiben. Im Romane nun und in der Novelle, zweyen Dichtungsarten, die beinahe mehr dem äußeren Umfange als dem eigentlichen Wesen nach verschieden sind, wird diese Gefahr durch den Charakter der Gattungen selbst verringert. Sie wollen das Wesen und Wirken des Individuums, als eines empirisch Gegebenen, nach den Entwickelungen des zufälligen Daseyns zu ruhiger epischen Gestaltung bringen. Hier giebt es Gelegenheit, viel zu reflectiren; denn das Handeln im individuellen Daseyn hat nicht die Bedeutung und Abgeschlossenheit des geschichtlichen, welches durch sich selbst spricht. Nun bleibt aber gleichwohl die Aufgabe für den Romanen- und Novellendichter, die Reflexion lieber möglichst in das Wesen und Weben der Charaktere hinein zu arbeiten, damit diese auf das Beste in plastischer Klarheit hervortreten, und des Commentares nicht bedürfen. Da läßt sich nun von Leopold Schefer durchaus nicht sagen, er verstehe es nicht, seine Personen uns in lebendiger Anschaulichkeit vor die Seele zu bringen. Wir müssen ihm vielmehr eine hohe Meisterschaft in dieser Kunst zuschreiben. Aber leugnen wollen wir nicht, er ergeht sich daneben noch oft mit Geflissenheit

in jenen lyrischen Ergüssen seiner Ideenwelt; er ist nicht immer frei von einem gewissen Schönthun, welches sich selbst gern hört; von einer Manier, die aus dem Poetischen in das Rhetorische fällt. Dies ist denn ein Fehler der Ueberfülle; ein Zeichen nicht streng vestgehaltener Einheit und Uebersichtlichkeit; zuweilen wohl eine Vernachlässigung der Feile. Nur sage niemand, es widerstrebe der Natur der Novelle, als sey darin ein für allemal die Hauptsache, daß *erzählt* werde, weil man die Sache seit den Zeiten Boccaccio's, der zu dieser Dichtungsart wo nicht den ersten, doch den erfolgreichsten Anstoß gab, so überliefert gesehen. Man verkennt, daß man hiebei nach ganz mechanischen Principien verfahren würde. Freilich, die Italiener der goldenen Literaturjahrhunderte, in dem frischen Leben ihrer Gegenwart, waren dem contemplativen Tone nicht hold: ihnen gestaltete sich, nach den uralten Gesetzen südlicher Natur, alles plastisch; an der romantischen That, am Zauber des wechselnden Gespräches ergötzte sich ihre Seele. Der Spanier ist ebenso dem Episch-Dramatischen zugethan: das Lyrische ergießt sich ihm sofort in die seiner prachtvollen und melodischen Sprache so leichten und so natürlichen Rhythmen. Der Deutsche, von Natur der betrachtenden Darstellungsweise geneigt, hat sich von je nicht mit Strenge den hergebrachten Formen anzuschmiegen vermogt; es ist ihm von je seine Begeisterung über des Bechers Rand geschossen, und deshalb hat er dem Ausländer so oft als uncorrect, als maaßlos gegolten. Mit Recht aber betrachtet er die Formen der Dichtarten wesentlich nur als Vehikel, sein inneres Leben zu poeti-

scher Gestaltung zu bringen; und giebt sich eine dichterische Seele in dem Wesen der Leistungen kund, so wird ihr mit Recht die oft nur zufällige Wahl der Form zu Gute gehalten, so lange nicht eines dem anderen einen entschiedenen, den ästhetischen Genuß aufhebenden Eintrag thut.

Kommen wir auf das eigentlich Künstlerische in Schefers Dichtungen, auf Erfindung und Gestaltung! Hier sehen wir sogleich, daß ihm eine äußerst üppige Phantasie zu Gebote steht, welche sich mit Leichtigkeit in eben so verschiedene Zeitalter der Menschheit, als in die entlegensten Zonen der Erde, unter Völker der ungleichartigsten Nationalität zu versetzen, und den Leser ebendahin mit sich zu reißen versteht. Aus den friedsamen, heiteren, idyllischen Fluren des deutschen Vaterlandes führt er uns in die Alpen Tyrols, in die Lagunen von Venedig, in die Campagna von Rom, nach Neapel, nach Corfu; überall auf diesem Wege begegnen wir eigenthümlicher Landesnatur, eigenthümlichen Sitten, in ihrem Wesen durchweg mit lichtvollster Klarheit aufgefaßt und wiedergegeben. Aber mit ganz besonderem Hange zieht es ihn nach den sonnenduftigen Gefilden der Levante: die Olivenhaine Attica's, die Orangen- und Weinterrassen von Chios und Lesbos, unter jenem zauberisch violetten, in Wollust und Sehnsucht auflösenden Himmel, der mit seiner ununterbrochenen Frühlingsmilde die Inseln des Archipels zu Zaubergärten der Armida macht, thun sich vor uns auf: Stambul, die unübersehbare Prunkstadt, auf wunderbare Weise der Byzantinischen Kaiserzeit entmannenden Luxus

mit des Chalifates kriegerischem Lagerleben verschmelzend, liegt ausgebreitet vor uns da. Venetianer und Albanesen, Candioten und Rumelier, Barbaresken und Franken, wie sie auf jenen reizenden Küstenländern in buntem Gedränge sich umtreiben, zanken, intrikiren, bald in kolossalen Leidenschaften, dergleichen von dort aus nicht selten die Welt in Erstaunen setzten, aufglühen, bald in zartem Getändel mit den wunderschönen Frauen des Landes ein Bild des süßesten far niente darstellen. Aus jenen farben- und düftereichen Fluren führt er uns nach entgegengesetzten Enden, an die nebligen Küsten von Irland, in die Hochebenen Schottlands; wir besteigen die Transportschiffe der nach Botanybay Verwiesenen, schwimmen nach den geheimnißvollen Gestaden Neuhollands, und sehen das ewige Kreuz, das an dem Himmel dieser antipodischen Hemisphäre funkelt. Ein andermal führt er uns hinüber in die Urwälder von Canada, zeigt uns die Größen und Schrecken jener gigantischen Natur, und macht uns einheimisch unter den Resten der ursprünglichen Indianer. Man muß gestehen, nicht leicht hat ein Dichter seine Leser auf einem größeren und mannigfaltigeren Schauplatze umher bewegt, und sie werden dankbar sagen müssen, er hat ihre Einbildungskraft höchst anmuthig unterhalten. Wir erinnern uns nicht, daß ein zierlicher Geist der neueren Periode uns mit dieser Lebensfrische bedeutsamer örtlichen Eindrücke ergriffen habe; wenn wir die Charakteristik des südfranzösischen und spanischen Lebens auf den Ritterschlössern der Provenzalenzeit, so wie des starren und grausigen Nordlandes ausnehmen, welche

dem Zauberringe von Fouqué, troß der gehäuften Bizarrerien der Erfindung und des manierirten Stiles, einen unzweifelhaften Werth sichern. In einzelnen Scenen außerordentlicher Wirkungen und Contraste erhebt sich die malerische Phantasie Leopold Schefers zu einer Erhabenheit und einem Großartigen des Effektes, daß sie durch die Schöpfungen des Pinsels nicht zu überbieten wäre: wir wollen nur an das Gemälde erinnern, wie in der Novelle der Zwerg der Engländer sich unterfängt, bei dem bekannten Feste der Kuppelbeleuchtung die Pechpfannen auf dem ungeheuren Kreuz der Peterskirche anzuzünden, und, darüber vom Schwindel befallen, die Nacht in der furchtbarsten Lage auf dieser unermeßlichen Höhe zubringt. Die Sache ruht auf einem wirklichen Vorfalle: aber die Art, wie der Dichter denselben seiner Erzählung eingeflochten, ist eben so sinnreich, als die Reihe von Vorstellungen und Phantasieen, welche er dem Geiste des geängstigten Waghalses unterlegt, ungeheuer, überraschend und erschütternd ist. Von ähnlicher Wirksamkeit ist die Schilderung des Klosterbrandes in der Novelle Lenore di San Sepolcro, nachdem Georg seine Julia aus der Clausur geraubt, wo die gräßliche Scene, da die todte Serena in Julia's Zelle gelegt wird, die Entführung und Flucht, das Feuer, und dessen Schauspiel in dem ruhigen und freundlichen Zufluchtsorte die bewegtesten Bilder formiren; das mitternächtliche Erwachen der Gräfin Egeria in der Stephanskirche zu Wien (Novelle die Erbsünde), und anderes mehr.

Nun ist Leopold Schefer's Erfindungskraft in der That nicht minder sinnreich und geschäftig in Composition und Ausschmückung vielartiger Charaktere. Von den höchsten Sphären des Glanzes und des Reichthums bis in den dürftigen Haufen hinab weiß er seine Leute zu finden, mit einigen kraftvollen Pinselstrichen lebendig vor uns hinzuzeichnen, durch bemerkbare Eigenheiten, bedeutsame kleine Züge, interessante Durchführung für sie einzunehmen. In dieser Art sind ihm eine Reihe Figuren in einer Treffkraft gelungen, welche classisch genannt werden kann. Man denke unter den edleren Gestalten dieser Art außer den bei der Osternacht herausgehobenen nur an den deutschen Grafen Georg von Nostiz, an den biederen Lambton, an Lady Theano, die Wilde Coo, von den trefflichen Zeichnungen des Ehelaufes Albrecht Dürers, als wo historische Grundlage nur zu beleben war, aber wie belebt ist! nicht zu reden. Petronilla, Violante und ähnliche Frauencharaktere der hingebenden und duldenden Art werden des Interesses nicht verfehlen. Von leidenschaftlichen Personen sind Weli und Ali im Palmerio, die beyden alten Nobili in Lenore di San Sepolcro, der Türke Ezeleddin, der leichtfertige Robert, die Halbtürkin Saliane, sämmtlich im Zwerg, durchaus nicht zu tadeln; von untergeordneten und burlesken wird der arme Bathori, die Amme der Julia, die alte Russel vollkommen erfüllen, was man von solchen Nebenwerken und Gegensätzen an den Dichter begehrt; ja der Leser wird sich seines Maaßes von Theilnahme besonders an dem ersten nicht erwehren können. Dagegen kommt es

denn auch, daß die erfindsame und geistreiche Feder unseres Freundes zuweilen überladet; daß sie mehr in das Grelle, denn in das Anziehende malt; daß eine bizarre und anspruchvolle Färbung einzelne Charaktere dem Leser verleidet. Mehr geschieht dieß noch durch manche auffallende, ja mißfallende Situationen, zu welchen der Trieb, neu zu seyn, den Dichter verführt hat, und so den Schein auf ihn lädt, als solle auch hier einem verwöhnten und überreizten Zeitgeschmacke mehr als billig gehuldigt werden. Einer solchen Absicht nun sind wir selbst unseres Ortes den Genius zu beschuldigen, welcher den Grazien und den Musen vereint zu opfern vor vielen seines Zeitalters ausgestattet ist, weit entfernt: darum ziemt es sich, den einzelnen Tadel mit Achtung, und nicht ohne Begründung, auszusprechen. Hiezu aber bedarf es, daß wir in das Einzelne einiger Leistungen noch näher eingehen; wobei uns das viele Schöne und Erfreuliche, worauf wir unsere Zuhörer aufmerksam zu machen haben, mit gutem Muthe erfüllt.

Dritte Vorlesung.

Palmerio. Der Zwerg. Die lebendige Madonna. Die Erbsünde. Lenore die San Sepolcro Die Deportirten. Der Waldbrand. Laura's Verklärung. Galate. Albrecht Dürers Ehelauf.

Ein schöner Blüthenflor, auf der goldblumigen Wiese der Musen gezogen, den wir hier vor uns haben! Wähle sich, wie ein jeder durch Duft oder Farbe nach der bescheidenen Lilie oder Viole, nach dem üppigen Jasmin, nach der glühenden und würzigen Rose, nach dem stolzen Kaktus, der prachtvollen Strelitzie, der anmuthig betäubenden Volkammerie getrieben wird! Denn aus nah' und ferner Zone: aus der Heimath vertraulichen Fluren; aus des Europasüdens dämmernden und schimmernden Gefilden, welche die Einbildungskraft jedes höher schlagenden Herzens auf den erhebendsten Erinnerungen der Geschichte, auf den flammendsten Bildern der Lebensherrlichkeit wiegen; selbst aus der Tropenländer zauberhaftem Geheimniß stellt uns die sinnige Hand unseres Dichters ihre bunten Pflanzen dar, und wir vermissen nicht an ihnen die eigenthümliche Natur, die kernhafte Kräftigkeit ihres Wachsthums, die gesunde Fülle ihrer

klimatischen Verhältnisse. Zwar abgeleugnet haben wir nicht, auch diese reiche Spende schöpferischer Leistungen befriedigt nicht alle Wünsche, genügt nicht allen Forderungen; und wir selbst würden nur das unbelohnende Amt eines einseitigen Bewunderers verwalten, wenn wir unsre lautere und eingestandene Verehrung des Dichters an die Stelle der Kritik setzen wollten. Wir mögten vielmehr an diesem glänzend ausgestatteten Phantasiegarten auch selbst manchen Weg reiner gehalten, sorgfältiger geebnet; da oder dort eine wuchernde Hecke gewissenhafter beschnitten; die Anlage des Ganzen oft weniger labyrinthisch, weniger studirt, vielleicht sogar ermüdend: aber die Jugend brauset, das Leben schäumt! Die Fehler unsers Dichters deuten auf Ueberfegen des Geistes: sein schaffender Drang reißt ihn dahin; einem befruchtenden Wetter gleich stürzt er daher in prasselndem Strome, bis daß die Zeit ihn mäßige, und die herrliche Kraft in gleichmäßigerer Wirkung vertheile. Natürlich, ja ehrenvoll ist es, daß man den Geschmack, die Lebenskunst eines Reichen nach einem strengen Maaßstabe beurtheilt: dem armen Schelme überläßt man, sich einzurichten, wie er kann. Wir bestreiten daher auch keineswegs den wählerischen Sinn derjenigen Literaturfreunde, welche unter Leopold Schefers Novellen eine strenge Sichtung treffen, und dieselben nur in einer stufenweisen Würdigung anerkennen; wir mögten selbst nicht alle uns bekannt gewordenen Novellen des Dichters in den Blumenkranz einflechten, welchen hier zu betrachten wir uns vorgesetzt haben. In wiefern wir hiebei mit der Novelle Galate eine Aus-

nahme machen werden, haben wir es gerade auf eine ernste Rüge dieses und jenes Abweges bei unserm Dichter abgesehn. Aber übrigens ist eine eklektische Denkart durchaus nicht nach unsrem Geschmacke; wir sind derjenigen Ansicht vorzugsweise zugethan, daß jede geistige Production nach den in ihr selbst liegenden Gesetzen müsse gerichtet werden, und hiebei sich persönliche Gefühle nicht weiter einmischen dürfen. Denn gar nicht selten setzt sich ein besonderer Grundsatz, eine geheime Sympathie oder Abgunst, ein angewöhntes Vorurtheil an die Stelle der objectiven Geschmacksregeln; und manche Verletzung der individualen, wenn schon achtungswerthen und im Leben zu vollkommenem Anspruche berechtigten Gesinnung wird als eine Sünde gegen die Idee und die Kunst selber empfunden. Wie leicht man da dem Autor Unrecht thun kann, liegt am Tage. Demzufolge sehen wir gern die Hervorbringungen eines fruchtbaren und wohlbegabten Schriftstellers aus dem Ganzen an, und vergleichen sie einem blühenden Fruchtbaume, der in der Fülle seines Wachsthumes, mit dem schneeigen Segen des Frühlings behangen, seine prachtvollen Aeste den Zephyrn ausbreitet. Ohne Zweifel ist unter diesen tausend Blüthen manche verkümmert und zurückgeblieben; manche vom Wurm zernagt; manche wird, durch den Wind und den Regen beschädigt, ohne Fruchtansatz zur Erde fallen. Ja alle sind mehr und weniger erschlossen, kommen früher oder später zur Vollkommenheit und Reife. Aber ist nur an sich der Stamm, auf dem sie grünen, gesund und ebenskräftig, so werden sie gleichwohl mit reichlicher

Aernte laben, wie sie jetzt, vom heiteren Wiesenplane gesehen, das Auge erfreuen, mit ihren Düften den Sinn erquicken. Auch wird es seiner Zeit nicht an betriebsamen Raupenlesern fehlen, welche in soliden Wämsen von kritischem Leder, um im Hinaufklettern sich nicht zu verschänden, und in dergleichen Handschuhen, auf daß die genialischen Dornen sie nicht ritzen, die Bäume berutschen, alles Ungeziefer sauber abheben, und unter dem Triumphgeschrei ihrer Zunft auf dem Maculaturpapiere der Morgen- Mittags- Abend- und Mitternachts-Blätter zum Verbrennen tragen.

Von obigen Novellen führen Palmerio und der Zwerg uns in die Gegenden der Levante, welche gegenwärtig für alle gebildeten Herzen so großes Interesse haben. Wie nun der Dichter hier auf zauberische Weise die Natur jenes reizenden Himmelsstriches, welcher einen der größten Genien neuerer Musenkunst durch seine Lieblichkeit bis an den Tod zu fesseln wußte, klar vor unsere Seele bringt, haben wir bereits in unserem vorigen Aufsatze angedeutet. Es hat vielleicht auch die glücklichste Reisebeschreibung den eigenthümlichen Verkehr jener Länder und Inseln nicht so bestimmt aufgefaßt, als diese Dichtungen: das Treiben der Griechen und der Türken, ihre wechselseitigen Ränke, ihren Stolz, ihren Haß; die Züge großes Sinnes und erhabener Leidenschaft, die noch jetzt auch in der Entartung des Themistokles Geschlecht beseelen; die rohe treuherzige Derbheit und selbst in der Barbarensitte nicht unrechtliche Natur der Türken. In beyden Novellen treten tieftragische Verwickelungen hervor,

herbeigeführt durch das glühende Blut und die leichtfertigen Empfindungen, welche dort theils Himmelsstrich und Lebensart erzeugen, theils eine den Menschenwerth und Menschenadel durchaus verschraubende Verfassung mit sich bringt; wo statt eingestürzter bürgerlichen Ordnungen die lose Zucht eines nomadischen Heerlagers allein obwaltet. Die Geschichte Palmerio's ist eine Anekdote aus den tausend unter solchem moralischen und bürgerlichen Unwesen sich erzeugenden Mißverhältnissen und sittlichen Verirrungen, wie sie uns der bekannte Roman Anastasius vor einigen Jahren bis zum Ueberdruß abschilderte. Die Arbeit des deutschen Dichters hat da freilich ein viel geistigeres Gewand: sie ist weit entfernt, sich in ermüdendes Einerlei zu verlieren; sie verbrämt das Gräuelhafte mit dem blühendsten Colorite. Kurz, wir finden jene glänzenden Talente der Darstellung, welche wir im Allgemeinen unserem Dichter nachrühmten, im Einzelnen reichlich über diese Erzählung ausgegossen. Gleichwohl wird ihr Ganzes nur wenige Leser befriedigen: sie ist gleichsam eine nouvelle à tiroir; die Scenen sind in ihrer Verkettung zu wenig organisch verbunden; und dieser ästhetische Mangel wird durch das Gehäufte der Erschütterungen peinigend. Man kann daher wirklich diese Schilderungen, diese Charaktere nur in abgesonderter Auffassung recht genießen; und dann ist denn manches unübertreffbar herrlich. Wie ergreifend nicht gleich im Eingange der Verfall Venedigs! Wie lieblich die Beschreibungen des Landsitzes in Attica, der Stadt und Landschaft Chios mit ihren Blumen jungfräulicher Schönheit! Das tritt alles so leibhaft und an-

muthig, wie in Formen und Farben, hervor. Sodann der anfangs so tief anziehende Jüngling Palmerio; ihm gegenüber der abgelebte, in humoristischer Aermlichkeit rührende römische Barbier Bathori; der gewaltige Palamedi; die jungfräulich schwermüthige Elisabeth, eine zarte Sensitive, in deren Wesen mit Meisterhand dargestellt wird, wie bei Unerfahrenheit und Unbekanntschaft mit männlicher Natur die zarte Blume der weiblichen Liebe eine bittere, giftige Frucht hervortreiben kann, die aus Unschuld die Schuld, aus Glück den Unsegen heraufzaubert. Aber wie wir den leichtfertigen Meneda in die Geschichte eingreifen sehen, wird es uns unheimlich: wir finden Palmerio zu leicht verführt; es scheint uns nichts von alle dem, was folgt, nothwendig; der Dichter häuft die schreckenvollen Verwickelungen auf eine zu lose Grundlage. Die Geschichte von Ali und Veli darauf packt uns wie mit eisiger Faust: das tragische Ende, welches beyde durch die Wechselerdolchung auf den Trümmern der Minervenburg nehmen, erinnert an die Titanischen Unthaten der griechischen Urzeit; in der erhabenen Umgebung allerdings dem Schlusse des ganzen Gemähldes etwas Großartiges mittheilend. Aber das Schicksal der zwey Wittwen von Einem Manne erfaßt uns doch zu herb; das jammervolle Loos des armen Bathori scheint an das ästhetisch nicht zu Wagende anzustreifen. Den Dichter hat ein geistreicher Eigensinn über das Maaß des Gefälligen hinausgeführt, und der Versuch, uns der blendenden Willkühr seiner Phantasie unterzuordnen, zieht ihm die kleine Beschämung zu, daß ihm unser Beifall nur halb wird.

Nicht anders können wir über den Zwerg urtheilen. Die Fabel desselben ist kürzlich folgende: Einer Englischen Mutter von sieben Söhnen, welche nach einem abentheuerlichen Schicksale bereits die meisten Verwandten in einer seltsam methodischen Stufenfolge verloren, hat ein Traum verkündet, daß auch ihr Gatte und alle ihre Söhne nach einander vom jüngsten aufwärts vor ihr sterben werden. Nach des Mannes und der beyden jüngsten Söhne Verlust hat sie sich zum ältesten nach Indien zurückgezogen, um von den übrigen, die sie im voraus als Opfer des Unterganges betrachtet, gar keine Kunde mehr zu vernehmen. Endlich aber hat sie doch auch jene Zuflucht wieder verlassen, da der Sohn, in Indien zum Nabob geworden, sich nach der Heimath zurücksehnt. Sie sind mit dessen Gattin und Kinde auf den Prinzeninseln bei Constantinopel eingetroffen, und hier bringt eines Freundes Ueberraschung die abergläubige Lady in der Hauptstadt mit den beyden Nächstgebornen zusammen: zwey jüngere sind unterdeß ebenfalls wieder die Beute des Todes geworden. Wie denn nun auch die drei letzten übrigen durch wunderbare, grausenvolle, hauptsächlich in verwegenen Liebesabentheuern herangezogene Katastrophen der Mutter verloren gehen, ist das Hauptthema unsrer Novelle. Dieselbe ist überreich an Figuren und Gruppen; an Abwechselung der Räume, an lebhaften Localschilderungen fehlt es nicht: Ostindien, Constantinopel mit den Meerengen, England, die Gefilde von Rom kommen der Reihe nach vor unsre Augen; Situationen, Contraste, Antithesen von dem mannichfachsten und frappantesten Charakter. Aber jener

abentheuerliche Traum trägt mehr als irgend eine Dichtung ähnlicher Art das Gepräg des Gemachten: so phantasirt man nicht im nächtlichen Taumel der Seele, sondern im reflexiven Behagen hinter dem Schreibtische. Diese, in dergleichen dichterischen Einfällen sich allzu oft einstellende Naturwidrigkeit nun macht das Fundament der Erzählung unleugbar frostig: gradezu kraß aber muß uns die Basis der vorhergehenden Familiengeschicke erscheinen, jenes Saugen des Todten an seinem Halstuche, wodurch er die Seinen der Reihe nach unter die Erde zieht. Dergleichen herben Nachklängen aus dem formlosesten Volksaberglauben sträubt sich unser menschliches Gefühl: es geht ihnen aber auch das ächtpoetische Element ab, als welches in dergleichen schauerlichen Sagen ein gewisses ahnungsvoll Uebersinnliche als Grundlage verlangt, damit nicht die todten Kräfte der Natur, sondern eine geheim waltende sittliche zu wirken scheinen. Aber unsern Freund trifft hier, was so manche Dichter, welche, zum Theil aus mißverständlicher Auffassung der griechischen Tragödie, neuerlich bei uns das sogenannte Schicksal als poetischen Hebel in Anwendung gesetzt haben: dasselbe erscheint bei weitem mehr als das Product einer seltsamen Laune des Poeten, denn als das einer inneren Nothwendigkeit. Diese will dem Leser auf eine einleuchtende Weise an's Herz gelegt seyn: denn um sich dem ungeheuern Gedanken einer ehern und unerbittlich herrschenden Naturgewalt zu fügen, und dagegen die in jedem Menschen vorhandenen und wirksamen Regungen der Milde und Liebe, die auf der Ahnung einer sehenden und wohlwollenden Gottheit ruhen,

aufzugeben, wenigstens für den Moment der dichterischen Täuschung bei Seite zu lassen, bedarf es im Hintergrunde eines wahrhaft Ungeheuren, das in seiner Erscheinung auch wirklich eine immer aus sich selbst quellende Folgenreihe furchtbarer Ereignisse erklärt, ja gewissermaßen rechtfertigt. Haben wir von vorn herein den Impuls des Entsetzlichen in einem Vorgange, der das Maaß des gewohnten traulichen Lebensganges weit überfliegt, so kommt unsere Seele dem nachkommenden Schrecklichen schon halb entgegen: denn sie hat das Gefühl unabweislicher Ausgleichung und Vergeltung des Bösen in sich. Solche Darstellungen sind nun der antiken Region bei weitem gemäßer, als der modernen. Wenn Laios von Theben den Sohn des Pelops, seines Wirthes, zu schnödestem Mißbrauche und Entheiligung des sittlich Menschlichen raubt, und dafür, auf die Flüche des beleidigten Vaters, von Zeus, dem gerechtesten der Götter, mit Kinderlosigkeit gestraft wird; wenn er, die himmlische Warnung verkennend, dennoch sein Geschlecht fortzupflanzen strebt, und nun alle Verhängnisse des Verderbens über den schuldlosen wider der Götter Willen gezeugten Oedipus heranbrechen, und über dessen Geschlecht fortwüthen, bis es mit der letzten reinen Seele des unseligen Stammes von der Erde vertilgt ist: da erfaßt uns, mitten unter den Gräueln, die solch eine Nothwendigkeitsverkettung anrichtet, eine tiefe sittliche Ehrfurcht. Denn hier waltet eine ewige Idee, ein Gesetz, dessen Verletzung auf eine so gräßlich consequente Weise gerächt zu sehn, unserem Gefühle einen heiligen Schauder, ein unmittelbares Empfinden über-

menschlicher Gerechtigkeit einflößt. Aber zugleich empfinden wir dennoch, daß wir dieß alles nur auf der Basis alterthümlicher Ansichten zugeben können: die Verletzung des Gastrechts, die Untrüglichkeit der Orakel, die Causalitätslehre, worauf jener ethische Fatalismus gegründet ist. Wenn dagegen jenes Aussterben einer ganzen Familie, das an sich selbst nichts ist als ein gräßliches Naturspiel, ein Erbfehler des physischen Organismus, dergleichen wohl in der ärztlichen Erfahrung nicht gar zu selten vorkommt, in einem so materialen Zusammenhange dargestellt wird, als es der Verfasser unserer Novelle thut, dann entsetzen wir uns wohl nicht mit Unrecht vor solchem phantastischen Spuke, und fragen uns, ob dergleichen manierirte Grillen, im Geiste weiland E. T. A. Hoffmanns, nicht ein Mißbrauch der poetischen Gabe zu nennen seyen? Denn die Seitenverwandten der Lady Esther sterben in der Stufenfolge, nach welcher der vorangegangene älteste Bruder dieselben, dem Grade seiner Liebe gemäß, abwärts minder und minder reichlich im Testamente bedacht hat; und bis der beim Einlegen in den Sarg versehene abergläubische Gebrauch, nichts von den Tüchern an des Todten Mund reichen zu lassen, nach Aufgrabung des Leichnames erledigt ist: Lady Esther, die im Testamente ohnehin leer ausgegangen, weil sie der Bruder gar nicht liebte, bleibt nach dieser Cärimonie verschont, muß aber nun gleichsam sich selbst auslösen mit der Einbuße des Gatten und der sieben Söhne.

Solche wilde Ausgeburten der Einbildungskraft versetzen uns von vorn herein in eine unbehagliche Stim-

mung. Die Novelle selbst, gemäß der Dichtungsart, die ein denkbares Wirkliches in poetischer Abrundung und Begränzung zu geben verspricht, bringt uns mit Orten, Verhältnissen und Personen in Mitten einer conventionellen Welt; und dennoch muthet sie uns von vorn herein das Gespensterhafte der Mährchensphäre zu. An diese erinnern auch im Verlaufe der Erzählung mehrere überladene Figuren. Der Affe Arcot hat doch zu viel Sentimentalität, als man einer Bestie zuzugestehen geneigt ist, so freigebig auch die heutige Jocko's- und Minettenpoesie, für die Schefer's Muse doch zu gut ist, mit Humanisirung des Thierreiches gebaren mag. Der Zwerg Amok ist aber ein Ausbund von scheußlicher Fratze, und wenn die Mignons antiker Messalinen, so wie der heutigen Haremsschönheiten auch dieses Bild obscöner Widernatürlichkeit vollkommen treu mögen erscheinen lassen, so wird es drum um nichts appetitlicher, und man wünscht aus einem Gerichte für den ästhetischen Gaumen solche asa foetida mit allem Fug hinweg. Davon wollen wir gar nichts sagen, in welchen Bezug letztlich dieses Scheusal zu Richard gebracht wird. Daß dann noch der schöne Türkenknabe und seine leichtsinnige Schwester zu Halbengländern werden, befriedigt auch nicht sonderlich. Nach so vielfach Grausem und Gräulichem mogten wir einer gewissermaßen das Ganze zuflickenden Auflösung gar wohl entbehren. Dieses Ende erinnert an den unerträglich matten und unnatürlich beschwichtigenden Ausgang des Fouqué'schen Zauberrings.

Es bleiben also nur noch die schönen Einzelnheiten auch dieser Novelle übrig. Diese sind, wie immer, eine Fülle tiefer Ideen und Erfahrungswahrheiten, ein duftiges, warmes, etwas orientalisch weiches Colorit, bei den Localitäten der Erzählung mit höchst erfolgsamer Zweckmäßigkeit angewendet; einige zarte, liebliche, wie einige phantastisch reiche, grandiose Schilderungen, unter denen das Fest der Kuppelbeleuchtung von St. Peter in Rom und der Girandola auf der Engelsburg, dessen wir oben gedachten, als ein eigentliches Prachtstück des gewaltigsten Effectes hervorglänzt; eine höchst lebhaft und glücklich ausgemalte Volksscene Türkischer Nationalität, wie der leichtfertige Bruder Robert, als Judenfrau gekleidet, für sein Eindringen in den Harem eines Türkischen Großen an der Hausthüre aufgehängt wird; und mehrere wohlgezeichnete Charaktere: wo denn besonders durch die sehr gelungene Abstufung vornehm Englischer Lebens- und Weltmanier in den drei Brüdern, durch das rührend Schuldlose und duldend Ergebene der liebevollen Olivia, durch die Italisch schwärmerische edle Treue der Römerin Petronilla, welche beyde durch zwey der Brüder hart getäuscht worden; endlich durch die Levantische Frivolität Salianens, in welcher der dritte eine Lebensgefährtin zu finden glaubt, wie sie seine Weltansichten verdient haben, das Gemählde allerdings contrast- und farbenreich genug wird.

Die lebendige Madonna, unter allen Schefer'schen Novellen an Umfang die kleinste, wirft uns auf der Irland entgegengekehrten Küste von England aus. Dort

findet Merlin, ein reicher Ire von katholischem Bekenntniß, seinen Vater, als halbwahnsinnigen Einsiedler, und erzählt uns dessen Geschichte. Derselbe, als Jüngling nach Italien gekommen, hat in Neapel jenem Almosenfeste der katholischen Kirche beigewohnt, wo ein als Mutter Gottes gekleidetes armes Mädchen für fromme Zwecke Gaben einsammelt. Auf dieses Mädchen hat er das Auge der Sinnlichkeit geworfen, um die irdische Madonna zur Geliebten zu gewinnen! Ein Brittischer Whim, der ganz im Geiste jener barbarischen Selbstsucht ist, welcher sich manche der königlichen Weltkaufleute in fremden Landen so gern überlassen. Nur in England verdienen Menschen als Menschen angesehn zu werden! Die Frucht einer so frechen Grille ist Merlin, der Erzähler. Die Nebelluft der unpoetischen Küsten, an welchen diese Geschichten nicht vorgehen, sondern gebüßt und enthüllt werden, durchdringt den Leser: die zarte Schilderung der lieblichen Verführten, die rührende Scene ihres Todes, als der strafende Wink des Beichtigers sie ihrer Sünde gemahnt hat, daß sie sich ein zweytes Mal als die makellose Himmelsmutter hat verkleiden lassen, wiegen die Verstimmung nicht auf, die wir darüber empfinden, daß der Dichter auch dießmal sich einem Einfall überlassen hat, der sehr streitende Empfindungen rege macht; während wir doch im Aesthetischen, es sey tragischer Art oder heiterer, einen entschiedenen Eindruck zu empfangen begehren. Wie ein Sonnenstreif durch Wolkenschichten fällt die köstliche Schilderung der Raphaelischen Aufhebung der Maria zuletzt in das Ganze: wir bewundern hier das Talent unsres

Freundes, sich über Gegenstände der Kunst mit Kennerklarheit und mit Gefälligkeit zu äußern, und sehen von neuem, wie nichts ihm fremd ist, was in irgend einem Sinne das Leben geistig erhebt oder schmückt. Aber wie aus einer Bildergallerie, in der unter vielen unschönen oder schreckhaften, wenn auch mit Meisterhand bearbeiteten Vorstellungen, ein letztes in Gegenstand und Behandlung zugleich befriedigendes Hauptstück das Auge wohlgefällig sättigt und mit einer Abschiedserinnerung füllt, scheiden wir von dieser Dichtung, ohne noch einen wiederholenden Rückblick auf die vorausgehenden Bilder zu werfen.

Nicht minder tragisch, ja noch tiefer erschütternd ist die Fabel der Erbsünde: aber wir finden die Haltung dieser Darstellung gründlicher, das Fundament derselben einer poetischen Ausführung zusagender, als uns dieß bei den Novellen Palmerio und der Zwerg schien, deren Stoffe übrigens an Reichthum der Verarbeitbarkeit ihr eher voran als nach zu stehen scheinen können. In keiner der bisherigen Dichtungen (die Osternacht abgerechnet) bot sich dem Verfasser gleiche Gelegenheit, die bewunderungswerthe Kraft, die er hat, sich in dem tiefen und geheimnißvollen Elemente der Seelenanschauung zu bewegen, so eindringlich wirksam zu zeigen. Und auf dieser Gabe ruht das Höchste der dichterischen Darstellung, die Charakteristik! Die vornehme Welt bietet dem Menschenbeobachter von gewöhnlichem Schlage eine einzige glatte, schimmernde Fläche. Die stillgährenden Triebe, Begierden und Leidenschaften, welche das Menschenherz regen und beunruhigen werden bis an's Ende der Tage; die Macht

des Hasses und der Liebe, der Ehrgeiz und der Neid, die Ränkesucht und die Hoffahrt, die Sinnlichkeit und die Scham, haben sich dort zu Einer Masse äußerlich ruhiges und gezähmtes Stoffes geklärt, welche in den Formen der Modebildung, der Etikette und der Repräsentation zu einer süßen, leichten, wohlgelittenen Gelee geronnen ist. Daß man von dem, was je und je die erhabensten Geister empfunden, gewollt und gethan, nicht mehr empfinde, wisse oder wolle, als hinreicht, um im Leben sich die Schranken einer bescheidenen Mittelmäßigkeit gefallen zu lassen und im Umgange die Kosten eines rasch, wie im Hin- und Herschießen des Weberschiffchens, an- und abgezeddelten Gespräches zu bestreiten; daß man nicht tiefer fühle und denke, als ein gesunder Appetit und ein behaglicher Schlaf gestatten; nicht tugendhafter, aufrichtiger, arbeitsamer sey, und was der bürgerlichen Eigenschaften mehr sind, als zu einem vergnügten, gedeihlichen, vortheilhaften Daseyn fruchten mag; daß alles Herzweh endlich, aller Harm und Aerger sich hinter einem gesetzten, wo nicht heiteren Gesichte zu drücken und zu schmiegen wisse; daß die Asche der ausgebrannten Lebenslust und Kraft wenigstens noch als menschennachgaukelnder Golem *) zu figuriren verstehe: das sind die Aufgaben und Uebungen jener imponirenden Sphäre, von der nur die empfin-

*) Ein Zaubergebild aus Thon, das ein auf die Stirne geschriebenes Wort des Lebens so lange zum Menschen macht, als man dieses nicht wieder auslöscht. S. Arnim's Erzählung Isabella von Aegypten, S. 95.

den, wie hohl sie ist, die in ihr wohnen. Denn von fern erscheint sie, wie alle Meteore, als dichter Cörper. Leopold Schefer deckt uns in obenbezeichneter Novelle einen der Vorhänge auf, welche die Nachtstücke jener Sphäre bedecken. Gräfin Egeria, eine Dame der großen Welt aus jener Zahl abblühender Schönheiten, die sich, nach unseres Freundes Ausdrucke, auf die trüben Tage, auf die Gesellschaften bloß bei Licht freuen, um in der Flucht der Rosen von ihren Wangen noch eine Wintersaison oder Campagne für jung zu gelten, kommt in der Stephanskirche durch die Decemberabendpredigt eines jungen, feurigen Geistlichen zur Betrachtung ihres Lebens. Er hat der starren, grausen, leider nur allzu wahren Lehre von der Erbsünde eine praktische Seite abzugewinnen gesucht: wie wir unsern Kindern die Gestalt des Antlitzes mittheilen, so auch unsre Triebe, unsere Empfindungen und Begierden mit und in dem Blute! Von reinen Aeltern reine Kinder, von Sündern sündliche! Hierauf verkündet der Prediger die Bitte einer Mutter, welche ihre Tochter verloren; deren armer Pflegevater dem Wiederbringer wöchentlich 48 Kreuzer auf Lebenslang zusagt. Wie die Predigt auf ihr Menschenherz gefallen, so die Bitte auf ihr Mutterherz. Denn die Gräfin, in der Mädchenzeit glühend und üppig, nach ächtem Gefühle der Weiblichkeit deß Glaubens, das nur Liebe um Liebe glücklich machen könne, war von der Stiefmutter beredet worden, einen Mann zu nehmen, der sie liebte, nicht auch sie ihn. So hat die Welt der Sinnenlust und des Flitters sie gefangen: ein Schauspieler, ein Romeo, hat

erst ihre Phantasie, hierauf ein fremder Sieger ihre Eitelkeit gewonnen: wie dieß zugeht, wie Graf Albert, der Gatte, sie kennt und schont, sein eignes, biederes Gefühl in Liebe der Künste zerstreut und entschädigt, ist mit schneidender Wahrheit, in zartester Form, entwickelt. Die Gräfin hat eine Tochter, Iduna, geboren; sie wächst heran in der falschen Sicherheit, die in verkehrten Stellungen der Aelternverhältnisse der Conventionsanstand einem schwellenden, schmachtenden Herzen leistet. Auf einer Reise nach Italien ist sie den Aeltern zu einem Schauspieler entflohen, zur Abentheurerin geworden. Vor einem Jahre hat ein Brief von fremder Hand Kunde gegeben, daß die Tochter und eine Enkelin leben, aber jene, trotz und wegen ihrer jammervollen Lage, den Aeltern nicht vor die Augen kommen will. Der Ort, wo sie seyen, wird allen Nachforschungen entzogen. Dies alles zermalmt nun die Mutter in der Kirche; über ihren bangen Gedanken vergißt sie, was um sie vorgeht, und erwacht erst aus ihnen, als alles vorüber ist; als die Glocke des Stephansthurms Mitternacht schlägt. Wir weilen nicht bei der erhabenen Malerei, mit welcher diese einsame Nachtscene durchgeführt ist: wir haben sie bereits unter anderen glanzvollen und großartigen Schilderungen in unserer letzten Vorlesung herausgehoben. Aber die ganze Verwickelung wird mit erschütternder Folgerichtigkeit durchgeführt, das Schwere, Verletzende der Vergehungen ist mit Zartgefühl, nur soweit es nöthig, durch den Schleier gezeigt. Wie Graf Albert am Morgen die Enkelin auf den Armen einer Bettlerin entdeckt, wie er, von Ehr-

und Rachgefühl durchglüht, den ersten Verführer seiner Tochter zu erforschen, zu strafen hofft, und ihn todt findet; ihn als den Retter, als den schuldlosen Märtyrer ihrer zügellosen Launen erkennen, die Tochter im Irrenhause aufsuchen muß, wohin der grelle Contrast ihrer Geburtsansprüche mit der kläglichen Noth ihrer Lage, und hauptsächlich die Einbuße ihres Kindes durch Diebeshand sie gebracht haben; dem allen gegenüber die holde unschuldige Kindererscheinung, die edle, ruhige, hochsinnige Haltung des Grafen: diese spannenden, ergreifenden, abwechselnd erschütternden und erhebenden Scenen runden sich zu einem sehr wohlgeordneten und ästhetisch untadlichen Ganzen zusammen. Denn so stark auch die Gegensätze hervortreten, sind sie doch nicht übertrieben; die Situationen sind ängstlich, aber nicht unnatürlich; und bei dem Bewußtseyn, daß nicht ein hohles, gespenstisches Ungefähr, sondern eine in die sittliche Verderbniß der wirklichen Welt tiefeinrankende Verkettung hier wirksam ist, fühlen wir uns auf einem vesten Boden. Nun auch tadle den Schluß niemand als zu herbe; denn was mag in dem Gefühle einer heuchlerisch und unter leichtsinnigem Freudengenusse verhehlten Schuld das einmal angeregte und aus seinem Gleichmuth aufgeschüttelte Gewissen einer Mutter furchtbarer übernehmen, als der Anblick einer so gränzenlosen, vorwurfsvollen und im Prophetischen des Wahnsinnes das Wort des Vorwurfs auch aussprechenden Verwirrung, wie sie sich ihr in dem Anblicke der unglücklichen Tochter darbietet? Daß Gräfin Egeria den Tod sucht, ist allzu erklärbar nach dem Kleinmuthe, dem Welt-

sinne, der Zerrüttung ihres Gemüthes: daß der Dichter nicht diese Schuld mehr auf sie häuft, sie den freiwilligen Tod auch finden zu lassen, sondern die Angst, die Kälte, der Zufall sie von dem gepeinigten Leben erlösen, ist im Geiste einer lobenswürdigen dichterischen Besonnenheit, die da weiß, in ihren Plänen Maas und Ziel zu halten. Ueberdieß haben wir hier epische Darstellung vor uns, die einen solchen Ausgang duldet; das Drama würde den freiwilligen Untergang fordern. Die Wiedergenesung Iduna's, die glücklicheren Aussichten des Kindes bedarf unser Gefühl zu der Beruhigung, daß der Fluch der Erbsünde doch auch sein Ziel kennt: denn Gott will segnen bis in das tausendste Glied, aber heimsuchen höchstens bis in das dritte und vierte.

Eine gewisse, eher conventionelle als dichterische Gerechtigkeitsliebe hat den Autor vermogt, selbst eine Herstellung von Iduna's Ehre in dem Hintergrunde zu zeigen: wir geben aber mit Graf Albert auf diese Auskunft nicht viel. Unser sittliches Bedürfniß, das sich nach, ja in der poetischen Befriedigung geltend macht, hält sich vielmehr an jenes Wort des verständigen Grafen, warum er die Heilung seiner Tochter wünschenswerth findet: zum Gefühle ihrer Schuld! Denn die Poesie stellt uns hohe, gute Menschen, mit dem Drachen streitende Erzengel der Erde, dar, weil auch sie, auf ihrem Wege, unsere Brust aufheben, weit machen will für die unerschöpfbare Fülle des Heiligen und Herrlichen in der Welt und der Menschheit; und zeigt sie uns Fall, Versunkenheit, Verworfenheit, Vernichtung, so tritt mit und in der

Kraft ihrer Darstellung von selbst auch die Göttlichkeit der Strafe, der Buße, der Erhebung hervor. Das Gemeine, d. h. jenes Böse, welches sich als roher Abfall von dem Himmlischen um niederer, sinnlicher Lust willen, ohne Bedürfniß und Ahnung des Besseren, verkündet, kann uns poetisch nicht interessiren: wir vertragen das Böse nur unter der Folie einer Idee, einer in sich selbst beständigen, consequenten, geistigen Regung. Darum würde Franz Moor niemals der Held einer Tragödie seyn können; aber Richard III, dieses Riesenbild einer von Kopf zu Fuß mit dem Harnisch des Entsetzens gewappneten Schuld, er konnte es werden in dem hohen Stile, wie es Atreus und Klytämnestra für die antike Bühne geworden sind. Aber wenn die Darstellung des Ungeheuern, was aus dem Menschenherzen in so gränzenlosem Uebermuthe sich entbinden kann, uns einen bewundernden Schauder abnöthigt; so ergreift uns mit linder, aber sicherer Gewalt das Gemählde jener Schwächen, die wir nach einem näher liegenden Maaßstabe zu messen vermögen; die in uns leise wecken jene heilige Bitte: und führe uns nicht in Versuchung! Und wenn uns in solcherlei Dichtungen das Vergehen und die Sünde verletzt, so entschädigt uns die Reue und die Buße. Nur seyen sie ächt und lauter, nicht die Produkte koketter Heuchelei. In diesem Punkte darf man, ja soll man dem Dichter auf den Dienst lauern; weil er sich allerdings nicht leicht gegen unser Gefühl mehr versündigen kann, als wenn er die Ausschweifungen einer frivolen Phantasie hinterher durch den Fensterschweiß falscher Magdalenenthränen ab-

zuwaschen verhofft. Die Verirrungen, die er als Folge von Gesinnungen und Verhältnissen entstehen läßt, sollen nie die Vermuthung aufkommen lassen, als sey sein eigenes Gefühl über Wahres und Falsches unklar; er soll nicht einen Kitzel eigener Lüsternheit mit Herbeiführung zweydeutiger und unzarter Situationen befriedigen wollen. Ihm selber gebietet ein Gesetz ästhetischer Schicklichkeit; welches zwar über die engherzigen Schranken der conventionellen Etikette erhaben ist, aber auch vor einem viel höheren Richterstuhle verantwortlich macht. Wir mögten jenes Gesetz aussprechen mit Prinzessin Leonora's Wort: Erlaubt ist, was geziemt. Ziemlich aber ist nur das Schöne, das im Schönen Nothwendige, und darum kann nur dasjenige Unsittliche in der Oekonomie des Poetischen aufgenommen werden, welches uns in seinen Erfolgen die Genugthuung giebt, daß des Dichters eigner Geist und Wille es dem Sittlichen unterzuordnen, es sich in diesem wieder aufheben zu lassen wußte.

Es ist dieses ein Thema von einem ganz ungemeinen Umfange, das wir hier natürlich nicht im Mindesten erschöpfen können. Wenn wir aber Obiges von dessen Oberfläche gleichsam genippt haben, so wünschten wir damit zunächst das Urtheil solcher Leser für unseren Freund zu gewinnen, welche, über so manche frechgebotene unlautere Gabe in unserer gegenwärtigen Literatur mit Recht empört, auch in Leopold Schefer's Werken hin und wieder zu leicht sittliche Anstöße nehmen. So hört man wohl über die in der Erbsünde geschilderten Ausschweifungen klagen; die Liebe der Julia in Lenore di

San Sepolcro, das Verhältniß der Violante in Laura's Verklärung erregt die Bedenklichkeit zarter Herzen. Hier muß man nur nicht vergessen, daß diese Verhältnisse leider im Leben nicht anders sind; der Dichter aber sie uns in einem Lichte vorführt, das auch im Entferntesten nicht den Anschein giebt, als sey ihre Schilderung auf Verführung, ja auch nur auf Maskirung einer lüsternen Gesinnung berechnet. Vielmehr tritt mit edler Warnungsstimme seine reiche, welterfahrene, nirgends unklare Abstraction in das Mittel, und führt auch des unsicheren Lesers Urtheil überall auf die Gewißheit hin, daß nur in der Vestigkeit und Ruhe eines treuen, reinen und frommen Herzens der Talisman zur Beschwichtigung aller inneren und äußeren Stürme, nur in dem freudigen Rechtthun das wahre Glück zu finden sey. Von dieser Seite sind unseres Dichters Erzählungen oft lehrreicher, als es die Lesewelt wohl begehrt; aber daß ihr nach deren Studium ein Stachel wehmüthiger Betrachtung über die Trüglichkeit bloß phantastischer Güter zurückbleibt, ist gerade ein Beweis, daß ein tiefer Gehalt in dem sittlichen Werthe der Dichtung war. Dagegen finden wir es eher zuzugeben, daß sich Leopold Schefer manches Anklanges an unsittliche, ja monstrose Verwickelungen enthalten sollte, wo dieselben nicht in die eigentliche Motivirung seiner Fabel eingreifen, sondern als außer derselben liegende Gelegenheits- und Hülfsverhältnisse zu Anknüpfung und Erklärung einer Einzelheit dienen; daher nach Willkühr behandelt und leicht entbehrt werden können. Dahin rechnen wir in der Osternacht den eigentlichen Zusam-

menhang jenes Geheimnisses, welches Dorotheen den Verdacht verletzter Keuschheit zuzieht; in dem Zwerge die obbemerkte Verwandtschaft dieses Ungeheuers mit Richard; in den Deportirten die Scene, wo der Maler Clarke nur zu gewiß als Weib entdeckt wird. Die drollige Behandlung der letzteren, so wie die aufopfernde Hingebung, aus welcher der Fehltritt dieses Mädchens entsprungen ist, mildern allerdings die Unzartheit des Effectes: allein wir verlangen für die epische Dichtgattung, zu der doch die Novelle gehört, gewiß nicht mit Unrecht eine gewisse Züchtigkeit der Darstellung, gerade weil das Ruhige, welches der Charakter dieser Dichtgattung ist, jede Lascivität desto bemerkbarer macht. Ueber die Blöße eines Schiffbrüchigen oder von Räubern Geplünderten kann das Schamgefühl sich nicht empören; denn es wird von einem stärkeren, dem Gefühle des Mitleidens, bezwungen: aber sich auf eine minder entschuldigte Weise im Stande der Natur darstellen zu wollen, gehört aus ganz begreiflichen Ursachen unter die unzüchtigen Dinge.

Lenore di San Sepolcro kündigt sich an als einen elegischen Hymnus auf die Liebe mit ihren Entzückungen und ihren Leiden! Nicht ohne Bedeutung erscheint es, wenn der Dichter hier, gleich dem unvergleichlichen Shakspeare, eine Julie als das beneidenswerthe zugleich selige und unselige Opfer des süßesten Triebes verherrlicht. Auch die deutsche Dichtung ist voll einer sinnigen Durchdringung all der leisen und lauten Regungen, die ein von dem Blitze der Schönheit getroffenes, und, wie nach dem Glauben der Römer die vom Blitze des Himmels

Berührten es waren, geheiligtes Herz durchbeben und entzünden. Aber wagen mögten wir freilich nicht, Shakspeare und Leopold Schefer zusammenzustellen. Wie viel günstiger war der Brittische Genius daran! In seiner noch schlichten, gesunden Zeit genügte die einfache, rührende Geschichte von der Todestreue zweyer Liebenden, um zur innigsten aller Tragödien ausgesponnen zu werden. Es bedurfte nur jenes magischen Hauches, den die Natur vorher und nachher in keinen Sterblichen mehr gelegt, mit ihm die alte treuherzige Novelle zum gestaltenvollsten dramatischen Leben zu beseelen. Mit so bescheidenen Zuthaten kommt man jetzt nicht mehr aus. Die complicirte Existenz unserer jetzigen Welt erfordert auch in der Literatur vielseitigere Maschinen, und so hat denn freilich unser verehrter Landsmann, zumal er nur im Gewande der Erzählung wirken wollte, noch drastischere Ingredienzien zu seiner Leistung nehmen müssen. Gleichwohl wird auch so nicht geleugnet werden dürfen, daß eine zarte Sympathie manches lieblichen und tiefen Gedankens, wiewohl fern von jedem Verdacht undichterischer Nachahmung, ihn wirklich im Geiste Shakspeare's gelenkt: wie wenn man sich dächte, daß er, noch eben durchglüht von der Göttlichkeit jenes Romeo und Julia, in seiner ruhigeren, und man mögte sagen, weltlicheren Weise eine ähnliche Verklärung des strengen Gottes, der die Menschenherzen mit seinem Zauber erhebt und zermalmt, zu componiren begeistert worden. Raphaels Himmelfahrt der Maria strahlt in unerreichbarer Glorie: aber dennoch läßt die Kunstgeschichte auch jener Darstellung Gerechtigkeit

widerfahren, welche das profanere Talent Giulio Romano's diesem erhabenen Gegenstande gewidmet hat.

In der Erzählung selbst ist nun die Verwickelung eine rein tragische, beruhend auf einem Geheimniß alter Schuld, die nicht durch irgend einen Fluch überirdischer Mächte, sondern durch die Verwegenheit menschlicher Willkühr im Genusse des Glücks und des Reichthums herbeigeführt worden. Denn die Leidenschaften und Verirrungen der Liebe sind ein Fehler des Wohlstandes; eine Wahrheit, die schon weise Alten ausgesprochen haben: der Arme muß sich beschränken auf das, was das Gesetz ihm erlaubt, oder wenigstens nicht verbietet. Der Nobile Grimaldi hat seines Freundes Gattinara Gemahlin noch als Braut verführt: die Zwillingskinder Julio und Serene Gattinara sind Geschwister von Guidotto und drei Schwestern Grimaldi; aber seit die schuldige Mutter gestorben, weiß allein der alte Grimaldi um den verbrecherischen Zusammenhang. Da rächt die Liebe, was Liebe gesündigt: nicht die Clausur des Klosters, hinter der er sein Geheimniß zu begraben hoffte, vermag ihm das Unheil zu sparen, daß die jüngste, schönste, offenbar auch die geliebteste Tochter unbewußt die Gattin eines Halbbruders und die Todesursache eines ächten wird. Wir können den Faden der Verwickelungen nicht verfolgen. Was aber jenes Entsetzliche der Verbindungen betrifft, in welche die Wechselgeschwister durch ihre Unkenntniß der wahren Verhältnisse zu einander gerathen, so hat Leopold Schefer an diesem Stoffe, der wegen seiner Fruchtbarkeit an erschütternden Momenten von jeher alte und neue Dichter

häufig angezogen hat, alles gethan, was er dem Zartgefühle der Leser unter so kitzlichen Umständen schuldig war. Ja, wie besorgt um den Eindruck, den die Behandlung eines so schauervollen Gegenstandes in bedenklichen Gemüthern erregen könnte, hat er die sittlichen Standpuncte geflissentlich scharf herausgehoben: das auf Grimaldi mit Centnerlast niederfallende Ungeheure eines zerfleischten Gewissens; das Julien drückende unheimliche Gefühl, daß sie ihr Glück nur durch einen Betrug besitzt, der sie des süßesten Trostes beraubt, dasselbe mit den angebornen Lieben theilen zu können. Und die wehmüthigen, schönen, auf die ewige, allerbarmende Liebe hinweisenden Betrachtungen, mit welchen der armen Julia Tod gleichsam eingesegnet wird, halten das theilnehmende Gemüth auf eine edle Weise empor, daß es in dem Schiffbruche alles Irdischen, den es da vor sich sieht, den Anker des Ewigen vesthält, an dem es in den eigenen Zuständen, was auch begegne, die alleinige Rettung findet.

Sehen wir nun unseren Dichter bemüht, in der allgemeinen Gestaltung eines Stoffes, der, wie wir vorhin andeuteten, auf die verwickelten Begehren eines starkangeregten ästhetischen Appetites berechnet ist, uns das Herbe der Verschlingungen möglichst zu versüßen, so zeigt sich seine Sorgfalt im Einzelnen dießmal nicht minder lobenswürdig. Er hat gestrebt, in einer so katastrophenvollen Darstellung dem Gemüthe durch zart und behaglich ausgeführte Scenen erfreulicher Art Erholung zu gönnen: wie der blonde blauäugige Deutsche die reizendste der Venetianerinnen am Hochzeittage ihrer Schwestern in

der Kirche trifft; ihre erste und zweyte Zusammenkunft am Sprachgitter; die Hochzeit zu Arquata, in dem Hause und unter den Umgebungen, wo Petrarca seine Tage beschlossen: das ist mit einer Leichtigkeit geschildert, die jeden entzücken muß. Es ist, als hätte man da die trefflichsten, klarsten, ausdruckvollsten Gemälde vor sich, die man bloß von der Staffelei nehmen und in den Bildersaal hängen dürfte. Dazwischen die rührenden und überwältigenden Effecte, wie Julia eingekleidet wird, und wie ihr nun in der eintönigen, freudlosen Klosterzelle zu Muthe ist; ihr Raub; ihr Scheinbegräbniß; der Sturm der Türken auf Corfu; der Tod Georgs von Nostiz; von wo an nun freilich der erschütternde Lauf der Entwickelungen nicht mehr zu hemmen ist, und der Gegensatz unterhaltender Schilderungen folternd werden müßte. Dies alles im Einzelnen so kraftvoll und doch ohne Uebertreibung gegeben; die schonende Hand, welche dem Gefühle nur eben zumuthen mag, was nöthig ist, nicht zu verkennen. Die Charaktere ferner mit Sicherheit, mit Wahrheit, mit einer durchgängig wohlgehaltenen Schattirung. Bei Julien vergesse man nicht, daß es ein Italienisches Mädchen, und daß es eine Grimaldi ist, deren Vater der Dichter unübertrefflich hingezeichnet; der deutsche Georg, in schlichter, mannhafter, liebereger Ritterlichkeit, mit einem tiefen Zuge des unbestechbar richtigen Gefühls; der sanfte Italiener Julio, der heftige Guidotto. Unter allen aber, so glücklich und bestimmt ihre Individualitäten hervortreten, ihren Platz respectabel behauptend die alte Amme Sibylla, deren Abhandlung über Wesen

und Werth der alten Weiber die meisterhaftesten Charakterschilderungen, die je einem Theophrast gelungen sind, überbietet. Kurz, wir wüßten, von vorn herein zugegeben die Manier solcher leidenschaftlich contrastvollen Gemählde, die dem energischen Pinsel unseres Freundes vorzugsweise zusagen, in der Durchführung dieser Novelle nicht leicht eine Haltungslosigkeit nachzuweisen; und gestehen, daß wir dieselbe in ihrer Art, wenn schon uns ruhigere Behandlungen, wie die Deportirten und der Waldbrand persönlich mehr ansprechen, als eine seiner verdienstlichsten Leistungen erkennen müssen.

Das Interesse des Idyllischen beruht auf der Sicherheit, welche der Mensch in dem Bewußtseyn eines beschränkten, aber genüglichen und dauerhaften Zustandes empfindet. Eine Scholle vester Erde hat für sein Gemüth mehr Werth, als Millionen Hufen von dem majestätischen Meere. Darum ziehen uns im Leben wie in der Dichtkunst jene Charaktere ganz besonders an, welche mit der Ausstattung unverwüstlicher Seelenfreudigkeit an einem einfachen, von sparsamen Lustgenüssen gewürzten Leben ihre Befriedigung finden; wir fühlen es, die Zufälle des Glücks und des Reichthumes vermögen ihnen nichts zu dem, was sie schon haben, zu geben; und darum sind sie vor andern berufen, allen, die ihnen nahe kommen, ein vester Fels der Zuversicht und des Trostes zu werden.

Ein solcher Charakter, reich ausgesteuert mit allen Eigenschaften, die sich um den Fonds einer so abgeschlos-

senen, wohlgegründeten Gemüthsruhe angenehm herreihen, begegnet uns in dem Helden der Deportirten, Lancasterschulmeister Lambton. Voll der genialisch-linkischen Naivität, der treuherzigen Unbehülflichkeit, die uns Jean Paul in dem Peter Gottwalt Harnisch seiner Flegeljahre so liebenswürdig anziehend vor Augen stellt, gleicht er, hinter den alten Mauern seiner Schule sitzend, der Psyche, wie sie, der Puppenhülle nur eben entschlüpft, mit noch zusammenklebenden Flügeln hin und her schwankt. Da erfaßt ihn das Leben, und entfaltet sie, die noch ungelenkigen Schwingen; aber den ätherischen Farbenstaub, welcher in dem Gewühle und dem Gedränge so vielen abgestreift wird, behält er sich frisch und kräftig bis an das Ende bei. Und wenn er nun, als ein von Fortunen geleiteter Jason, das goldne Vließ der Schönheit mit einer angenehmen Haussteuer von Sorgenfreiheit und Lebensgenuß erbeutet, so finden wir ihn dessen doppelt würdig, da er zuvor in mancherlei reinigenden und ausschälenden Metamorphosen trotz der Schulmeisterzaghaftigkeit sich anstellig, herzhaft und durchaus tüchtig bewährt. Denn das hat er vor seinem Zwillingsbruder Gottwalt Harnisch voraus, daß sein Temperament weniger sentimental als energisch ist, und wenn ihn schon seine Seele vielfach drückt und preßt, er doch nicht auf den Kopf gefallen ist, wie und wo ihr Luft zu machen wäre. So sehen wir auch hier wieder, daß, wenn der Hauptcharakter, was zugleich von dem ganzen idyllischen Tone dieser Novelle gesagt werden muß, uns wieder auf eine bei unserem Jean Paul in mehr als einer Variation vorkommenden

Lieblingsgestaltung hinführt, dennoch auch hier jeder Argwohn einer Nachahmerei entfernt werden muß.

Was die Verwickelung der Deportirten betrifft, so ist die Erfindung sinnreich, und doch für das Land, wohin die Fabel gelegt ist, nicht sonderbar. Daß ein gutmüthiger, der Wasserabentheuer noch unkundiger Weltneuling durch die Vergeßlichkeit eines Schiffsmeisters, der ihn an die Rückkehr von seinem Besuche erinnern sollte, mit in die weite Welt genommen und in Neuholland als ein Deportirter angesehen wird; daß ein Vater sein eigenes verkanntes Kind rauben läßt, um Rache an vermeintlicher Untreue der verstoßenen Mutter zu nehmen: diese Umstände können uns in der Heimath bizarrer Qui pro Quo's nicht befremdlich erscheinen. Die Philosophie, mit welcher sich Lambton in Hobarttown in seine neue Lage, als Hüter der Rinderheerden, als ein moderner Eumäos, wie er philologisch sich tröstet, zu finden versteht; die idyllischen Tage unter jenem neuen, wunderbaren Himmel, wo ihn der süße Anblick der stillgeliebten Lisanna erquickt und tröstet; die neckische Eifersucht gegen den Maler Clarke, der doch zuletzt als ein Weib entdeckt wird; die Scene der unvermutheten Vermählung mit Lisanna, der Taufe des Malerkindes, der Malayin Talo, sind meisterhaft geschildert: unübertrefflich aber weiß der Dichter die Natur und den Zustand des fernen, interessanten Landes, wo England seine Verbrecher wieder zu Menschen macht, gegenwärtig zu erhalten. Wir sehen die grüne, geheimnißvolle Küste; die dünstende Bucht; die aus romantischen Höhen und Thälern sich hervorwälzenden Fluthen des

Derwent; die reinliche, erfreuliche, mit dem Glanz der Neuheit anlachende Stadt Hobarttown; die im üppigsten Reichthume tropischer Vegetation sie umgebende Gegend; den reizenden Landsitz des Sir Samuel mit seinen trefflich geordneten landwirthschaftlichen Anlagen; und im Hintergrunde die schaudervollen, der menschenfresserischen Blutgier der Wilden, dem Zorn der Elemente, der Feindseligkeit unholder Naturkräfte preisgegebenen, öden Verbannungsaufenthalte der auch dort, im Lande der Besserung, noch widerstrebenden Uebelthäter. Und über diesem scenenreichen Schauplatze strahlt im nächtlichen Himmel das herrlichste Sternbild jener Zone, das südliche Kreuz, vor uns, dessen Anblick dort in die Busen der Duldenden und Büßenden den Trost eines himmlischen Glaubens und einer ewigen Hoffnung sendet. Freilich mag uns die ganze lebhaft colorirte, geistvolle Schilderung ein reizenderes Bild vorgemalt haben, als die Wirklichkeit es gewähren mögte: die Dichtkunst rückt, wie die Landschaftsmalerei, das Entfernte zusammen, schafft sich schickliche Contraste, fügt harmonische, das Ganze sinnig einfassende Vordergründe zu: aber man liest ja die Deportirten nicht, damit man Lust bekomme, sich nach Botanybai schaffen zu lassen! Gleichwohl sieht man eine schöne Mäßigung walten, damit das Anziehende, Idyllische dieses Naturgemäldes nicht in das Phantastische, Gränzenlose sich verliere. Der Dichter hat offenbar zu seinem Zwecke sehr genaue und ausführliche Studien gemacht; und daß man diese der Leistung nicht ansieht, daß sie uns wie in unmittelbar von ihm Gesehenes und Erlebtes einführt, ist

ein für solche Regionen höchst bedeutendes Verdienst schöpferischer Einbildungskraft. Die Ruhe und die Gemüthlichkeit aber, welche den Charakter Lambtons auszeichnet, hat sich der ganzen Novelle in einer höchst erfreulichen Weise so mitgetheilt, daß sich des Dichters Ton häufig zu jenem über sich selbst lächelnden Humor erhebt, welcher, ein Sohn der heitersten Beschaulichkeit, über dem Grunde einer tiefen Seele, wie der Mondschein auf ruhigem Meeresspiegel, zu schweben pflegt. In diesem Humor hat Leopold Schefer nicht nur seinen Schulmeister höchst anmuthig ausgestattet, sondern auch sonst hin und wieder sogar muthwillig gespielt: wie denn die borstige, alte Russel ein Cabinetsstück derber Naturwahrheit und ein treffliches Gegenbild der Sibylla in Lenore di San Sepolcro ist; dem gegenüber die scheuen, halbwilden Malayischen Mädchen sich doppelt anziehend ausnehmen.

In ähnliche Ferne und Fremde, abermals unter neue Bedingungen des Lebens, versetzt uns der Waldbrand. Diesmal ist es Nordamerica mit seinen riesenhaften Urwäldern, wohin die Hand des Dichters uns leitet. Wenn wir hier abermals den Reichthum seiner Erfindungskraft, die Mannigfaltigkeit seiner Ideen bewundern; wenn wir uns freudig sagen, daß, wohin auch Leopold Schefers Phantasie sich wende, sie sofort sich einheimisch befinde, mit Geist und Glück uns in die Mitte ihrer bunten Welt verpflanze: so wird uns doch am meisten die Grundidee des Ganzen gefällig ansprechen, als welche die schöne tiefsittliche Idee zu lebendiger Anschauung bringt, daß der Mensch nie gefährlicher irrt, als wenn er über

sich und die Seinen Glück und Zufall zum Vormunde setzt statt der eigenen treuen Liebe. Der Gedanke, Eines von mehreren Kindern einem fremden verwaisten Aelternherzen zu überlassen, weil die fremde Sehnsucht an die Möglichkeit eigener Verluste erinnert, zu einem mitleidigen, der Nemesis zuvorkommenden Opfer zu mahnen scheint; weil die Aussicht eines reichen Erbes auffordert, dem jungen Wesen ein ihm vielleicht vom Himmel also zugedachtes Glück nicht zu verscherzen — dieser Gedanke gehört unter die mannigfaltigen scheinbar zulässigen, wenigstens indifferenten Dinge, deren eigentlich verderbliche, unsittliche, unmenschliche Natur keineswegs so leicht durch den räsonnirenden Verstand erkennbar ist, *als unter* entsprechenden Verhältnissen ein wahrhaft und natürlich empfindendes Mutterherz darüber entscheiden wird; wie in unserer Novelle das der Wilden Eoo augenblicklich entscheidet. Aber der Europäische, nach Europäischer Weisheit berechnende Vater versteht sie falsch: daß er die überhörte Naturstimme mit der Einbuße seines Allertheuersten, der treuen, liebenswürdigen, frommen Lebensgefährtin bezahlen muß, dieser Schicksalsgang hat etwas Tieftragisches, das durch die mit aller Gluth einer großartigen Phantasie geschilderten ungeheuren Trauerscenen des Naturereignisses, welches der Dichtung ihren Titel gegeben hat, nur in seiner zarten stillen Wehmüthigkeit desto ergreifender hervorgehoben wird.

Die Idee, in einer Wilden zu versinnlichen, daß nicht Bildung, sondern nur Liebe, und außer ihr nichts, dem Weibe seinen Werth giebt, ist im Charakter der Eoo

auf eine so zarte, einfachrührende, durchgehends edle Weise durchgeführt, so ohne alle Beimischung schwächlicher Sentimentalität oder unlauterer Naivität, daß wir diese Figur in ihrer Art nicht minder als eine musterhafte Schöpfung erkennen müssen, als die Christel der Osternacht. Es ist aber der Mühe werth, gerade auf solcherlei Charaktere hinzuweisen, weil sie am unwidersprechlichsten darlegen, daß Leopold Schefer es vollkommen in seiner Gewalt hat, in diesem schweren und mißlichen Capitel, der Darstellung reiner Weiblichkeit, sich den Trefflichsten gleichzustellen. Und wenn sich übrigens auch noch bezweifeln ließe, ob in der Wirklichkeit eine solche Wilde, wie Coo ist, möge gefunden werden: für die dichterische Wahrheit des Charakters ist dieses gleichgültig. Die Züge unverfälschter, sich selbst überlassener Natur sind in ihr treu und kindlich aufgefaßt; die Bedingungen, unter welche diese Wilde durch den Verkehr ihres Stammes mit den Europäischgebildeten Canadiern gebracht wird, beseitigen die Einwendungen des Unwahrscheinlichen, die man gegen die feineren Nüancen ihrer Empfindungsweise erheben könnte; und die ursprüngliche Würde des Menschlichen auch in dem Wilden entschuldigt jedes Falls den Dichter, wenn er zu schön gemahlt haben sollte.

In dem Gemählde des Waldbrandes hatte Leopold Schefer freilich an Alexander von Humboldts großartig aufgefaßten Schilderungen Amerikanischer Landesnatur, so wie an Washington Irvings ebenfalls auf Anschauung gegründeten dichterischen Darstellungen geistvolle Wegweiser: deren Vorgang indeß das Verdienst

seiner eigenen Leistung nicht schmälert, da sich auch an ihr wieder die selbstständige Gabe höchst lebendiger Vergegenwärtigung in reichem Maaße kund giebt. Was so durch den Geist gegangen, und in seinen Tiefen wurzelnd so frei und anmuthig hervorgesproßt ist, das erhebt sich leuchtend über die dürftige Leistung des Nachahmers: es ist nicht eine seellose mit künstlicher Mühseligkeit verfertigte Papierblume; es ist ein frisch und frohgedeihender zu eigenem Leben aufgeschossener Absenker der lebendigen Pflanze. Wie der ferne Brand anfangs sich verkündigt durch Wohlgerüche der in Flammen aufgehenden aromatischen Vegetabilien; durch die fliehenden Vögel; durch den Rauch: wie erst die schwächeren und scheueren Thiere des Waldes heraneilen, dann die grimmigen Bewohner des einsamen Dickichts hervorkommen, nichts Wildes mehr der Menschen Nähe scheut, noch ferner an Mord und Blutvergießen denkt: wie die Stämme der Eingebornen mit den Schaaren der Ansiedler zusammentreffen, gleiche Noth finden, durch die Noth wieder von einander getrieben werden: wie der Held unsrer Novelle mit seiner Gattin, der edlen Coo, und seinem Knaben Okki auch aufbricht, und die Muttersehnsucht dahin treibt, wo Alaska, die verschenkte Tochter, mit dem alten Adoptivvater wohnt: wie in der sichtbar überwiegenden Gefahr der Vater, sich Weib und Sohn zu retten, von dieser Aufsuchung abstehen will, und dann die Mutter ihn still verläßt, damit er das eine Kind und sich rette: wie alle dann nach wundergleichen Abentheuern sich wieder in Quebek zusammen finden; aber der von der Angst doppelter Entbehrung

und Hoffnungslosigkeit zermalmte Vater in dumpfer Fieberbetäubung nicht inne wird, daß die geliebte Wilde ihn pflegt, und diese selbst schon als ein Opfer ihrer heldenmüthigen Anstrengungen und ihrer Gemüthsbewegungen im Grabe ruht, als er neugenesen der endlichen Befreiung aus den Schrecken der Natur und den Folgen seiner ersten unseligen That sich freuen, und die durch die Mutter siegreich wieder errungene Tochter umarmen kann: das sind Züge, die alle die theilnehmendste Spannung rege erhalten, alle durchaus neue und eigenthümliche Situationen mit der effectvollsten Wahrheit veranschaulichen, und das sittliche wie das poetische Interesse des Lesers im anmuthigsten Wechsel beschäftigen.

Laura's Verklärung! Eines jener erotischen Abentheuer, welche der Welt bewiesen, daß Francesco Petrarca, der Verherrlicher Platonischer Liebe, auch seinerseits ein Mensch war aus Fleisch und Bein. Daß etwas Wesen- ja gewissermaaßen Gottloses in einer Gluth liege, welche ihren Ruhm darinnen sucht, über Einem ewig versagten Gegenstande alles andere Schöne und Holde der Erde zu verschmähen, wenn sie gleichwohl singen kann:

Con lei foss' io, da che si parte il sole,
Sol' una notte, e mai non fosse l'alba!

das setzt der Dichter, nach seiner heitern, verständigen Art, durch den Mund des gewaltigen und beredten Mönchs Jacopo Bossolaro geistreich aus einander: die Novelle selbst führt in einer sehr wehmüthig ergreifenden Weise aus, wie das zurückgesetzte irdische Theil den hochfliegenden Stolz des himmlischen beschämt und straft. Und daß

hiebei unser Freund die Sache in ihrer herben Wahrheit sprechen lassen, daß er den Menschen Petrarca nicht mit dem Dichter beschönigt, daß er tief empfunden und uns nahe gerückt: dieser Fluch liegt auf einem Ruhme, der durch eine unwahre Selbstcasteiung erkauft werden sollen! das verbreitet über das Ganze einen höchst zarten elegischen Hauch, durch den das volle, ja üppige Leben der reich ausgeschmückten Darstellung umzogen wird wie eine reizende, mannichfaltige Landschaft von dem gelbschwülen Tone eines nahenden Gewitters. Der Eingang führt in feinen und sinnvollen Bemerkungen den Saz durch, wie die großen allgemeinen Eindrücke der Zeit oft des Menschen, besonders des Weibes, geheimstes Innere beherrschen und bestimmen. Bald entwickelt sich, was diese zarte Schutzrede für die Gläubigkeit des weiblichen Geschlechtes bedeuten soll: und wer sie recht erwogen und beherzigt, wer gefunden, daß sich aus dem Leben und Laufe der Welt so wenig, wie aus der Natur unerfahrner Jugend dagegen etwas Erhebliches einwenden läßt, der wird Violante Beccaria nun mild beurtheilen und des Dichters Zeichnung nicht unrichtig finden, wenn sie, die Fürstentochter, durch den allgefeierten Ruhm und den persönlichen Zauber Petrarca's hingerissen, in der Tracht eines Landmädchens sich ihm nahet, ihn lieb gewinnt, ihm eigen wird. Die tragische Verwickelung, die aus dieser Unbesonnenheit für sie erwächst, tritt hell und effectvoll hervor auf dem wohlgruppirten Gemählde, dessen lebenvoller Hintergrund uns die Revolutionen, welche in der denkwürdigen Epoche des vierzehnten Jahrhunderts

die kleinen Dynastien der Lombardei betroffen, in klaren, vesten Umrissen vor das Auge bringt. Der schönen Isabelle von Mailand frivoler Pilgerzug nach den Gebeinen des heiligen Marcus; des Goldschmiedes Capra rührender Enthusiasmus für Empfang und Bewirthung des Sängers der Laura: diesen heitern Parthieen gegenüber die Noth der Brüder Beccaria, die ihre stürzende Herrschaft in Pavia mit Blut bevestigen müssen; die der holden Schwester zu einer mächtigen Verbindung mit dem reichen Marchese Argussoli bedürfen; der schöne ritterliche Charakter des letzteren, der düster edle der Brüder, in dem sich bei Milano politisch-geistige Scheu gegen Petrarca, mit glühender zum Schwestermeuchelmord rasender Eifersucht auf die Ehre des Hauses; bei Castellano zarte Schonung für die verführte Schwester, gerechter Rachesinn gegen den unenthaltsamen Priester der keuschen Musen vermischen. Wenn in dieser anziehenden und kontrastvollen Reihe von Charakteren Messer Francesco vor unsrem Gefühle zu kurz kommt, so trägt die Schuld daran nur jener dichterische Leichtsinn, welcher, auf dem Felde des Lebens wie auf dem Helikon Blüthen zu brechen und Honig zu naschen lüstern, der Nemesis nur allzu harte Buße zahlen muß. Es ist ein merkwürdiger Eindruck, bei dem kein Edelgesinnter ohne eine Thräne verweilen könnte, wenn er den Fall der Dichtung sich einmal als einen Fall der Wirklichkeit denken wollte. Denn freilich hat die Welt und Nachwelt nur die schönen Rosendüfte zu genießen, welche aus dem Lebensgarten eines hochbegabten Geistes an den Himmel der Unsterblichkeit emporziehen, und, zu äther=

reichem, befruchtungsschwangerem Gewölke verdichtet, auf den Acker der Bildung in segensvollen Tropfen fort und fort niedersinken: aber was die gelitten, die dem elektrischen Feuer in der Erdenhülle nahe gekommen, von ihm ergriffen und verzehrt worden, das wird aus Bescheidenheit und Schonung auf die Seite geschoben; und, wo seine Kunde hie und da durchdringt, da pflegt man wohl mit dem Gemeinspruch zu trösten, daß der Ruhm, eines großen Geistes Liebe gewesen zu seyn, eine Entschädigung für das Leiden geben müsse. Leidiger, ungöttlicher Trost! Eines großen Geistes Spielzeug ist, was nicht seine Liebe geworden für das Leben, für Zeit und Ewigkeit: und zum Spielzeug, auch für den größten Geist, ist *ein* Ebenbild Gottes in alle Ewigkeit zu gut! Und wenn des großen Geistes Schwäche entschuldigt, beschönigt wird durch die Tausende von Opfern, welche gemeinen Geistern fallen: desto schlimmer! daß in diesem schweren, harten Stücke, in dieser tiefen Erniedrigung des gottähnlichen Bildes gerade der edelste Geist so oft mit dem verächtlichsten zusammentrifft! daß der Flug auch seiner Schwingen an der brennenden Sonne des Triebes schmilzt und ihn in den Sumpf hinunterstürzt! Ueber allem poetischen Leben steht dennoch ein sittliches: und nur wo jenes in diesem aufgenommen ist, da ist das rechte hohe Geniusleben erschienen.

Sinnig war es vom Dichter, daß er die Katastrophe dieser Novelle, nachdem ihre Nothwendigkeit, das Unwiederherstellbare all dieser Verhältnisse begründet war, mild, wie ein sich allmählig abregnendes Wetter vorüberziehen

läßt. Der Mord an Violanten wird durch eine Verwechslung gehindert: diese Verwechslung selbst, an sich sehr tragischer Art, bleibt ohne schlimme Folgen: die junge Verirrte büßt im Kloster ihre Uebereilung ab, und hat noch spät die Freude, ihre Tochter von Petrarca sich zugesandt zu sehn. Daß dieser, da er den Frieden nicht allein aus einem Pallaste, sondern auch aus einer Hütte vertrieben, die Geliebten im schwersten Leiden ohne den Trost seiner Hülfe lassen muß, ist im Geiste poetischer Gerechtigkeit höchst effectvoll angelegt: denn was könnte ein nicht unedles Herz, wenn es durch die vornehme Selbstverweichlichung über so Viele Verwirrung und Unheil gebracht, allein noch beruhigen, ja laben, als wenigstens versöhnend und tröstlich zusprechen zu dürfen?

Es durchweht übrigens diese Novelle der zauberische Athem jenes geistigen und regsamen Lebens, welches, über den segensreichen, üppigen Gefilden Italiens in den goldenen Jahrhunderten dieses Landes verbreitet, dasselbe für diese Zeit in der Geschichte zu einem Eldorado sehnsüchtiger Begeisterung macht: und wie uns auf diese Weise eine fast idealische Stimmung der Dichtung selbst begegnet, kommt sie uns andrerseits durch das reinmenschlich Zarte und Innige wieder nahe, und wir fühlen uns kräftigst in einem wahrhaft poetischen Elemente.

Wie der Maler einem Frescogemälde, welches auf den Eindruck eines imposanten Abstandes der Betrachtenden berechnet ist, durch allzu ängstliches Ausarbeiten der Details seinen Effekt nehmen kann, und statt der großartigen Totalwirkung nur den zweifelhaften Gewinn eines

kleinlichen Fleißes davonträgt, so bringt nicht selten der Dichter in der Lust, seine Schöpfung mit Mannichfaltigkeit an Figuren, Scenen und Verwickelungen zu füllen, den Leser um den Vortheil der Uebersehbarkeit und sich selbst um das Lob einer leichten und natürlichen Composition. Offenbar leidet Leopold Schefers Galate an einem ähnlichen Fehler; es wird schwer, ihrem Zusammenhange zu folgen, ihr Plan scheint sich mehr als studiert, denn als genialisch herauszustellen.

Zu diesem Mißfälligen kommt ein nicht abzuleugnender Irrweg: der Dichter, von einem Stoffe dahingerissen, welcher in sich selbst des Irdischen allzu viel enthielt, malt Einzelnes im Geiste einer sinnlicheren Grazie aus, als das Element des Dichterischen es bedarf. Die Gedanken, zum Beispiel, welche zwey Offiziere über die Wonne haben mögen, die die Umarmung eines vollendet schönen Weibes zu gewähren vermögte, malt ein jeder mit leidlich frischer Einbildungskraft Begabte sich selber aus: und wenn wir auch geneigt wären, dem Dichter jene lebhaften Ergüsse zweyer jungen Schwärmenden zu verzeihen, so macht uns das immer stärker hervortretende unerfreuliche Wesen der Schönheit, welcher diese Ausrufungen gewidmet sind, mehr und mehr mißvergnügt; und wir verdenken es ihm, daß er uns zugleich auf eine zu materiale Weise für sie interessiren, und dagegen nicht durch einen desto edleren Gegensatz hat entschädigen wollen.

Der Anfang nun ist höchst aufregend: in diesem dithyrambischen Tone, welchen unser Freund so gewaltig

zu handhaben weiß, mögen wir gern jenes unerschöpfliche Thema beleuchtet sehn, welches Schiller, der reine Sänger, in den rührenden Worten ausgesprochen:

Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen verschämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein;
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilde Reihn.

Auch ist das Bild, welches von jener halbitalischen, halbdeutschen Jungfrau aufgestellt wird, allerdings reizend genug: aber wir erkennen schon im Kinde die Kokette, welche die Dinge auf Schrauben stellt, und damit empfängt bereits der Lorbeerbaum der Idealität, der bei solch einer Schilderung in unserer Vorstellung aufschießen wollen, einen empfindlichen Axtstreich hart an der Wurzel. Ach die Schönheit, dieser Gold- und Purpurstaub auf dem Fittig der liebesehnenden Psyche, erstirbt von innen heraus an dem Wurme solcher falschen Gefühle, und nicht die schleichenden Jahre können vor einem unbefangenen Auge so viel thun, als Ein Moment, da wir das Weib als seine eigene Kupplerin gewahren. Dieser gleich anfängliche Beischmack kältet uns allmählig gegen Galate mit unaufthaubarem Froste: wir hadern für uns selbst unablässig mit dem Dichter, daß er die reichen, üppigen Blumen seiner Phantasie mit ihrem Wohlgeruch und ihrer Farbenpracht um einen — Todtenkopf hersteckt. Den

leugnen kann er es uns nicht: er will für diese Galate auch uns gewinnen, und bringt sich beinahe in den Verdacht, als mache er sich aus einer zweydeutigen Gesellschaft kein sonderliches Gewissen. Aber damit thäten wir ihm zu nahe! Er strauchelt nur ein wenig auf einem schlüpfrigen Pfade; er spricht es uns zuletzt doch aus, daß sie ihm selber nicht gefällt, daß ihr innerstes Wesen verkehrt und sündig ist. Welch abentheuerlicher Gedanke auch, in der Tochter, gleichsam durch Leib und Leben der Tochter, noch den Mann lieben zu wollen, der ihr selber gefallen hatte, der als ein sonderbarer Gesell in den Krieg gezogen aus Langerweile, weil er nicht gefühlt, was er eigentlich in der Welt noch zu thun hatte. Die beyden liebenden Freunde aber sind ein Paar gründliche Egoisten, nur Salvator feiner, bizarrer; Polydor gröber, anmaßender, denn er ist der reiche. Nun freilich, die Aufopferung in solchen Fällen ist ein gemeines, verbrauchtes Mittel. Leopold Schefer ist zu geistreich, zu genial, um auf diesem ausgefahrenen Wege noch eine Composition dahinschleppen zu wollen. Es war nicht ganz neu, aber doch sehr gescheidt und zweckmäßig angefangen, daß beyde Freunde auf ihren Wegen ihr Glück versuchen sollten; aber wir erwarteten doch, daß sie es zartsinniger anfangen würden. Polydor schlägt wider unser Hoffen, wider die Großmuth, die wir doch an ihm begehren, den ganz gemeinen Weg ein; und der falsche Schritt, wie er über die lebende Galate die Copie der nackten Raphaelischen und Carraccischen hängen läßt, giebt ihn als einen plumpen Anfänger in der Galanterie wie in der feinen Sitte

kund. Dabei bleibt er auch nicht ehrlich bei der Abrede; denn er gewinnt einseitig die Beihülfe des Vaters, und das heißt offenbar falsch gespielt. Aber der Dichter will auch ihn keineswegs von uns geschätzt haben; er macht ihn uns mehr und mehr sogar zuwider. Wie die Novelle überhaupt durch drei Generationen hindurchgeht, so werden die alten Gegenstände des Interesses durch die neuen verdrängt: Galate durch Liddy, Polydor durch Eugen. Aber diese große Abweichung von dem Herkommen der dramatischen Einheit, die auch der bloßen Erzählung Rundung und Halt giebt, wird nicht vergessen gemacht durch Schönheiten: sie läßt die früheren Hauptmomente abfallen wie welkes Laub, und ein neues Geschlecht entsteht, das von dem vorigen nichts weiß, und doch durch dasselbe in nicht weniger als allem gehindert wird.

Salvator ist verschlagener als Polydor: er bleibt zu Hause, und macht, daß man nach ihm fragen muß! Nicht so derb, als Polydor, gehandelt, aber zart und sinnig wahrhaftig auch nicht. Indeß ihn sollen wir als verderbensprühenden Liebesätna kennen lernen. Er liebt nicht, um durch Liebe beseligt zu werden; er will durch sie beseligen; wo nicht, zerstören. In den labyrinthischen Combinationen solcher halb im Herzen, halb im Kopfe aufsiedenden Neigungen und Vorstellungen nun ist Leopold Schefers Beobachtungsgabe unübertrefflich sinnreich, und seine Meisterschaft in Veranschaulichung der sophistischen Gewebe, in welche sich unter solchen Verhältnissen des Menschen Eitelkeit, Schwachheit und Leidenschaft verschlingt, mögte unter den Darstellungskünstlern unserer

laufenden Literatur schwerlich ihres Gleichen finden. Hier erblicken wir nun auch Galate in einem zarten Momente, und unsere Theilnahme für sie wird wenigstens für einige Scenen stark angeregt. Wie sie, Salvators Stolz bemerkend, ihre Empfindlichkeit und ihre Neigung wie zwey trotzige Kinder an einander sich messen und dadurch erstarken läßt, das ist ächt mädchenhaft, und im besten Sinne einer dichterischen Situation gehalten. Und mit welchem Zauber der Sprache weiß unser Freund solche anziehende Parthieen zu übergolden, in den magischen Aether von Lebenshauch und Blüthenduft zu tauchen! Da können die kunstreichen Genien der griechischen Anthologie nicht frischere, keckere, da der tiefsinnige Petrarca nicht lieblichere, rührendere Bilder und Gleichnisse ersinnen!

Wie nun die Liebe, sobald sie einmal zur einzigen Leidenschaft geworden, zwar eine Zeitlang zwischen der verworrenen Vorstellung einer Platonischen Resignation, zwischen einer bloß in der Idee bleibenden Begeisterung, und dem glühenden, ja sinnlichen Verlangen des Besitzes hin und her schwankt, zuletzt aber doch immer bei jener ehrlichen und natürlichen Klarheit ankommt, daß ohne den ausschließlichen Besitz kein wirkliches Glück der Liebe zu erreichen steht; so finden wir es freilich ganz in der Ordnung, daß Salvator schließlich nicht ferner mit Polydor als Liebesassocié in der bloßen Idee betheiligt bleiben kann, und daß er empfindet, er könne nicht leben ohne sie, er könne sie nicht mehr lieben ohne sie. Aber daß er sich träumen kann, er werde aufhören sie zu lieben, wenn

sie aufhöre zu leben, das hätten wir auf keinen Fall unter die Philosopheme gereiht, in deren Gefolge seine Phantasie sich zu jener witzigen Hyperbel verirrt, die Geliebte todtzuschießen. Das Motiv ist in der Dichtkunst überraschend, aber an seiner Stelle so wahr als bizarr; nur eben im Geiste jenes Neapolitanischen Wahnsinns, da die schmerzliche Gluth einer wunderbaren Wahlverwandtschaft für die Schönheit eines beliebten Sängers sich zu kühlen hoffte, wenn sie den Gegenstand ihrer Begeisterung niederstäche. Uebrigens geht unsre Scene ziemlich verlegen für beyde Theile ab; denn wäre auch damit die Novelle nicht aus gewesen, so durfte doch natürlich das Gewehr nicht töden. Es verwundet aber auch nicht. Damit wäre freilich auch wenig ausgerichtet worden, aber es dünkt uns, der Effect wäre weniger trocken gewesen. Daß jedoch Galate von nun an mit völliger Entschlossenheit liebt, darf uns an einem Charakter nicht befremden, in dem die bizarren Elemente bereits hinreichend angelegt sind. Und seyen wir hier billig: in unser vernünftiges, ordentliches, reputirliches, landfriedenhaftes Alltagsleben hinein gehören solche Extreme einmal für allemal nicht, und der Himmel bewahre unsre Töchter und Enkelinnen vor Liebhabern, die es auch einmal damit probiren, ihre Auserwählte todt schießen zu wollen. Allein einen kleinen Stich von dem Unbegreiflichen muß schon einmal dasjenige haben, was poetisch behandelt seyn soll: eine Gans oder Henne, welche ohne alles Widerstreben, ohne mit Flügeln und Füßen herauszuragen, in die ästhetische Bratpfanne eingeht, wird immer nur ein mageres Gericht bleiben.

Die Scene auf dem See kommt hierauf wie ein Maschinengott und macht der langen Wahl ein schroffes Ende: so dichterisch ausgeschmückt sie, wie zu erwarten war, aus der Feder gekommen, berührt sie uns doch nicht mit einem reinen Gefühle; wir empfinden zu sehr den Uebermuth des Sterbenwollens, der mehr auf Eitelkeit als wahrer Empfindung beruht. Daß übrigens Salvator einmal wieder erscheinen werde, gehört zu den ökonomischen Ahnungen im Verlaufe einer Erzählung, die sich dem Leser von selbst aufdrängen, und das Gefühl einer ästhetischen Lücke, eines Fehlers geben, wenn sie nicht eintreffen. Walter Scott's dichterische Pläne wimmeln von solchen divinatorischen Stellen, wo der Leser für sich selbst zum Propheten werden kann. Aber siehe dich vor, mögte man dem Autor zurufen, daß dir niemand in die Karte sieht! Der Leser könnte auf den Gedanken kommen, er möge wohl den Faden auch ohne dich hinausspinnen können! Meistens bleibt dergleichen ein Beweis, daß eben der Faden etwas dick gedreht worden ist. Da übrigens die Novelle selbst über diese Katastrophe hinaus fortgeführt werden sollte, sind wir am wenigsten unzufrieden, daß Salvator nicht ferner als Liebender auftritt: nach solch einem Aeußersten, wo er das süße Gut seiner Sehnsucht sein nennen, dem Freunde das Zeichen des Triumphes geben können, wäre eine Herstellung in den vorigen Stand das Allerunpoetischeste gewesen. Die abentheuerliche Gespensterrolle dagegen, die ihn der Autor noch einmal bei Galate spielen läßt, gehört zu den Monstrositäten, die wir oben mit Strenge gerügt haben: es

wäre vieles darum zu geben, wenn sich die Phantasie unseres Freundes solcher Versuchungen ein für allemal erwehren wollte, deren zweydeutige Effecte mit der geringsten Anzweifelung des reinen Sinnes zu theuer erkauft sind. Daß nächstdem Polydor den Sieg und Tod des Freundes nicht zartsinniger ehrt, als wir sofort erleben, erinnert uns eben neuerdings daran, daß der Dichter, da er ihn gegen Salvator, den Glücklicheren, in einigen Nachtheil bringen wollen, die Farben zu stark aufgetragen und dem hochgebornen Grafen eine zu herbe Beimischung von Rohheit aufgelegt hat.

Die hierauf folgende Einschaltung der Schicksale Benjaminens würde eine lieblich abspannende und beruhigende Episode bilden, wenn nicht auch sie nur als Schubladenscene in das Ganze zwischengeschoben wäre; wenn wir Polydor wieder gehoben, geadelt sähen. Statt dessen regt der Muthwille, mit welchem er diese treuherzige Tochter der Natur seiner sittlichen Leerheit opfert, nur unseren Unwillen tiefer gegen ihn auf. Denn wenn etwas Hohes und Würdiges in seiner Seele läge, wie müßte er es da nicht zu seiner süßesten Aufgabe machen, nun der so Geworbenen auch alle, alle Entschädigung für die in die Schanze geschlagenen Güter einer treuen Heimath, einer treuen Mutter, eines treuen, guten Freiers; eine vollkommene, auch die letzte Erdensehnsucht befriedigende Genüge zu geben! Aber der Dichter läßt unsre Empfindung die Erneuung der alten Lehre schwer bezahlen: Freie bei deines Gleichen! In Benjamine übrigens, in dem ehrlichen Jacob erkennen wir unseren Freund ganz

wieder; da sind wir einmal froh, auf Leute im Schlage der Osternachtswelt und des ehrlichen Lambton zu treffen, von dem Wirbeltanze der geschraubten Prinzen- und Grafensphäre uns in etwas zu erholen. Ein wenig rasch freilich geht Benjamine darauf ein, sich zur Gräfin erheben zu lassen: aber auch bei Leopold Schefer nehmen sich öfters die Mädchen nicht mehr Zeit zum Verlieben, als in der wirklichen Welt; und da die an sich unschuldige Leidenschaft auch in solcher Schnelligkeit den Charakter einer reinen kindlichen Seele eben so oft beweisen als in Zweifel setzen kann, so lassen wir uns dieß noch gefallen. Die ganze Art dagegen, mit welcher sich ergiebt, daß Polydor es zuletzt auf nichts abgesehen, als nur sich an Galate zu rächen, macht ihn geradezu verächtlich. Von dem Augenblicke an, da wir gewahren, er werde kein neues, frisches, reines Leben an der Seite seiner Benjamine beginnen; er werde nicht einmal den ersten Rausch einiger Flitterwochen hindurch Befriedigung empfinden, da lassen wir ihn fallen, da erscheint er uns nur als der böse Dämon des Ganzen, als den er auch gegen den armen Eugen sich darlegt. Wie er, nachdem Benjaminens Tod ihm kund geworden, auch nicht einmal darauf denkt, was aus ihrer Abschiedsverheißung geworden seyn mögte, bleibt unbegreiflich, und demzufolge wird das so wichtige Motiv, wie hinfort Eugen seinem Vater unerkannt bleibt, auf eine gewaltig lose Grundlage gebaut. In dieser Weise empfinden wir etwas höchst Unerquickliches: was wir nämlich vor uns haben, ist kein freies, heitres, ächt poetisches Phantasieleben; und doch würde es, für einen

Augenblick als Wirklichkeit gedacht, auch ohne alle Wurzel des Wahren und Natürlichen erscheinen.

Wie peinlich indeß die Lage Galate's ist; wie sie, aus dem Geheimnisse stiller Liebe vor die rohe Welt, wie eine nackte Aphrodite, ja wir mögten sagen, eine Phryne getreten: das wird hierauf mit jener Fülle tiefer aus dem Herzen des Lebens geschöpfter Kunst entwickelt, in der wir des Dichters Persönlichkeit so erfreulich, so vertrauenswerth und weise hervortreten sehen. Solche zarte, so treffende, gemüthliche Betrachtungen geben Sühne für vieles: aber wie viel herrlicher doch immer, wo sie schmückende Zugaben zu eben so sinnigen und zartgedachten Erfindungen sind! Wir müssen es loben, in welchem Sinne der Großvater unsre Heldin tröstet, und daß sie, dem Leben sich wieder ergebend, der Zeit verstattet, über die heftigen Auftritte ihrer ersten Liebe den Schleier zu ziehen. Aber die Bekanntschaft und Ehe mit Graf Arthur erinnert etwas an Gräfin Egeria und Graf Albert in der Erbsünde, und einer schlimmen Ahnung können wir dabei nicht los werden. Die erbliche Sympathie des jungen Eugen für Galate erfüllt uns sogleich wieder mit etwas Unheimlichem: wie es mit dessen wahrer Herkunft stehe, wird allzu geflissentlich auf die Seite gedrängt, es liegt nichts von selbst so Kommendes darinne. Der wiedergekehrte Polydor kündigt sich auch sofort als den selbstischen Weltling an, dem das Menschengefühl nur in so weit einen Werth hat, als es dem Gefühle seines Ichs huldigt. Die Art, wie er sich in Liddy seine einst angebetete Galate ersetzt fühlt, hat etwas Geiles, das wir an

dem gereiften Manne höchlich unzart finden müßten, wären wir ihm nicht schon längst abgeneigt worden: die Ideenverbindung, nach welcher Galate darauf geräth, ihm, dem doch nun Alternahen, sich selbst durch Liddy zu ersetzen, streift an das Buhlerische und wird zu einer, wir können den Ausdruck nicht mildern, Kotzebuischen Versündigung gegen den heiligen Geist der Poesie. Graf Arthur bleibt hinfort die einzige achtbare Person in der Novelle; denn in ihm tritt der schlichte, tüchtige Menschenverstand, mit Wohlwollen gepaart, versöhnend hervor. Die Kinder haben, so mancher liebliche Zug im Einzelnen ihnen vom Dichter beigemischt worden, einen zu großen Anschmack von der älterlichen Bizarrerie, als daß sie uns in eine behagliche, ja nur ungetrübte Theilnahme zu ziehen vermögten: dergleichen affectirte Kinderliebschaften, wie sie leider die Verschrobenheit unserer Ueberbildung gar nicht selten zeigt, haben an sich selbst etwas Widernatürliches, und die Poesie sollte sich nicht auch noch darauf einlassen, den Tanzboden für solcherlei Puppenspiel herzugeben. Der Märtyrertod Eugens wird daher niemanden ansprechen können, und man vermag sich's nicht zu verhelen, alle schönen und geistvollen Reflexionen des Verfassers beschwichtigen die Sehnsucht nicht, alle diese überspannten und peinigenden Verhältnisse baldmöglichst abgethan zu sehen; was denn freilich mit derselben kunstvollen Verschränkung und Verfädmung geschieht, nach welcher die ganze Novelle angelegt war; die unter allen Productionen Schefers gewiß die gemischtesten Gefühle rege macht, und dessen glänzende

Gaben mit seinen schwachen Seiten am buntesten wechseln läßt.

Wenn wir nun, anerkennend, wie viel unser Freund im Uebrigen geleistet, wie gerechten Anspruch er auf unsre Theilnahme hat, auf die Erwartung, daß man auch ihn sich aussprechen, sich abschäumen und klären lasse, von Galate als einem Werke scheiden, wo seine Muse zuweilen, wie dieß dem alten Homer, aller Poeten Urahne, selber begegnet, ein ungöttlicher Schlummer überschlichen: so ruhen wir mit desto freudigerem Auge auf jenem Ehelaufe Albrecht Dürers, welcher die Stimmen des Publicums in so reichem Maaße davon getragen, daß er allein dem Dichter einen höchst ehrenvollen Platz auf dem deutschen Parnasse sichern müßte. Wie nun diese historische Novelle uns gleich von vorn herein in das frische, ehrenhafte, thätige Bürger- und Kunstleben des funfzehnten Jahrhunderts in Deutschland und Italien versetzt und dem Dichter Gelegenheit giebt, sein bestechendes Talent im Ausschmücken und Ausmalen des Oertlichen und Sittlichen zu entfalten: so verstattet ihm das innerliche Treiben und Weben einer Künstlerseele, sich auf diesem seinem beschaulichen und betrachtenden Gebiete nach Herzenslust zu ergehen. Wenn ihm hiebei der Drang und die Fülle seiner Ideen überquillt, so sehen wir, bei deren Tiefe und Anmuth, doch nur immer einen Blumenkorb vor uns, in den man die Aernte der Flora mit allzu üppiger Hand gehäuft; daß nun manche Blüthe durch die andre gedrückt und verdunkelt wird, oder halbverloren am Rande hängt, ja zum Boden gegleitet ist.

Und während nun offenbar der Autor mit sehr lobenswürdiger Gesinnung bemüht gewesen ist, den Unglückslauf einer schattenvollen und düsteren Ehe mit der Fackel der Seelenkunde und der milden menschlichen Erfahrung aufzuhellen, fallen allerdings auf den Charakter Albrecht Dürers manche Streifschatten, die sonderlich dem männlichen Theile der Leser nicht behagen mögen; wie gegentheils die Lichter, welche in dieser Weise der Frau Agnes herbe Züge aufheitern und verschönern, ein zu grelles Streben, ihr gerecht zu werden, argwohnen lassen. Daher denn diese Agnes sammt dem Dichter die Parthei der Frauen, wie wir zu bemerken glauben, durchaus gewonnen hat.

Die Kunstgeschichte berichtet mit trockner Unumwundenheit, daß Albrecht Dürer nach seiner Zurückkunft aus Italien das Unglück hatte, eine böse Frau zu heirathen, die ihm keinen ruhigen Bissen zu essen gönnte, und ihn beständig auf's geldgierigste zur Arbeit trieb, so daß ihm sein Leben völlig verbittert, ja sie an seinem frühzeitigen Tode Schuld geworden. Die Freunde dichterischer Kunst erinnern sich nun gleicher Eindrücke aus Sternbalds Wanderungen. Leopold Schefer ist unsres Wissens der einzige, welcher die Sache einem edleren Gesichtspuncte zu nähern versucht hat, und er hat dem Geschichtlichen der Wirklichkeit eine zauberische Folie der Idee untergelegt: Dürer erscheint dabei menschlich schwach, es ist wahr: aber das muß geradezu abgelehnt werden, daß er schwächer ausgefallen sey, als er wirklich gewesen. Er lebte allerdings, wie so viele Künstler, so sehr als Mann im Reiche

nicht nötig

seiner Ideale, daß er ein Kind blieb für diese Welt. Will man nun tadeln, daß Agnes gegen ihn und auf seine Kosten so sehr gewinnt, so macht man den allgemeinen und ununtersuchten Unwillen gegen schlimme Weiber zu sehr in Bausch und Bogen gelten. Denn Eines von beyden muß auf dieser Erde immer statt finden, wo ein ruhiger, glücklicher Zustand gedeihen soll: entweder zieht der Mann das Weib in das Reich seines Wollens und Wesens hinüber, oder auch umgekehrt das Weib den Mann; und in beyden dieser Fälle ist eine eigentlich böse Frau nicht möglich. Oder es bleibt eine unauflösbare Differenz übrig, beyde Theile setzen den Fuß auf das strittige Gebiet der ehelichen Herrschaft, und während sie einander nicht zu verdrängen vermögen, gelingt es ihnen auch nicht (was das Glücklichste, aber hienieden auch das Seltenste zu seyn pflegt), sich wechselseitig zu ergänzen und zu vertragen. Hier eröffnet sich nun der Spielraum für das Weib, um böse zu werden. Denn böse ist ein Weib nicht mehr als ein Mann, und beyde sind nur schwach. Die Stärke des Weibes aber ist, wenn der Mann schwach ist; und ihre Bosheit, wenn er das doch nicht einsehn und sich völlig unterwerfen will. Albrecht Dürer hätte nun gern, um diesen irdischen Frieden zu erkaufen, seinen Männersinn hingegeben, wenn Agnes nicht auch den Künstlersinn hätte knechten wollen. Da aber schwang der eingekerkerte Engel in dem sanften Manne die Fittige des Zorns. Sie ihrerseits hatte gleichwohl, von ihrer Seele aus gesehen, nicht Unrecht: denn zum ganzen Manne gehört auch der ganze Künstler.

Und hat denn der Dichter jene Schlange des Alleinwillens im Paradiese des weiblichen Herzens nicht als die Schlange gemahlt? Hat er sie mit Rosen überdeckt, so daß ihr Giftzahn ungesehen stechen könnte? Dessen kann ihn niemand beschuldigen. Die ganze Hölle verfehlter Hoffnungen, wo Beruf, Aussicht, Berechtigung zu dem heiligen Frieden vorhanden war, die jeder wohlgeschaffnen Brust zustehen, ist nie flammender, bedeutsamer, warnungsreicher geschildert worden. Und wer etwa von jungen Leuten Lust hätte zu heirathen, der lese sich (wir sagen dieß im Ernste) diesen Ehespiegel durch. Des Dichters tiefe Menschenkenntniß hat sich als ächte Folie ihm untergelegt, und wie die alten Weisen der Vorzeit spendet er treue Lehrsprüche in kräftigschöner Form zum Herzen und zum Sinne zugleich. Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci. Die Ehe ist wie ein Orangenbaum: sie soll die süße ätherische Blüthe der Geliebtenliebe zugleich mit der strengeren, aber den Durst heißer Lebenstage erquickenden Frucht der Gattenliebe tragen: wie dieß wahr ist; wie trügerisch, wo nur das erste begehrt; wie schmerzlich, wo nur das letzte gewährt wird, das sproßt als herrliche köstliche Musenblume aus dieser schönen Novelle hervor.

Von oben bezeichneten Novellen bilden die sechs ersten die drei Bändchen einer bei Leopold Voß zu Leipzig in den Jahren 1825 bis 1827 erschienenen zierlich ausgestatteten Sammlung; die übrigen sind in Almanachen

und Zeitschriften zerstreut. Wie wir hören, hat das Publicum eine Fortsetzung jener Sammlung, eilf Novellen enthaltend, zu gewärtigen, wozu die Literaturfreunde sich nur Glück wünschen können. Denn ist überhaupt in unsern Tagen ein Talent, das Fruchtbarkeit mit Genialität vereinigt, etwas Seltenes; so dürfte namentlich die glückliche Lage unseres Dichters, welche ihn über das leidige Bedürfniß, um Geld zu schreiben, hinaushebt, ihn ganz vorzüglich geeignet machen, sich durch gediegene Leistungen einen Beifall zu sichern, welcher sich nicht blos auf die nächste Mitwelt beschränke. Verbergen läßt es sich nicht: wenn in dieser so schreibseligen Gegenwart das literarisch Vortreffliche sich dennoch so wenig zeigt, so trägt die dem Zeitalter zur Last fallende Sterilität an Aufmunterungen zu hoher geistiger Thätigkeit eine wesentliche Schuld. Wir haben keine Nationalbelohnungen für die Günstlinge der Muse: nicht ein ganzes Volk flicht ihnen, wie bei den Hellenen, den Ehrenkranz um die Stirne, weist ihnen den Sitz des Ruhmes an der Seite der Aeltesten und Besten in Prytaneen an. Wer von der Menge bei uns leben will, der muß ihr Sclave werden; er muß ihrem schlechten, überreizten oder abgestandenen Geschmacke huldigen; er muß die Conjunctur der athemlos hinstürmenden Zeit benutzen, um, was er mit oder ohne Gunst der Minerva auf das Papier geworfen, noch naß von der Tinte, unter die Presse zu schieben, damit es unverzüglich in Neunkreuzerausgaben, auf Sudelpapier, mit Druckersünden und Setzerfehlern ausfliege in alle Welt, Christen und Juden zu laben. Will er harren, bis ihm der Ge

nius winkt, bis ihm die rechte heilige Stunde gekommen, da er der geistigen Zeugung sich fähig empfinde; will er das also Wohlvorbereitete, Wohlausgeführte nach der Strenge des Horazischen Gesetzes zu neunjähriger Reife und Feile zurücklegen: macte tua virtute, puer! so fasse er, haben anders seine Väter nicht triftig vorgesorgt, den großmüthigen Entschluß zu hungern; oder er vermiethe sich, gleich dem Stoiker Kleanthes, zum Wassertragen, oder, gleich dem Komiker Plautus, zur Stampfmühle. Und wenn ihn Weib und Kind mit kläglicher Gebehrde anflehen um Kleidung und Speise, gut; so gebe er ihnen eine Anweisung auf den Ruhm der Nachwelt: vielleicht daß die Großmuth der aufgeklärtesten Gegenwart ihnen darauf etwas in Abschlag zahlt!

Eine Nationalliteratur konnte in Deutschland nach den früheren Verhältnissen nur durch gänzliche Resignation auf unmittelbare Theilnahme und Anerkennung des Volkes zu Stande kommen; und wie es den Anschein hat, wird es auch ferner so seyn. Das Gute und Schöne dringt bei ihm nur langsam durch: was ihm bei der ersten Erscheinung sogleich Beifall abgewann, war immer das Oberflächliche, Halbkluge, meist das ganz und gar Absurde. Göthe mußte beinahe ein Greis werden, ehe die Nation ihn hochhalten lernte; daß sich Schiller einer schnelleren allgemeineren Gunst zu erfreuen hatte, scheint eine Ausnahme ehrenwerther Art zu begründen, bei der es aber nicht bedeutungslos ist, daß er mit den Räubern debütirte, einem Stücke, das dem Elemente der Masse wohlthat. Seine Dichtweise war volksmäßiger, es ist

wahr: aber Lessing und Göthe, die das Publicum langsam gewonnen, hatten ihm auch die Bahn erleichtert. Klopstocks Messias erregte nicht den Enthusiasmus des poetischen Interesse, sondern des religiösen, und in einer Zeit, die noch sehr einfach, unschuldig und geistig eigentlich entsetzlich leer war. Kurz, auf das Volk bauen kann kein deutscher Genius, in sofern es seinen Fittigen Luft und seinen Augen Licht gewähren soll. Was bleibt ihm nun? Die Gunst der Hohen, der Reichen? Im Privatleben erkennen wenige den Werth des Schmuckes, den der Erde Güter von des Geistes Herrlichkeit empfangen: die steifen Gesetze der Convenienz, der Etikette, der Mode; die Tyrannei der Standes- und Rangsucht, die kleinliche Prätension der Eitelkeit, die rohe Zuversicht des Geldstolzes scheuchen das Talent, sich der Vornehmheit oder dem Reichthume zu nähern. Diese begehren Submission, zu der ein edler Geist sich nicht verstehen kann, ohne sein schönstes Gefühl, das Gefühl der Freiheit und des Seelenadels, aufzuopfern. Das Glück begünstigt mit irdischem Segen: soll ihm der himmlische dienen? Soll sich die Muse zur Clientin, zur Parasitin hergeben, dann ist sie schon von ihrem Throne herabgestiegen; ihre Gaben haben keinen Werth mehr als den, welchen jede zum Markte getragene Waare hat. Wo nicht wenigstens die Gleichstellung der geistigen Güter mit den materialen anerkannt ist, da kann keiner genialen Schönheit Blüthe gedeihen. Darum erstarrt der Künste und der Wissenschaften Aufflug unter Castengeist und Oligarchie, und da, wo nichts Werth und Würde hat, als das klingende Geld. Privat-

leute, wie Mäcenas, welcher den Sohn eines armen Freigelassenen neben sich haben, zu seinem Freunde machen, dessen freien Stolz ehren, ja wollen konnte, dessen Widerspruch, dessen Tadel vertrug, dessen zweytes Ich zu heißen begeistert war: solche Männer sind unter allen Völkern unendlich selten gewesen, weil, um so zu seyn, eine Aufklärung über sich und andere, über den Wahn der Welt, über den wahren Vortheil erfordert wird, wie sie wenige Menschen erreichen können.

Nun bleiben die Fürsten! Sie haben von je für Geist und Kunst bei weitem das Größte gethan! Sie sind der Menschheit Helfer und Engel, ihre geistigen Väter geworden. Nur Einmal, bei Einem Volke, war es der Volksherrschaft vergönnt, eine Mutter der Musen auch selbst zu werden: außer Athen aber hat sie mit seltenen Ausnahmen sie entweder blos mit Gleichgültigkeit geduldet, oder selbst mit Rohheit von sich gestoßen. Dagegen zählet her die Reihen der Hieronen, der Ptolemäer, der Medici, der Este, der Scala, wo der Geist des Schönen und des Hohen Familienerbe war; die tausend Einzelnen, welche mit erhabener Seele und freigebiger Hand in Jahrzehnten bewirkten, was sonst Jahrhunderte nicht geleistet, nicht zu erwähnen. Da ward Schillers schönes Wort erfüllt:

Es soll der Dichter mit dem König gehen,
Denn beyde wohnen auf der Menschheit Höhen!

Was in Deutschland edle Fürsten gethan und thun, verbietet die Bescheidenheit, weitläuftig zu preisen. Aber dennoch, um dieser erquickenden und belebenden Sphäre

nahe gebracht zu werden, welche Umstände müssen nicht da sich vereinigen? Wie selten gründet eine Reisebekanntschaft, wie sie den Herzog von Weimar und Göthe zusammenbrachte, das folgenreiche geistige Glück ganzer auf einander folgenden Generationen! Durch seine Schriften vortheilhaft empfohlen zu werden, wie kann das ein talentvoller Autor hoffen in der heutigen unübersehbaren Masse der täglich herauskommenden Bücher, unter der man gar nicht mehr auswählen kann, sondern sich dem Zufalle überlassen muß, weil auch die Stimmen der Kritik in einer solchen Babylonischen Sprachverwirrung unter einander schallen, daß es so schwer ist, sich durch sie zurecht zu finden, als in sternloser Nacht ohne Compaß auf stürmendem Meere. Kommt nun dazu, was unter solchen Umständen leicht und natürlich ist, daß ein edler, das Gute hochherzig wollender Sinn sich in seiner Wahl vergreift; daß vor dem besseren Talente das schlechtere begünstigt wird; daß durch den Mißmuth über nutzlos verschwendete Theilnahme sich Kälte gegen fernere Gelegenheit, der Musen Dienst zu fördern, erzeugen mag: so bleiben für emporstrebende Kräfte selbst von dieser sonst so tröstlichen Sonnenseite her die Aussichten gleichwohl nur unsicher, und nach dem allen den Freunden der Literatur kaum etwas anderes übrig, als auch in diesem Stücke, wie bisher, auf die Lenkung des Himmels zu vertrauen, und die Epochen der Blüthe wie des Verfalls geistiger Bestrebungen den gelegentlichen Entwickelungen günstiger oder ungünstiger Lebensverhältnisse auch ferner zu überlassen: während dessen man den hoffnungsreicheren

Genien der Nation mit nichts anderem zusprechen kann, als daß sie sich so gut wie möglich mit dem beinahe scherzhaften Rathe zu behelfen suchen, sich erst berühmt zu schreiben, um hernach, wenn sie darüber nicht verhungert sind, sich reich zu schreiben. Sie haben dabei wenigstens Aussicht auf die Genugthuung, daß einst diejenigen, welche damit anfangen, sich reich zu schreiben, indem sie den Gaumen des Pöbels kitzelten, vergessen and verschollen seyn werden, wenn ihr Ruhm, der Beifall einer gerechteren und ruhigeren Nachwelt, sie für frühere Entsagungen entschädigt und tröstet.

Wir haben demnach alle Ursache, dem dichterischen Freunde, der in uns alle diese Betrachtungen aufgeregt hat, Glück zu wünschen, daß er, in wünschenswerther Umgebung und hemmungsloser Lage, jener süßen Muße genießen kann, bei der allein das Höchste und Frischeste der ästhetischen Begeisterung ohne alle Trübniß und Unfreiheit aufzublühen vermag. Wie viel freundlicher erging es ihm schon im Beginne seiner Laufbahn, als unserem Jean Paul, mit dessen Jugend die Grazien darben, die Musen bei den Buchhändlern betteln mußten. Wie natürlich, wenn in den Werken des edlen Hingeschiedenen zuweilen eine Herbe über solches Loos durchgedrungen wäre! Aber er hat sie mit der heiligen schönen Liebe eines ächtchristlichen Herzens überwunden; er hat einen Schatz des Segens selbst aus dieser Beschränktheit seiner früheren Jahre gehoben, dessen Frucht jeder mitgenießt, der sich dem Studium seiner Schriften unterzieht. Unser Freund kann freier athmen: ihm ist ein ruhigerer, wei-

terer Blick über des Lebens Auen vergönnt; seine Augen dürfen klar bleiben, seine Miene heiter. Ein solches Gefühl giebt Sicherheit und Ruhe, bei denen der Geist am gedeihlichsten seiner schöpferischen Lust nachhangen kann. Diese stille Freudigkeit und Zuversicht ist es, welche den Schriften der Alten einen so eigenthümlichen Ton giebt, fern von Haß, von Schroffheit, von Unbeholfenheit. Daß ein Gleiches in den Darstellungen unseres Freundes sich zeige, besitzt sein reiches Gemüth, sein trefflicher, philosophisch gebildeter Geist alle Anlage: aber auch die Zeit will ihr Recht üben, und sie ist es, welche das Gute zum Schönen, das Schöne zum Vollkommenen gestaltet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Folgende Druckfehler bittet man den gütigen Leser zu berichtigen:

Seite	6	Zeile	8	lies	Religiosität.
—	40	—	1	—	wenn es verzehrt wird.
—	59	—	14	—	Kunstzweckes.
—	„	—	24	—	liebenswürdig herablassend (ohne Comma).
—	68	—	28	—	Geschichten.
—	97	—	13	—	Ludwigs.
—	102	—	14	—	Sie.
—	112	—	1	—	schwarz und leichtgezeichnet (ohne Comma).
—	226	—	6	—	Nachzeichnungen.
—	232	—	14	—	genialisch.
—	262	—	29	—	lebenskräftig.
—	293	—	25	—	Landes= (natur).

Hannover, gedruckt bei den Gebrüdern Jänecke.

Buchbinderei
H. Pantele
8051 Massenhausen
Tel.: 08165/80121

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weber, Wilhelm Ernst,

Vorlesungen zur Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller

Hannover 1831

P.o.germ. 1555 o

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122809-8